

Alexandre Dumas.



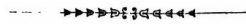
Das Horoscop

# **Das Horoscop.**

Roman  
von  
**Alexander Dumas**

---

Aus dem französischen  
von  
Dr. G. Fink



Stuttgart.  
Frankh'sche Verlagsbuchhandlung.

1859

Druck der K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg in Stuttgart.

# Inhaltsverzeichnis

Das Horoscop.

Erster Band

Prolog.

I. Die Landmesse.

II. Worin erklärt ist, warum es, wenn's am St. Medardustag regnet, vierzig Tage später regnet.

III. Das Wirthshaus zum rothen Roß.

IV. Die Reisenden.

I. Triumphzug des Präsidenten Minards.

II. Das Geburtsfest des Präsidenten Minard.

III. Das Geburtstagsgeschenk des Präsidenten Minard.

IV. Bei den Hugenotten.

V. Am Fuß des neuen Thurmes.

VI. Die Sirene.

VII. Die Tugend des Fräuleins von St. André.

VIII. Der Saal der Verwandlungen.

IX. Die Toilette der Venus.

Zweiter Band.

I Die beiden Schotten.

II. Was sich unter einem Bett zutragen kann.

III. Die Porten der Königin Mutter.

IV. Mars und Venus.

V. Wo Herr von Joinville genöthigt ist sein schlimmes Abenteuer zu erzählen.

VI. Eine heiser Kehle.

VII. Tire-laine und tire-soie.

VIII. Wie die Mutter, so der Sohn.

IX. Wo Herr von Condé dem König Aufruhr predigt.

X. Worin der König seine Ansicht in Betreff des Herrn von Condé und des Rathes Anne Dubourg ändert.

XI. Kriegserklärung.

XII. Der Sohn des Verurtheilten.

XIII. Aus den Kinderschuhen

XIV. Was der Kopf des Prinzen von Condé wog.

# Erster Band

## Prolog.

### I.

#### *Die Landmesse.*

Gegen Mitte Juni des Jahres 1559, an einem herrlichen Sommermorgen, drängte sich eine Volksmenge, die man etwa auf dreißig bis vierzigtausend Personen schätzen konnte, auf dem Sankt-Genovefaplatz zusammen.

Ein Mensch, der ganz frisch aus seiner Provinz gekommen und auf einmal mitten in die Straße St. Jacques gerathen wäre, wo er diese Menge hätte sehen können, würde sich gewiß gewaltig den Kopf darüber zerbrochen haben, was diese zahlreiche Versammlung auf diesem Punkt der Hauptstadt bedeuten solle.

Das Wetter war herrlich: man wollte also nicht wie im Jahr 1551 das Reliquienkästchen der heiligen Genovefa hervorholen, um das Aufhören des Regens zu erlangen.

Es hatte zwei Tage vorher geregnet: man führte also nicht das besagte Reliquienkästchen der heiligen Genovefa in Prozession herum, um wie im Jahr 1556 Regen zu erleben.

Man hatte keine unglückliche Schlacht nach Art der von St. Quentin zu beklagen: man zog also nicht wie im Jahr, 1557 mit dem Reliquienkästchen der heiligen Genovefa umher, um den Schutz Gottes zu erlangen.

Nichtsdestoweniger war es augenscheinlich, daß diese ungeheure Volksmasse, die sich auf dem Platz der alten Abtei versammelt hatte, irgend eine große Feier begehen wollte. Aber welche Feier?

Sie war nicht Religiös denn, obschon man da und dort unter der Menge einige Mönchskutten bemerkte, so waren diese verehrungswürdigen Gewande doch nicht in genügender Anzahl vorhanden, um dem Fest einen religiösen Charakter zu geben.

Sie war nicht militärisch, denn der Kriegerstand war nur schwach vertreten, und die anwesenden Mitglieder desselben hatten weder Partisanen noch Musketen.

Sie war nicht aristokratisch, denn man sah über den Köpfen nicht die wappengeschmückten Fahnen der Edelleute, noch die Federbüsche auf den Castetten der vornehmen Herren flattern.

Was in dieser tausendfarbigen Menge, wo Edelleute, Mönche, Diebe, Bürgersfrauen, Freudenmädchen, Greise, Hanswurste, Zauberer, Zigeuner, Handwerker, Bettelreimer, Verkäufer von Kräuterbier, die Einen zu Pferd, die Andern zu Maulesel, Diese zu Esel, Jene in Kutschen —

man hatte just in diesem Jahr die Kutschen erfunden — sich unter einander drängten, und deren Mehrzahl gleichwohl hin und herging, sich herumstieß, herumwimmelte und sich abmühte, um in den Mittelpunkt des Platzes zu gelangen; was, sagen wir, in dieser Menge vorherrschte, das waren die Studenten: Studenten der vier Nationen, Schotten, Engländer, Franzosen, Italiener.

Es verhielt sich in der That so: man hatte den ersten Montag nach dem St. Barnabastag, und diese ganze Menge war versammelt, um auf die Landmesse zu gehen.

Aber vielleicht verstehen die Leser dieses Wort nicht, das der Sprache des sechzehnten Jahrhunderts angehört. Erklären wir ihnen also, was die Landmesse war.

Gebt Achtung, liebe Leser, wir müssen jetzt Etymologie treiben, nicht mehr und nicht weniger als ein Mitglied der Academie der Inschriften und schönen Wissenschaften.

Das lateinische Wort *indictum* bedeutet einen Tag und Ort, die für irgend eine Volksversammlung *indicirt* oder bezeichnet sind.

Das *i* wurde Anfangs in *e*, dann später bleibend in *a* verwandelt. Man sagte also statt *indictum* nach einander: *l'indit*, *l'endit*, dann *l'arndit* und endlich *landit*.

Daraus folgt, daß dieses Wort Tag und Ort bedeutet, die zu seiner Versammlung bezeichnet sind.

Zur Zeit Carls des Großen, des in Aachen residirenden Teutonenkönigs, zeigte man den Pilgern jedes Jahr einmal die heiligen Reliquien in der Kapelle.

Carl der Kahle versetzte diese Reliquien von Aachen nach Paris, und man zeigte sie dem Volk einmal im Jahr auf einem Markt, der in der Nähe des Boulevards St. Denis abgehalten wurde.

Der Bischof von Paris, welcher fand, daß bei der zunehmenden Frömmigkeit der Gläubigen das Marktfeld in keinem Verhältnis: zu der Menge der Herbeiströmenden stand, verlegte das Landfest in die Ebene von St. Denis.

Die Geistlichkeit von Paris brachte die Reliquien in Procession dahin; der Bischof predigte daselbst und ertheilte dem Volk seinen Segen; aber es verhielt sich mit dem Segen wie mit den Geistern des Nebenmenschen oder den Früchten des Nachbars: nicht Jeder der will kann ihn ertheilen; die Geistlichen von St. Denis behaupteten, ihnen allein stehe auf ihrem Gebiete das Recht der Segnung zu, und sie verklagten den Bischof beim Parlament von Paris wegen Eingriffs in ihre Gerechtsame.

Die Sache wurde von beiden Seiten hartnäckig und mit solcher Beredtsamkeit verfochten, daß das Parlament, da es nicht wußte, wem es Recht geben sollte, allen beiden Unrecht gab, und in Anbetracht der Unruhen, die sie veranlaßten, sowohl den Bischöfen auf der einen, als den Abbés auf der anderen Seite verbot sich auf der Landmesse blicken zu lassen.

Der Rector der Universität war es, der die in Anspruch genommenen Vorrechte ererbte: er hatte das Recht sich alljährlich am ersten Montag nach St. Barnabas auf die Landmesse zu begeben, um daselbst das nothwendige Pergament für alle seine Collegen auszuwählen; den auf dem Markt sitzenden Kaufleuten war sogar verboten auch nur ein einziges Blatt zu verkaufen, bevor der Herr Rector alle seine Einkäufe gemacht hatte.

Dieser Spaziergang des Rectors, der mehrere Tage dauerte, brachte die Studenten auf die Idee ihn zu begleiten, und sie ersuchten ihn um Erlaubnis. Sie wurde ihnen gewährt, und von diesem Augenblick an wurde die Reise alljährlich mit allem Pomp und aller Pracht veranstaltet, die man sich nur denken kann.

Professoren und Studenten versammelten sich zu Pferd auf dem St. Genovefaplatz und zogen

von da in guter Ordnung auf das Marktfeld. Die Cavalcade kam ziemlich ruhig an ihrem Bestimmungsort an, dort aber schlossen sich ihnen alle Zigeuner und Hexenmeister — man zählte ihrer damals dreißigtausend in Paris — alle zweideutigen Frauenzimmer — die Zahl von diesen hat noch nie ein Statistiker angegeben — in Mannskleidern so wie sämmtliche Fräulein vom Vald'Amour, von Chaud-Gaillard, von der Straße Froid-Mantel an; eine wahre Armee, ähnlich jenen großen Völkerwanderungen vom vierten Jahrhundert, nur mit dem Unterschied, daß diese Damen keine Barbarinnen oder Wilde, sondern vielmehr nur allzu civilisirt waren.

Auf der Ebene St. Denis machte Jeder Halt, stieg von seinem Pferd, seinem Esel oder Maulthiere, schüttelte einfach den Staub von seinen Stiefeln, Schuhen und Camaschen ab, wenn er zu Fuß gekommen war, mischte sich in die ehrenwerthe Gesellschaft und versuchte auf ihren Ton einzugehen oder ihn zu steigern. Man setzte sich, man aß Blutwürste, Bratwürste und Pasteten, man trank auf die blumigen Wangen der Damens schreckliche Quantitäten weißer Weine von allen Hügeln der Umgegend, von St. Denies, la Briche, Epinaylez, St. Denis und Argenteuil. Die Köpfe wurden warm bei den Liebesreden und Trinksprüchen, dann entstand ein Lärm, Geschrei, und Gejohle, es wurden Wettkämpfe im Trinken gehalten, die Zecher forderten immer mehr und mehr, sie behaupteten ein rechter Kellner müßte wie Briareus hundert Hände haben, um unermüdlich einschenken zu können. Kurz und gut, man führte förmlich das fünfte Capitel von Gargantua auf.

Die schöne Zeit oder vielmehr, das müßt Ihr selbst zugeben, die lustige Zeit, wo Rabelais, Pfarrer von Meudon, den *Gargantua*, und wo Brantome, Abt von Bourdeille, *galanten Damen* schrieb.

War man einmal betrunken, so sang man, umarmte sich fing Händel an, machte tausend Tollheiten, verhöhnte die Vorübergehenden. Man mußte sich doch lustig machen, zum Teufel!

Man knüpfte daher mit dem ersten besten Ankömmling, der unter die Hand fiel, Gespräche an, die je nach dem Charakter der Leute mit Gelächter, Beleidigungen oder Prügeln endeten.

Es waren zwanzig Parlamentsbeschlüsse nöthig, um diesem Unfug zu steuern; zuletzt mußte man versuchsweise die Messe auf der Ebene in die Stadt St. Denis selbst verlegen.

Im Jahr 1550 wurde beschlossen, daß die Studenten nicht mehr in corpore der Landmesse anzuwohnen, sondern dieselbe bloß durch Deputationen von zwölf Mann für jedes der vier Nationalcollegien, wies man sie damals nannte, und zwar die Professoren mit inbegriffen, zu beschicken hätten.

Aber da geschah Folgendes:

Die nicht zugelassenen Studenten legten ihre Universitätskleider ab, zogen kurze Mäntelchen an, setzten farbige Hüte auf, trugen zerfetzte Strümpfe, fügten, um diesen Saturnalien Ehre zu machen, den Degen, der ihnen verboten war, zu, dem Dolch, den zu tragen sie sich seit unvordenklichen Zeiten das Recht angemahlt hatten, und zogen auf allen möglichen Straßen nach dem Sprichwort: *Jeder Weg führt nach Rom*, nach St. Denis; da sie nun unter ihren Masken der Wachsamkeit ihrer Lehrer entgingen, so wurde der Unfug noch unendlich größer als vor der Ordonnanz, die man erlassen hatte um ihm zu steuern.

Man war also im Jahr 1559, und wenn man die Ordnung sah, womit das Collegium sich in Marsch zu setzen begann, so hätte man auf hundert Meilen nicht an die Ausschweifungen gedacht, denen es sich überlassen sollte, sobald es einmal angekommen war.

Diesmal also zog wie gewöhnlich die Cavalcade in ziemlich guter Ordnung auf, kam in die

große Rue St. Jacques, ohne allzu viel Lärm zu machen, stieß vordem Chatelet angelangt eines jener Verwünschungshurrahs aus, zu denen nur Pariser Volkshaufen fähig sind — denn die Hälfte der Mitglieder, welche die Versammlung bildeten, kannte gewiß die unterirdischen Gefängnisse dieses Monuments anders als von bloßen Höransagen — und nach dieser Kundgebung, welche immerhin eine kleine Herzenserleichterung war, drang sie in die Rue St. Denis.

Laß uns ihr vorangehen, geneigter Leser, und sodann in der äbtlichen Stadt St. Denis Platz nehmen, um daselbst einer Episode des Festes anzuwohnen, welche sich an die Geschichte knüpft, die zu erzählen wir unternommen haben.

Das officielle Fest war allerdings in der Stadt, in der Hauptstraße der Stadt selbst; in der Stadt und besonders in der Hauptstraße war es, wo die Barbieri, die Bierwirthe, Tapetenmacher, Krämer, Weißzeughändlerinnen, Kummetmacher, Sattler, Sailer, Spornmacher, Lederhändler, Weißgerber, Rothgerher, Schuhmacher, Muldenmacher, Tuchmacher, Wechsler, Goldschmiede, Gewürzkrämer und besonders die Schenkwirthe in hölzernen Buden, die sie schon zwei Monate vorher hatten erbauen lassen, ihren Geschäften oblagen.

Wer vor etwa zwanzig Jahren dem Markt von Beaucaire oder, noch einfacher, vor zehn Jahren dem Jahrmarkt von St. Germain angewohnt hatte, der kann sich einen Begriff von der Landimesse machen, wenn er das Gemälde, das er in diesen beiden Lokalitäten gesehen, auf riesige Verhältnisse ausdehnt.

Wer aber regelmäßig jedes Jahr diese selbe Landimesse besuchte, die man noch in unsern Tagen in der Unterpräfector der Seine feiert, der kann sich, wenn er sieht was sie jetzt ist, schlechterdings keine Vorstellung von dem machen, was sie früher war.

Statt dieser düstern schwarzen Kleider, die bei allen Festen unwillkürlich als eine Erinnerung an Trauer, als eine Protestation der Traurigkeit, der Königin dieser armen Welt, gegen die Heiterkeit, die nur als Usurpatorin erscheint, selbst die am wenigsten Melancholischen wehmüthig stimmen, schimmerte diese ganze Masse in hellen Tuchkleidern, in Gold und Silberstoffen mit Borten, Tressen, Federn, Bändern, Sammt, golddurchwirktetn Tafft, Atlas mit Silberlahn, diese ganze Menge, sagen wir, funkelte der Sonne und schien ihr ihre glühendsten Strahlen in Blitzen zurückzusenden; in der That war niemals ein ähnlicher Luxus von den obersten bis in die untersten Schichten der Gesellschaft entfaltet worden, und obschon seit dem Jahr 1543 zuerst Franz I. und dann Heinrich IV. zwanzig Luxusgesetze erlassen hatten, so waren dieselben doch niemals zur Ausführung gekommen.

Die Erklärung dieses unerhörten Luxus ist höchst einfach. Die Entdeckung der neuen Welt durch Columbus und Americas Vespucius, so wie die Kriegszüge eines Fernando Cortez und Pizarro nach dem berühmten Königreich Cathay, das von Marco Polo angezeigt worden, hatten eine solche Menge baar Geld nach ganz Europa geworfen, daß ein Schriftsteller dieses Jahrhunderts sich über das Ueberfluthen des Luxus so wie über das Steigen der Waarenpreise beklagt, die sieh, wie er behauptet, binnen achtzig Jahren mehr als vervierfacht hatten.

Inzwischen war die pittoreske Seite des Festes nicht in St. Denis selbst. Zwar hatte die Ordonnanz des Parlaments es in die Stadt verlegt, aber die unendlich mächtigere Ordonnanz des Volkes hatte es an den Fluß versetzt. Somit war die Messe in St. Denis, das Fest aber am Ufer. Da wir nichts zu laufen haben, so wollen wir uns hiermit an das Ufer unterhalb der Insel St. Denis begeben, um allda zu sehen und zu hören, wie es zugeht.

Die Cavalcade, die wir vom St. Genovefaplatz aus die Rue St. Jacques hinabziehen, das



Chatelet mit einem Hurrah begrüßen und von da in die Rue St. Denis einmünden sahen, hatte zwischen elf und halb zwölf ihren Einzug in der königlichen Necropole gehalten; sodann entwischten die Studenten gleich Schafen, die man bei ihrer Ankunft auf der Wiese in Freiheit läßt, ihren Professoren und ergossen sich theils über die Felder, theils über die Stadt, theils über das Seineufer hin.

Es war, das muß man gestehen, für sorglose Herzen — dergleichen es auch jetzt noch, obschon nur wenige, gibt — ein herrlicher Anblick, da und dort im Sonnenschein, auf dem Gras des Uferrandes, eine Meile in der Runde frische Studenten von zwanzig Jahren zu den Füßen schöner junger Mädchen mit Schnürleibchen von rothem Atlas, Wangen von rosenfarbigem Atlas und Hälsen von weißem Atlas liegen zusehen.

Dies Augen Boccoacios mußten den azurnen Teppich des Himmels durchdringen und liebevoll auf diesen gigantischen Decameron herabschauen. »Der erste Theil des Tages verging ganz gut. Man hatte warm und trank. Man hatte Hunger und aß. Man ruhte sitzend oder liegend aus. Dann begannen die Unterhaltungen lärmend zu werden und die Köpfe sich zu erhitzen. Gott weiß, wie viele Weintöpfe gefüllt und geleert, wieder gefüllt und wieder geleert, aufs Neue gefüllt und zuletzt zerschlagen wurden, worauf man einander die Scherben an die Köpfe warf.

So kam es, daß gegen drei Uhr das Ufer mit theils ganzen, theils zerbrochenen Töpfen und Tellern, mit vollen und leeren Tassen, mit Paaren, die in zärtlicher Umarmung auf dem Rasen lagen, mit Ehemännern, die fremde Frauenzimmer für ihre Weiber, mit Weibern, die ihre Liebhaber für ihre Männer nahmen, bedeckt, daß, sagen wir, das Ufer, das kaum noch grün, frisch gewesen und wie ein Dorf am Arnostrande gefunkelt hatte, jetzt einer Teniersschen Landschaft glich, die einer flämischen Kirchmeß als Rahmen diente.

Auf einmal erhob sich ein furchtbares Geschrei.

»Ins Wassers ins Wasser!« rief man.

Alles erhob sich, das Geschrei wurde immer ärger.

»Ins Wasser mit dem Ketzer! ins Wasser mit dem Protestanten! ins Wasser mit dem Hugenotten! ins Wasser mit dem Gottlosen! ins Wasser, ins Wasser, ins Wasser!«

»Was gibt es denn, riefen zwanzig, hundert, tausend Stimmen.

»Er hat Gott gelästert, er hat an der Vorsehung gezweifelt, er hat gesagt, es werde regnen.«

So unschuldig diese Anklage auf den ersten Blick erscheinen mochte, so rief sie doch eine ungeheure Aufregung unter der Menge hervor. Die Menge amüsierte sich und wäre wüthend gewesen, wenn ein Gewitter sie in ihren Lustbarkeiten gestört hätte. Die Menge hatte ihre Sonntagskleider an und wäre wüthend gewesen, wenn der Regen ihre Sonntagskleider verderbt hätte. Das Geschrei in Folge dieser Aufklärung wurde daher immer ärger. Man näherte sich dem Ort, woher die Stimmen kamen, und allmählig drängte sich ein so dichter Volkshaufen dort zusammen, daß selbst der Wind Mühe gehabt hätte durchzukommen.

Inmitten dieser Gruppe, die beinahe von sich selbst erstickt wurde, kämpfte sich ein junger Mensch von etwa zwanzig Jahren ab, in dem man leicht einen vermummten Studenten erkannte; mit blassen Wangen, bleichen Lippen, aber geballten Fäusten schien er darauf zu warten, daß kühnere Angreifer als die andern, statt sich mit bloßem Geschrei zu begnügen, wirklich Hand an ihn legten, und dann wollte er Alles zu Boden schlagen, was ihm unter die beiden Streitkolben geriethe, die seine geschlossenen Fäuste bildeten.

Er war ein großer Blondin, aber ziemlich mager und leibarm; er sah aus wie eines der als

Herrn verkleideten galanten Jüngfernchen, von denen wir so eben sprachen; seine Augen mußten, wenn sie gesenkt waren, die außerordentlichste Ehrlichkeit anzeigen, und wenn die Demuth eine menschliche Gestalt angenommen hätte, so würde sie keinen andern Typus gewählt haben als denjenigen, welchen das Gesicht dieses Jünglings darbot.

Welches Verbrechen konnte er doch begangen haben, daß dieser ganze Volkshaufe ihm zu Leibe wollte, daß diese ganze Meute hinter ihm herbellte, daß all diese Arme sich ausstreckten, um ihn ins Wasser zu werfen?

---

## II.

*Worin erklärt ist, warum es, wenn's am St. Medardustag regnet, vierzig Tage später regnet.*

Wir haben es im vorstehenden Capitel gesagt, er war Hugennott und hatte erklärt, daß es regnen würde.

Die Sache war ganz einfach, wie ihr sehen werdet, und ging folgendermaßen zu.

Der junge Blondin, der einen Freund oder eine Freundin zu erwarten schien, ging am Ufer hin spazieren. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und schaute ins Wasser; dann, als er das Wasser lange genug angeschaut hatte, schaute er auf den Rasen; endlich, nachdem er den Rasen zur Genüge betrachtet, schlug er die Augen auf und sah zum Himmel empor.

Man kann allerdings finden, daß dieß eine einhönige Beschäftigung war, aber man wird gestehen müssen, daß sie harmlos war. Gleichwohl stießen sich einige der Personen, welche das Landifest nach ihrer Weise feierten, daran, daß dieser junge Mann es nach der seinigen feierte. Seit ungefähr einer halben Stunde hatten mehrere Spießbürger, vermischt mit Studenten und Handwerkern, deutlich genug verrathen, daß sie sich über die dreifachen, Betrachtungen des jungen Mannes ärgerten; sie ärgerten sich um so mehr, als dieser selbe junge Mann ihnen nicht die mindeste Beachtung zu schenken schien.

»Ah,« sagte eine Mädchenstimme, »ich bin nicht neugierig, aber ich möchte doch gerne wissen, warum dieser junge Mensch so hartnäckig zuerst das Wasser, dann die Erde und dann den Himmel ansieht.«

»Du willst es wissen? meine Herzensperrette?« fragte ein junger Spießbürger, welcher galant den Wein aus dem Glas der Dame und die Liebe aus ihren Augen trank.

»Ja, Landry, und ich werde demjenigen, der mirs sagt, einen tüchtigen Kuß geben.«

»Ach, Perrette, ich wollte, daß Du für einen so süßen Lohn etwas Schwierigeres forderst.«

»Ich will mich mit dem begnügen.«

»Versprich mirs noch einmal.«

»Da hast Du meine Hand.«

Der junge Spießbürger küßte die Hand des jungen Mädchens und erhob sich mit den Worten:

»Du sollst es sogleich erfahren.«

Sofort schritt er auf den einsamen und stummen Betrachter zu.

»He da, junger Mann,« redete er ihn an, »ohne Euch befohlen zu wollen, warum schaut Ihr denn den Rasen so an? Habt Ihr Etwas verloren?«

Als der junge Mann bemerkte, daß man *ihn* Meinte, drehte er sich um, nahm höflich seinen Hut ab und antwortete mit der größten Freundlichkeit: »Ihr täuscht Euch, mein Herr, ich sah nicht auf den Rasen sondern in den Fluß.«

Nach diesen wenigen Worten drehte er sich wieder auf die andere Seite. Meister Landry war ein wenig verblüfft; er hatte keine so höfliche Antwort erwartet. Diese Höflichkeit rührte ihn. Er kehrte zu seiner Gesellschaft zurück und kratzte sich hinter dem Ohr.

»Nun wohl?« fragte ihn Perrette.

»Nun wohl, wir täuschten uns,« sagte Landry in ziemlich kläglichem Tone, »er sah nicht den Rasen an.«

»Was denn?«

»Den Fluß.«

Man lachte dem Boten unter die Nase, so daß ihm die Schamröthe ins Gesicht stieg.

»Und Ihr habt ihn nicht gefragt, warum er in den Fluß schaue?« fragte Perrette.

»Nein,« antwortete Landry; »er war so höflich, daß ich dachte, es wäre unbescheiden noch eine zweite Frage an ihn zu richten.«

»Zwei Küsse Jedem, der ihn fragt, warum er in den Fluß schaue?« sagte Perrette.

Drei oder vier Liebhaber erhoben sich.

Aber Landry gab durch ein Zeichen zu verstehen, daß er die Sache einmal angefangen habe und folglich auch zu Ende bringen müsse.«

Man gab die Richtigkeit seiner Forderung zu.«

Er wandte sich also von Neuem gegen den jungen Blondin und redete ihn zum zweiten Mal an.

»He da, junger Mann,« fragte er ihn, »he da junger Mann, warum seht Ihr denn so in den Fluß hinein?«

Die vorige Scene erneuerte sich wieder. Der junge Mann drehte sich um, nahm seinen Hut ab und antwortete fortwährend höflich:

»Entschuldigen Sie mich, mein Herr, ich sah nicht den Fluß an, sondern den Himmel.«

Nach diesen Worten salutirte der junge Mann und begab sich auf die andere Seite.

Aber Landry, der schon durch diese zweite Antwort aus seiner Fassung gebracht worden war, wie vorher durch die erste, glaubte seine Ehre im Spiel, und da er seine Gesellschaft laut lachen hörte, so faßte er Muth, nahm den Studenten an seinem Mantel und sagte dringend zu ihm:

»Dann junger Mann, wollt Ihr mir vielleicht gefälligst sagen, warum Ihr den Himmel ansehet?«

»Mein Herr,« antwortete der junge Mann, »wollt Ihr mir gütigst sagen, warum Ihr mich das fraget?«

»Nun wohl, ich will mich offen gegen Euch erklären, junger Mann.«

»Das soll mich freuen, mein Herr.«

»Ich frage es Euch, weil meine Gesellschaft sich darüber ärgert, daß Ihr seit einer Stunde unbeweglich wie ein Klotz dastehet und immer die gleichen Bewegungen machet.«

»Mein Herr,« antwortete der Student, »ich bin unbeweglich, weil ich einen Freund erwarte. Ich bleibe stehen, weil ich ihn beim Stehen aus größerer Ferne kommen sehe. Da er nun nicht kommt und das Warten mich langeweilt, da ferner die Langeweile mich zum Gehen veranlaßt, so sehe ich auf den Boden, um meine Schuhe nicht an den Scherben zu zerreißen, womit der Rasen übersät ist; wenn ich dann lang genug auf den Boden gesehen habe, so sehe ich in den Fluß; endlich, wenn ich lang genug in den Fluß gesehen habe, so sehe ich zum Himmel hinauf.«

Der Spießbürger nahm diese Erklärung nicht für Das was sie war, nämlich für die reine und einfache Wahrheit, sondern glaubte sich mystificirt und wurde roth wie die Klatschrosen, die man von Ferne in den Klee und Kornfeldern schimmern sah.

»Und gedenket Ihr, junger Mann,« fragte er, indem er sich herausfordernd auf seine linke

Hüfte stützte und gewaltig in die Brust warf, »gedenket Ihr diese langweilige Beschäftigung noch lange zu treiben?«

»Ich gedachte sie noch bis zu dem Augenblick zu treiben, wo mein Freund zu mir kommen würde, mein Herr, aber« — der junge Mann schaute zum Himmel empor — »ich glaube nicht, daß ich warten kann, bis es ihm gefällig ist. . .«

»Und warum wollt Ihr nicht auf ihn warten?«

»Weil es dergestalt regnen wird, mein Herr, daß weder Sie, noch ich, noch sonst Jemand in einer Viertelstunde noch im Freien bleiben können.«

»Ihr sagt, es werde regnen?« fragte der Spießbürger mit der Miene eines Menschen, welcher glaubt, daß man sich über ihn lustig mache.

»Ja,« und zwar tüchtig, mein Herr, antwortete der junge Mann ruhig.

»Ihr wollt ohne Zweifel spaßen, junger Mann?«

»Ich schwere Euch, daß ich nicht die geringste Lust dazu habe.«

»Dann wollt Ihr Euch über mich lustig machen?« fragte der Spießbürger erbittert.

»Mein Herr, ich gebe Euch mein Wort, daß ich dazu eben so wenig Lust habe als zu einem Spasse.«

»Warum sagt Ihr mir dann, es werde regnen, während das Wetter doch herrlich ist?« heulte Landry, der immer hitziger wurde.

»Ich sage aus drei Gründen, daß es demnächst regnen werde.«

»Kenntet Ihr mir diese drei Gründe anführen?«

»Allerdings, wenn es Euch Freude macht.«

»Es macht mir Freude.«

Der junge Mann salutirte höflich und mit einer Miene, welche besagen wollte: »Ihr seid so liebenswürdig mein Herr, daß ich Euch Nichts abschlagen kann.«

»Ich erwarte Eure drei Gründe,« sagte Landry mit geballten Fäusten und zähneknirschend.

»Der erste, mein Herr,« sprach der junge Mann, »besteht darin: Da es gestern nicht geregnet hat, so ist dieß ein Grund, daß es heute regnen wird.«

»Ihr verhöhnt mich, mein Herr?«

»Ganz und gar nicht.«

»Nun denn, laßt den zweiten hören.«

»Der zweite besteht darin, daß der Himmel die ganze Nacht wie auch den ganzen Morgen überzogen war und es noch in diesem Augenblick ist.«

»Weil der Himmel überzogen ist, so ist das noch kein Grund, daß es regnen wird, versteht Ihr mich?«

»Es ist wenigstens eine Wahrscheinlichkeit.«

»Gebt jetzt Euren dritten Grund zum Besten: nur sage ich Euch zum Voraus, wenn er nicht besser ist als die zwei ersten, so werde ich böse.«

»Wenn Ihr böse würdet, mein Herr, so müßtet Ihr einen abscheulichen Character haben.«

»Ah! Ihr sagt, ich habe einen abscheulichen Character?«

»Mein Herr, ich spreche in der bedingten Zeit und nicht im Präsens.«

»Der dritte Grund, mein Herr? Der dritte Grund?«

»Der dritte Grund zum Regnen ist, das es regnet, mein Herr.«

»Ihr behauptet, daß es regne?«

»Ich behaupte es nicht blos, sondern ich versichere es.«

»Nein, das ist unerträglich!« sagte der Spießbürger außer sich.

»Es wird sogleich noch unerträglicher werden.« sagte der junge Mann.

»Und Ihr glaubt, daß ich mir das gefallen lasse?« rief der Spießbürger scharlachroth vor Wuth.

»Ich glaube, daß Ihre Euch so gut gefallen lassen müßt wie ich,« sagte der Student, »und wenn ich Euch einen Rath ertheilen darf, so machet es wie ich: suchet eine Unterkunft.«

»Ha, das ist zu stark!« heulte der Spießbürger, indem er sich gegen seine Gesellschaft zurückwandte.

Dann rief er denjenigen, die im Bereich seiner Stimme waren, zu:

»Komm Alle hierher! kommt, kommt!«

Er schien so wüthend, daß Jedermann auf seinen Ruf herbeieilte.

»Was gibt es?« fragten die Frauenzimmer mit gellenden Stimmen.

»Was ist los?« fragten die Männer mit heiseren Stimmen.

»Was es gibt?« sagte Landry, als er sich unterstützt sah, »es gehen da ganz unglaubliche Sachen vor.«

»Was denn?«

»Dieser Herr will mich ganz einfach am hellen Mittag die Sterne sehen lassen.«

»Ich bitte um Verzeihung, mein Herr,« versetzte der junge Mann »mit der größten Sanftmuth »ich habe Euch im Gegentheile gesagt, der Himmel sei schrecklich überzogen.«

»Das ist eine Figur, Herr Student,« versetzte Landry, »versteht Ihr mich, das ist eine Figur.«

»In diesem Fall ist es eine schlechte Figur.«

»Ihr sagt, daß ich eine schlechte Figur mache!« heulte der Spießbürger, dem das Blut zu den Ohren drang, so daß er absichtlich oder unwillkürlich schlecht hörte. »Ha, das ist zu stark, meine Herrn Ihr sehet ganz deutlich, daß dieser Schlingel da sich über uns lustig macht.«

»Daß er sich über Euch lustig macht,« sagte eine Stimme, »nun ja, das ist möglich.«

»Ueber mich wie über Euch und uns Alle; er ist ein Witzbold, der blos Possen im Kopf hat und Euch zum Schabernack einen Regen herbeiwünscht.«

»Mein Herr, ich schwöre Euch, daß ich keinen Regen wünsche, da ich sonst eben so naß werde wie Ihr, ja sogar noch nasser, weil ich drei oder vier Zoll mehr habe als Ihr.«

»Ihr wollt also sagen, daß ich ein Knirps sei?«

»Das ist mir nicht eingefallen, mein Herr.«

»Ein Zwerg?«

»Das wäre eine ungerechtfertigte Beleidigung. Ihr habt beinahe fünf Fuß, mein Herr.«

»Ich weiß nicht, warum ich Dich nicht ins Wasser werfe!« ruft Landry.

»Ach ja, ins Wasser! ins Wasser! sagten mehrere Stimmen.

»Wenn Ihr mich ins Wasser werfet, mein Herr,« sagte der junge Mann mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit, »so würdet Ihr nichtsdestoweniger naß werden.«

Da der junge Mann durchs diese Antwort bewiesen hatte, daß er für sich allein mehr Geist besaß als alle Andern, so kehrten sich alle Andern gegen ihn. Ein großer Kerl trat heran und

sagte halb spöttisch, halb drohend zu ihm:

»Sag einmal, Du Spitzbube, warum behauptest Du, daß es in diesem Augenblick regne?«

»Weil ich Tropfen gespürt habe.«

»Tropfen!« rief Landry. »Wenn es Tropfen regnet, so ist Dieß noch kein starker Regen, und er hat ausdrücklich gesagt, daß es tüchtig regnen werde.«

»Du stehst also mit einem Astrologen in Verbindung?« sagte der große Kerl.«

»Ich stehe mit Niemand in Verbindung, mein Herr,« antwortete der junge Mann, der sich zu ärgern anfang, »nicht einmal mit Euch; der ihr mich dutzet.«

»Ins Wasser! ins Wasser!« riefen Mehrere Stimmen.

In diesem Augenblick war es, daß der Student, als er den Sturm heftiger werden sah, seine Fäuste ballte und sich zum Kampf vorbereitete. Der Kreis um ihn herum begann sich zu verdichten.

»Ei, sieh da,« sagte Einer der neu Angekommen, »es ist Medardus.«

»Was ist mit Medardus?« fragten mehrere Stimmen.

»Dieß ist der Heilige, dessen Fest wir heute feiern,« versetzte ein Spaßvogel.

»Schon gut,« sagte derjenige, der den jungen Mann erkannt hatte, »dieser da ist kein Heiliger, sondern vielmehr ein Ketzer.«

»Ins Wasser mit dem Ketzer!« rief die Menge, »ins Wasser mit dem Ketzer! ins Wasser mit dem Gottlosen! ins Wasser mit dem Albigenser! Ins Wasser mit dem Hugenotten!«

Und alle Stimmen wiederholten im Chor:

»Ins Wasser! ins Wasser! ins Wasser!«

Dieses Geschrei war es, wodurch das Fest unterbrochen wurde, mit dessen Beschreibung mir im besten Zug waren.

Aber just in diesem Augenblick, wie wenn die Vorsehung dem jungen Mann die Hilfe zusenden wollte, deren er so bedürftig schien, kam der erwartete Freund — ein schöner Cavalier, von zwei bis dreiundzwanzig Jahren, dessen vornehme Miene den Edelmann und dessen ganze Turnüre den Fremden verrieth — der erwartete Freund sagen wir, kam herbeigelaufen, durchbrach die Menge und hatte sich bis auf zwanzig Schritte von seinen Freund vorangearbeitet, als dieser von vorn, von hinten, an den Füßen und am Kopfe zugleich gepackt wie ein Rasender um sich schlug.

»Vertheidige Dich, Medardus!« rief der neue Ankömmling, »vertheidige Dich!«

»Ihr sehet, daß es wirklich Medardus ist!« rief derjenige, der ihn mit diesem Namen begrüßt hatte.

Und als ob die Führung dieses Namens ein Verbrechen wäre, schrie die ganze Menge:

»Ja, es ist Medardus! ja, es ist Medardus! Ins Wasser mit dem Ketzer! ins Wasser mit dem Hugenotten!«

»Wie kann ein Ketzer die Frechheit haben den Namen eines so großen Heiligen zu führen?« rief Perrette.

»Ins Wasser mit dem Gottlosen!«

Und die Leute, die den armen Medardus ergriffen hatten, schleppten ihn nach dem abschüssigen Rand.

»Hierher, Robert!« rief der junge Mann, welcher sah, daß er dieser Masse nicht zu

widerstehen vermochte, und daß dieser Spaß leicht mit seinem Tod endigen konnte.

»Ins Wasser!« heulten die Weiber, die im Haß wie in der Liebe wüthend sind.

»Vertheidige Dich, Medardus!« rief der Fremde zum zweiten Mal, indem er den Degen zog, »vertheidige Dich, ich bin da.«

Dann begann er mit der flachen Klinge rechts und links einzuhaueu und wälzte sich wie eine Lawine nach der Böschung hin. Aber es kam ein Augenblick, wo diese Menge so dicht war, daß sie beim besten Willen nicht auseinander zugehen vermochte. Sie empfing die Hiebe, heulte vor Schmerz; ging aber nicht auseinander. Nachdem sie vor Schmerz geheult hatte, heulte sie vor Wuth.

Der neue Ankömmling, den man an seinem ausländischen Accent leicht als einen Schotten erkannte, schlug beständig darauf los, kam aber nicht vorwärts oder gewann doch so langsam sein Terrain, daß man wohl sah, sein Freund würde im Wasser liegen, bevor er zu ihm gelangen könnte. Etwa zwanzig Bauern, die da waren, und fünf oder sechs Schiffsleute mischten sich in die Sache. Vergebens klammerte sich der arme Medardus mit den Händen fest, vergebens stieß er mit den Füßen, vergebens biß er um sich, jede Secunde brachte ihn dem Uferrand näher.

Der Schotte hörte nur noch sein Geschrei, und dieses näherte sich dem Wasser immer näher. Er selbst schrie nicht mehr, sondern brüllte, und bei jedem Gebrüll fiel seine flache Klinge oder sein Degenknopf auf einen Kopf. Auf einmal wurde das Geschrei noch heftiger, dann verstummte es und dann hörte man das Geräusch eines schweren Körpers, der ins Wasser fällt.

»Ha, ihr Halunken! ha, ihr Mörder! ha, ihr Meuchler!« heulte der junge Mann indem er auch dem Fluß voranzudringen versuchte, um seinen Freund zu retten oder mit ihm zu sterben.

Aber es war unmöglich. Eben so leicht hätte er eine Granitwand umgeworfen, als diese lebendige Mauer. Gänzlich abgehetzt, zähneknirschend, mit Schaum vor dem Mund und schweißstriefender Stirne wich er zurück, Er wich bis auf die Höhe der Böschung zurück, um zu sehen, ob er nicht über diese Menge hinweg den Kopf des armen Medardus bemerken könne, der etwa wieder über das Wasser emporkäme. So stand er auf seinen Degen gestützt, oben auf der Böschung, aber als er Nichts zum Vorschein kommen sah, da senkte er seine Augen auf diese müthende Menge herab und sah voll Eckel diese Menschenmeute an.

Indem er ganz allein, bleich und in seinem schwarzen Costüm so dastand glich er dem Würgengel, der mit ein gezogenen Flügeln einen Augenblick ausruhte Aber nach diesem Augenblick stieg die Wuth, die in seiner Brust kochte wie die Lava in einem Vulkan, brennend auf seine Lippen.

»Ihr seid sammt und sonders Halunken,« sagte er, »Ihr seid sammt und sonders Meuchelmörder, und Schandbuben! Ihr habt Euch zu vierzig zusammengerottet, um einen armen Jungen, der Euch Nichte zu Leide gethan hatte, zu ermorden, ins Wasser zu werfen und zu ersäufen. Ich biete Euch allen zusammen den Kampf an. Ihr seid vierzig, kommt und ich werde Euch alle vierzig Einen um den Andern wie Hunde todtschlagen, denn Hunde seid Ihr.«

Die Bauern, Spießbürger und Studenten, an welche diese Einladung zum Sterben erging, bezeugten ganz und gar keine Lust den Kampf mit blanker Waffe gegen einen Mann auszunehmen, der seinen Degen so sieghaft zu führen schien. Als der Schotte Dieß sah, steckte er verachtungsvoll sein Schwert wieder in die Scheide.

»Ihr seid eben so feig als gemein, niederträchtige Schufte!« fuhr er fort, indem er seine Hand über alle Köpfe ausbreitete, »aber ich werde diesen Tod an Leuten rächen, die weniger



erbärmlich sind als Ihr denn Ihr seid des Degens eines Edelmanns nicht würdig. Zurück also ihr elende Bauern, und möge Regen und Hagel eure Weinberge Verwüsten und eure Ernten zu Boden schlagen, und zwar so viele Tage lang, so viel Leute Ihr waret, um einen einzigen Menschen zu tödten!«

Aber da es nicht gerecht gewesen wäre diesen Mord ganz ungestraft zu lassen, und da das Blut wiederum Blut fordert, so machte er eine große Pistole von seinem Gürtel los und schoß, ohne zu zielen, mitten unter die Menge.

»Wie es Gott gefällt,« sagte er.

Der Schuß ging los, die Kugel pfiff, und einer der Bursche, die so eben den jungen Mann ins Wasser geworfen hatten, stieß einen Schrei aus, fuhr mit der Hand an seine Brust und sank tödtlich getroffen nieder.

»Und jetzt adieu!« rief er. »Ihr sollt noch öfter von mir hören. Ich heiße Robert Stuart.«

Als er diese Worte sprach, platzten die Wolken, die sich seit gestern am Himmel gesammelt hatten, plötzlich los, und wie der unglückliche Medardus vorausgesagt, fiel einer jener wolkenbruchartigen Regen, wie sie in den Regenzeiten niemals fallen.

Der junge Mann zog sich langsam zurück.

Die Bauern würden ihm unfehlbar nachgelaufen sein, als sie sahen, daß seine Flüche augenblicklich ihre Wirkung hervorbrachten, aber das Donnergrollen, das ihnen den jüngsten Tag anzukündigen schien, der strömende Regen, die Blitze, die ihre Augen blendeten, beschäftigten sie unendlich mehr als der Gedanke an Rache, und von diesem Augenblick an entstand eine allgemeine wilde Flucht.

Das Ufer das so eben noch von fünf bis sechstausend Personen bedeckt gewesen, war jetzt so verlassen wie der Strand eines jener Flüsse der neuen Welt, die der genuesische Schiffer in der letzten Zeit entdeckt hatte.

Der Regen strömte vierzig Tage lang unausgesetzt fort.

Und deßhalb, wir glauben es wenigstens, liebe Leser, deßhalb regnet es, wenn es am St. Medardustag geregnet hat, vierzig Tage später

---

### III.

#### *Das Wirthshaus zum rothen Roß.*

Wir werden es nicht unternehmen unsern Lesern zu sagen, wohin sich die fünfzig oder sechzigtausend Personen flüchteten, die dem Landifest anwohnten und, als sie so plötzlich von dieser neuen Sündfluth überrascht wurden, in den Hütten, den Häusern, den Schenken und sogar in der Domkirche Schutz suchten.

Es gab damals in der Stadt St. Denis kaum fünf oder sechs Wirthshäuser, und diese füllten sich in einem Augenblick dermaßen; daß manche Personen schneller wieder hinausgingen, als sie hereingekommen waren, weil sie lieber im Regen ertrinken als in der Hitze ersticken wollten.

Das einzige Wirthshaus, das beinahe leer blieb — und diesen Vortheil verdankte es seiner abgesonderten Lage — war das Wirthshause zum rothen Roß, das ein paar Büchenschußweiten von St. Denis an der Straße stand.

Drei Personen bewohnten für den Augenblick das große rauchige Zimmer, das man emphatisch den Saal der Reisenden nannte, und das neben der Küche und einem über diesem Erdgeschoß befindlichen Speicher, wo die verspäteten Maulthiertreiber und Viehhändler schliefen, für sich allein den ganzen Gasthof bildete. Es war eine Art von Riesenschoppen der sein Licht durch die Thüre erhielt, welche bis ans Dach hinaufreichte; die Zimmerdecke bestand nach dem Muster der Arche aus Balken, die sich nach der Form des Daches neigten.

Wie in der Arche kroch eine gewisse Anzahl von Thieren, Hunde, Katzen, Hühner und Enten auf dem Boden herum, und in Ermanglung des Raben, der mit leerem Schnabel zurückkehren sollte, so wie der Taube, welche den Oelzweig heimbrachte, sah man um die rauchgewürzten Balken herum bei Tag Schwalben und bei Nacht Fledermäuse flattern. Die Möbel in diesem Saal beschränkten sich auf die unerläßlichen Utensilien einer Herberge, d. h. auf hängende Tische, so wie auf krüppelhafte Stühle mit oder ohne Lehne.

Die drei Personen, die dieses Zimmer bewohnten, waren der Wirth, seine Frau und ein Reisender von dreißig bis fünfunddreißig Jahren.

Wir wollen sagen, wie diese drei Personen gruppirt waren und mit was sie sich beschäftigten.

Der Wirth, den wir in seiner Eigenschaft als Hausherr zuvörderst in die Scene setzen, beschäftigte sich mit gar Nichts; er saß rittlings vor der Thüre auf einem Strohstuhl, er hatte sein Kinn auf den obern Theil der Lehne gelegt und brummte über das schlechte Wetter.

Seine Frau, die ein wenig hinter ihrem Manne saß, jedoch so, daß sie sich im Lichte befand, spann am Rädchen und, benetzte an ihrem Mund den Faden, den sie aus dem Hauf an ihrer Kunkel hervorzog und unter ihren Fingern drehte.

Der Reisende hatte das Licht nicht gesucht, sondern saß im Gegentheil mit dem Rücken gegen die Thüre im entferntesten Winkel des Zimmers und schien, nach dem Weinkrug und dem Becher zu schließen, die vor ihm standen, Etwas draufgehen zu lassen.

Gleichwohl schien es ihm nicht ums Trinken zu thun zu sein; den Ellbogen auf dem, Tisch, den Kopf in seine Hand gestützt, war er in ein tiefes Nachdenken versunken.

»Verfluchtes Wetter!« brummte der Wirth.

»Du beklagst Dich?« sagte die Frau; »Du hast es ja selbst so verlangt.«

»Das ist wahr,« versetzte der Wirth, »aber ich habe Unrecht gehabt.«

»Nun, so beklage Dich nicht.«

Bei dieser nicht sehr tröstlichen, aber vollkommen logischen Ermahnung ließ der Wirth seufzend seinen Kopf hängen und hielt sich ruhig. Dieses Schweigen währte etwa zehn Minuten; dann richtete der Wirth den Kopf wieder empor und wiederholte:

»Verdammtes Wetter!«

»Du hast dieß schon einmal gesagt,« bemerkte die Frau.

»Nun, so sage ichs von Neuem.«

»Und wenn Du es bis zum Abend an Einem fort sagst, so wird es doch Nichts helfen.«

»Das ist wahr, aber es thut mir doch wohl über den Donner, den Regen und Hagel zu lästern.«

»Warum lästerst Du nicht lieber sogleich über die Vorsehung?«

»Wenn ich glauben könnte, baß sie uns ein solches Wetter schicke. . .«

Der Wirth hielt inne.

»Dann würdest Du über sie lästern; ei wie, gestehe es nur sogleich.«

»Nein, weil. . .«

»Weil was?«

»Weil ich ein guter Christ bin und kein Hund von einem Ketzer.«

Bei diesen Worten »weil ich kein Hund von einem Ketzer bin« erwachte der Reisende, der sich im Wirthshaus zum rothen Roß verfangen hatte, wie eine Katze in einem Schlag, aus seiner Betrachtung, richtete sein Haupt empor und schlug mit seinem Zinnbecher so heftig an den Tisch, daß der Krug zu tanzen anfang und der Becher sich abplattete.

»Hier, hier,« rief der Wirth, der auf seinem Stuhl aufsprang, wie der Krug auf dem Tisch aufgesprungen war, in der Meinung, daß sein Gast ihn rufe: »hier, mein junger Herr.«

Der junge Mann drehte seinen Stuhl auf einem der Hinterfüße und sich selbst mit ihm, so daß er dem Wirth gegenüber kam, der vor ihm stand; er betrachtete ihn dann von Kopf zu Fuß und sagte, ohne seine Stimme um eine Note zu erhöhen, aber mit gerunzelter Braue zu ihm:

»Habt nicht Ihr so eben die Worte ausgesprochen: Hund von einem Ketzer?«

»Ja, mein junger Herr,« stammelte der Wirth ertöthend.

»Nun wohl, wenn Ihr es seid, einfältiger Kerl,« versetzte der Kunde, »so seid Ihr weiter Nichts als ein ungezogener Esel, und würdet verdienen, baß man Euch die Ohren stutzte.«

»Verzeiht, mein edler Herr, aber ich wußte nicht, daß Ihr der reformirten Religion angehöret,« sagte der Wirth an allen Gliedern zitternd.

»Seht, Einfaltspinsel,« fuhr der Hugenotte, ohne seine Stimme auch nur um einen halben Ton zu steigern, fort, »Das muß Euch beweisen, daß ein Wirth, der es mit allen Arten von Leuten zu thun hat, seine Zunge im Zaum halten muß; es konnte ja geschehen, daß er einen Hund von Katholiken vor sich zu haben glaubte, während er einen Ehrenwerthen Schüler Luthers und Calvins vor sich hätte.«

Und bei diesen beiden Namen lüpfte der Edelmann seinen Fils. Der Wirth that das Gleiche. Der Edelmann zuckte die Achseln.

»Schon gut,« sagte er, »bringt mir jetzt frischen Wein und laßt mich das Wort Ketzer nicht mehr hören, sonst renne ich Euch meinen Degen durch den Leibe Ihr versteht mich, mein

Freund?«

Der Wirth zog sich rücklings zurück und ging in die Küche, um den verlangten Wein zu holen.

Während dieser Zeit befand sich der Edelmann, nachdem er mit seinem Stuhl eine halbe Schwenkung nach rechts gemacht hatte, aufs Neue im Finstern, sodaß er der Thüre abermals den Rücken kehrte, als der Wirth zurückkam und sein Krüglein vor ihn stellte.

Jetzt streckte ihm der Edelmann schweigend seinen zerdrückten Becher hin, damit er ihm einen neuen dafür geben sollte. Der Wirth machte ohne ein Wort zu sprechen, mit den Augen und dem Kopf ein Zeichen, welches bedeutete: »Zum Teufel es scheint, wenn Dieser zuschlägt, so schlägt er tüchtig zu.« Dann kam er zurück und reichte dem Schüler Calvins einen frischen Becher.

»Es ist gut,« sagte dieser, »so liebe ich die Wirthe.«

Der Wirth lächelte dem Edelmann so angenehm als nur möglich zu und nahm dann seinen Platz im Vordergrund wieder ein.

»Nun wohl,« fragte ihn seine Frau, welche, da der Protestant so leise gesprochen, kein Wort von der Unterredung zwischen ihrem Mann und ihrem Gast verstanden hatte, »was hat dieser junge Herr zu Dir gesagt?«

»Was er zu mir gesagt hat?«

»Ja, das frage ich Dich.«

»Er hat mir die allerschmeichelhaftesten Dinge gesagt,« antwortete dieser; »mein Wein sei ausgezeichnet, mein Haus ganz vortrefflich gehalten, und er könne sich nicht genug darüber wundern, daß ein solcher Gasthof nicht größere Kundschaft besitze.«

»Und was hast Du ihm geantwortet?«

»Dieses verdammte Wetter sei Schuld an unserem Ruin.«

In dem Augenblick, wo unser Mann zum dritten Mal ganz vom Zaun gerissen über das Wetter schimpfte, ließ die Vorsehung, als wollte sie ihn Lügen strafen, zu gleicher Zeit, aber von zwei entgegengesetzten Seiten her zwei neue Gäste anrücken, den einen zu Fuß, den andern zu Pferd. Der Fußgänger, der einem Abenteurer gleich sah, laut von links, d. h. von der Straße von Paris her; der Reiter, der das Costüm eines Pagen trug, kam von rechts, d. h. von der Straße nach Flandern.

Aber als der Fußgänger die Schwellen des Wirthshauses überschritt, geriethen seine Füße unter die des Pferdes. Er stieß einen Fluch aus und erblaßte. Schon dieser einzige Fluch zeigte die Heimath des Fluchers an.

»Ah! Cap de Diou!« rief er

Der Andere, ein Reiter von erster Stärke, ließ sein Pferd eine halbe Wendung nach links beschreiben, riß es auf seine Hinterbeine, sprang herab, ehe das Thier mit seinen Füßen den Boden wieder berührt hatte, stürzte auf den Verwundeten zu und sagte im Tone der lebhaftesten Besorgniß:

»Oh, mein Capitän, ich bitte tausendmal um Entschuldigung.«

»Wißt Ihr, Herr Page,« versetzte der Gascogner, »daß Ihr mich beinahe erdrückt hättet?«

»Glaubet mir Capitän,« erwiderte der junge Page, »daß ich es aufs innigste bedaure.«

»Nun, tröstet Euch, mein junger Herr, antwortete der Capitän mit einer Grimasse, welche bewies, daß er seinen Schmerz noch nicht ganz bewältigt hatte; »tröstet Euch, Ihr habt mir so

eben, ohne daran zu denken, einen ungeheuren Dienst geleistet, und ich weiß in Wahrheit nicht, wie ich Euch meine Erkenntlichkeit dafür bezeugen soll.«

»Einen Dienst!«

»Einen ungeheuren!« erwiderte der Gascogner.

»Und wie so, mein Gott?« fragte der Page, der an den nervösen Gesichtsverzuckungen des Andern sah, daß er einer großen Selbstbeherrschung bedurfte, um nicht zu fluchen, statt zu lächeln.

»Es ist ganz einfach,« versetzte der Capitän, »es gibt nur zwei Dinge in der Welt, die mich sehr ärgern können: alte Weiber und neue Stiefel; nun stecke ich schon seit heute früh in neuen Stiefeln, in denen ich von Paris bis hierher gehen mußte. Ich besann mich auf ein Mittel sie recht bald zu Grunde zu richten, und nun habt Ihr im Nu zu Eurem ewigen Ruhm dieses Wunder verrichtet. Ich bitte Euch daher an mich zu denken und bei jeder Gelegenheit über meine Person zu verfügen, die sich Euch höchlich verbunden erklärt.«

»Mein Herr,« sagte der Page sich verneigend, »Ihr seid ein Mann von Geist, was mich nicht wundert, nachdem ich den Fluch gehört habe, wo mit Ihr mich begrüßten Ihr seid höflich, was mich nicht wundert, da ich ahne, daß Ihr ein Edelmann seid. Ich nehme Euer Anerbieten an und stelle mich meinerseits vollständig zu Euren Diensten.«

»Ohne Zweifel gedachtet Ihr in dieser Herberge einzukehren?«

»Ja, mein Herr, auf einige Augenblicke,« antwortete der junge Mann, indem er sein Pferd an einen zu diesem Behufe in der Mauer befestigten Ring band, eine Verrichtung, bei welcher der Wirth mit freudfunkelnden Augen zusah.

»Und ich auch,« sagte der Capitän; »he da, Teufelswirth, Wein her und vom besten!«

»Sogleich, meine Herren,« sagte der Wirth, in dem er nach seiner Küche stürzte, »sogleich!«

Fünf Secunden nachher kam er mit zwei Krügen und zwei Gläsern zurück, die er auf einen Tisch neben demjenigen stellte, wo bereits der erste Edelmann saß. «

»Herr Wirth« fragte der junge Page mit einer weichen frauenähnlichen Stimme, »habt Ihr in Eurem Haus ein Zimmer, wo ein junges Mädchen ein paar Stündchen ausruhen könnte?«

»Wir haben blos diesen Saal hier,« antwortete der Wirth.

»Ah Teufel, das ist unangenehm.«

»Ihr erwartet eine Dame, mein wackerer Camerad?« sagte der Capitän geheimnißvoll, indem er seine Zunge über seine Lippen spielen ließ und damit das Ende seines Schnurrbarts erwischte, worein er zu beißen anfing.«

»Die Dame kommt nicht meinerwegen Capitän,« antwortete der junge Mann ernsthaft; »sie ist die Tochter meines edlen Gebieters, des Herrn Marschalls von St. André«

»Ei, wie schön sich das trifft! Solltet Ihr also im Dienste des erlauchten Marschalls von St. André stehe?«

»Ich habe diese Ehre, mein Herr.«

»Und Ihr glaubt, daß der Marschall hier in dieser elenden Hütte einkehren werde?« Ihr bildet Euch das ein, mein junger Page? Ei, warum nicht gar!« sagte der Capitän.

»Er muß wohl; seit vierzehn Tagen liegt der Herr Marschall krank im Schloß von Villers-Cotterets, und da es ihm unmöglich war zu Pferd nach Paris zu reisen, wo er dem Tournier vom 29-sten anwohnen will, das zu Ehren der Hochzeit seiner, König Philipps II. mit der Prinzessin

Elisabeth und der Prinzessin Margareth mit dem Herzog Emanuel Philibert von Savoyen stattfinden so hat Herr von Guise als Schloßnachbar von Villers-Cotterets. . .«

»Herr von Guise hat ein Schloß in der Nähe von Villers-Cotterets?« fiel der Capitän ein, der beweisen wollte, daß er seinen Hof kenne; « »woher bekommt Ihr doch dieses Schloß, junger Mann?

»Es liegt in Nunteuil-le-haudouin, Capitän, »und er hat es erst in der neuesten Zeit gekauft, um sich auf dem Weg des Königs zu befinden, wenn dieser nach Villers-Cotterets geht und daher zurückkommt.«

»Ah, ah, ich finde daß das recht gut gespielt ist.«

»Oh!« sagte der junge Page lachend, »die Geschicklichkeit ist es nicht, was diesem Spieler fehlt.«

»Das Spiel auch nicht,« bemerkte der Capitän.

»Ich sagte also« fuhr der Page fort, »daß Herr von Guise dem Marschall seine Kutsche geschickt habe und daß er ihn in langsamem Schritt heimführet; aber so angenehm die Kutsche sein mag und so langsam die Pferde sie nach Gonesse führten, so ist doch der Herr Marschall müde geworden, und Fräulein Charlotte von St. André hat mich vorausgeschickt, um eine Herberge zu suchen, wo ihr Vater ein wenig ausruhen könne.«

Als der erste Edelmann, der vor Aerger scharlachroth wurde, wenn man den Hugenotten Böses nachsagte, diese Worte andern in seiner Nähe stehenden Tisch hörte, lauschte er und schien an der Unterhaltung ein sehr directes Interesse zu nehmen.

»Per la crux Diou! Machte der Gascogner, »ich schwöre Euch, junger Mann, daß ich, wenn ich auf zwei Meilen in der Runde ein Zimmer wüßte, das würdig wäre diese zwei Feldherrn zu empfangen, die Ehre sie dahin zu führen Niemand, Selbst meinem Vater nicht, abtreten würde; aber leider,« fügte er hinzu, »weiß ich keines.«

Der hugenottische Edelmann machte eine Bewegung, die einem Zeichen der Verachtung gleichen konnte. Diese Bewegung zog die Aufmerksamkeit des Capitän auf sich.«

»Ah, ah!« machte er. Damit erhob er sich, grüßte den Hugenotten mit ausgesuchter Höflichkeit und wandte sich nach Erfüllung dieser Pflicht gegen den Pagen hin. Der Hugenott erhob sich, wie der Gascogner gethan hatte, grüßte höflich, aber trocken, und drehte seinen Kopf gegen die Wand. Der Capitän schenkte dem Pagen ein; dieser hob sein Glas in die Höhe, bevor es zum dritten Theil voll war; dann trank er.

»Ihr sagtet also, junger Mann,« begann er, »daß Ihr im Dienst des Marschalls von St. André, des Helden von Cerisoles und von Renty, stehet. Ich wohnte als junger Mensch der Belagerung von Boulogne bei und sah, welche Anstrengungen er machte, um sich in den Platz zu werfen. Ah, so wahr ich lebe, das ist einmal ein Mann, der seinen Marschallstitel nicht gestohlen hat.«

Dann hielt er auf einmal inne und schien nachdenklich zu werden.

»Cap de Diou!« sagte er, »da fällt mir gerade Etwas ein. Ich komme aus der Gascogne, ich habe das Schloß meiner Väter verlassen, um mich in den Dienst eines berühmten Prinzen oder erlauchten Feldherrn zu begeben. Junger Mann, sollte es im Hause des Marschalls von St. André nicht irgend einen Platz geben, den ein braver Officier wie ich auf passende Weise ausfüllen könnte? Ich bin in Bezug auf den Gehalt nicht heikel, und wenn man mir nur keine alte Frau zum Unterhalten und keine neuen Stiefel zum Zerreißen gibt, so verspreche ich jedes Amt, das man mir gütigst anvertrauen wird, zur Zufriedenheit meines Gebieters auszufüllen.«

»Ach, Capitän,« sagte der junge Page, »es thut mir wirklich unendlich leid, aber unglücklicherweise ist das Haus des Herrn Marschalls vollständig, und ich zweifle, ob er, selbst beim besten Willen, Euer verbindliches Anerbieten annehmen könnte.«

»Zum Henker, das ist um so schlimmer für ihn; denn ich kann mich rühmen, daß ich den Leuten, die mich anstellen, kostbare Dienste zu leisten vermag. Thun wir jetzt, als hätte ich Nichts gesagt, und laßt uns Trinken.«

Der junge Page hatte bereits sein Glas erhoben, um dem Capitän Bescheid zu thun, als er auf einmal eine Bewegung machte und lauschte, dann aber sein Glas wieder aus dem Tisch stellte

»Verzeiht, Capitän,« sagte er, »aber ich höre das Geräusch einer Kutsche, und da die Kutschen noch selten sind, so glaube ich wohl versichern zu dürfen, daß es die des Herzogs von Guise sein wird; ich bitte also um Erlaubniß Euch auf einige Augenblicke zu verlassen.«

»Immer zu, mein junger Freund, immer zu,« sagte der Capitän mit besonderem Nachdruck; »die Pflicht geht Allem vor.«

Die Bitte um Erlaubniß war eine pure Höflichkeit von dem Pagen. denn ehe noch der Capitän antwortete, hatte er rasch die Herberge verlassen und war an der Biegung des Weges verschwunden.

---

## IV.

### *Die Reisenden.*

Der Capitän benutzte diese Abwesenheit, um nachzudenken und bei dieser Gelegenheit den Krug auszutrinken, den er vor sich hatte. Nachdem der erste expedirt war, verlangte er einen zweiten. Dann wandte sich der Capitän, wie wenn ihm der Denkstoff ausgegangen wäre, oder wie wenn diese geistige Verrichtung in Folge der Ungewohnheit nicht ohne eine reinliche Anstrengung bei ihm vor sich ging, gegen den Hugenotten, grüßte ihn mit der affektirten Höflichkeit, wovon er bereits Beweise gegeben hatte, und sagte:

»So wahr ich lebe, mein Herr, es scheint mir, ich begrüße einen Landsmann.«

»Ihr täuschet Euch, Capitän,« antwortete der Angeredete; »denn wenn ich mich nicht irre, so seid Ihr aus der Gascogne, während ich aus dem Angoumois bin.«

»Ah! Ihr seid aus dem Angoumois!« rief der Capitän im Tone bewundernder Ueberraschung: »aus dem Angoumois, wahrhaftig! Ei! Ei! Ei!«

»Ja, Capitän; ist Euch Das angenehm?« fragte der Hugenotte.

»Ich glaube es wohl; erlaubt mir deßwegen auch, daß ich Euch mein Compliment darüber mache; ein prächtiges Land, fruchtbar, von herrlichen Flüssen durchschnitten; die Männer sind voll von Muth, wie man an dem verstorbenen König Franz I. sieht; die Frauen sprudelte von Geist, wie Frau Margareth von Navarra beweist; kurz und gut, ich gestehe Euch, mein Herr, daß ich, wenn ich nicht aus der Gascogne wäre, aus dem Angoumois sein möchte.«

»Das ist in der That allzu viel Ehre für meine arme Provinz, mein Herr,« sagte der angoumoisische Edelmann, »und ich weiß nicht, wie ich Euch meinen Dank abstaten soll.«

»Oh! Nichts ist leichter, mein Herr, als mir das bischen Dank zu beweisen, das Ihr meiner rauhen Offenheit gütigst zollen wollt. Erweist mir die Ehre mit mir auf den Ruhm und die Wohlfahrt Eurer Landsleute anzustoßen.«

« »Mit dem größten Vergnügen, Capitän,« sagte der Hugenotte, indem er seinen Krug und sein Glas auf eine der Ecken des Tisches herüberstellte, an welchem der Gascogner seit dem Weggang des Pagen ganz allein saß.

Nachdem der Toast auf den Ruhm und die Wohlfahrt der Kinder des Angoumois ausgebracht war, brachte der hugenottische Edelmann, um an Höflichkeit nicht zurückzustehen, denselben Toast auf die Wohlfahrt und den Ruhm der Kinder der Gascogne aus.

Da nun die Höflichkeit gehörig erwidert war, nahm der angoumoisische Edelmann seinen Krug und sein Glas wieder und traf Anstalten nach seinem Platz zurückzugehen.

»Oh, mein Herr« sagte der Gascogner, »Ihr wollt die Bekanntschaft gar zu schnell abbrechen; « erweist mir doch den Gefallen Euren Krug an diesem Tisch vollends auszutrinken.«

»Ich fürchtete Euch zu belästigen, mein Herr,« erwiderte der Hugenotte höflich, aber kalt.

»Mich belästigen? Nie! Ueberdieß, mein Herr, bin ich der Meinung, daß die besten und vollständigsten Bekanntschaften bei Tisch erschlossen werden. Es ist sehr selten, daß ein Krug nicht drei Gläser Wein enthält, nicht wahr?«



»Allerdings, mein Herr, dieß ist sehr selten,« antwortete der Hugenotte, der sich sichtlich besann, wo wohl der Andere hinauswollte.

»Nun denn, so laßt uns mit jedem Glas Wein eine Gesundheit ausbringen. Gestaltet Ihr mir eine Gesundheit auf das Glas?«

»Ja wohl, mein Herr.«

»Wenn man sich dazu vereinigt hat aus Herzensgrund die Gesundheit dreier Männer auszubringen, so beweist Dieß, daß man von gleicher Gesinnung und von gleichen Grundsätzen ist.«

»Es ist etwas Wahres an dieser Bemerkung, mein Herr.«

»Etwas Wahres! etwas Wahres! Ihr sagt, es sei etwas Wahres daran. Beim Blute Gottes, mein Herr, es ist die reinste Wahrheit.«

Dann fügte er mit seinem einnehmendsten Lächeln hinzu:

»Um die Bekanntschaft anzufangen, mein Herr, und um die Aehnlichkeit unserer Ansichten ans Licht kommen zu lassen, erlaubt mir also als erste Gesundheit die des erlauchten Connetabels von Montmorency auszubringen.«

Der Edelmann, der bereits vertrauensvoll sein Glas erhoben und ein heiteres Gesicht angenommen hatte, wurde wieder ernsthaft und stellte sein Glas wieder auf den Tisch.

»Ihr werdet mich entschuldigen, mein Herr; aber bei diesem Mann kann ich Euch unmöglich Bescheid thun. Herr von Montmorency ist mein persönlicher Feind.«

»Euer persönlicher Feind?«.

»Soweit ein Mann in seiner Stellung der Feind eines Mannes in der meinigen, soweit der Große der Feind des Kleinen sein kann.«

»Euer persönlicher Feind in diesem Fall wird er von Stund an der meinige, um so mehr als ich offen gestanden, ihn ganz und gar nicht kenne und keine tiefe Zärtlichkeit gegen ihn empfinde. Schlechter Ruf: geizig, krittlich, ein Hurenjäger, läßt sich schlagen wie ein Einfaltspinsel, fangen wie ein Dummkopf. Wie zum Teufel konnte mir doch die Idee kommen Euch eine solche Gesundheit vorzuschlagen? Erlaubt mir daher, daß ich meine Revanche nehme und eine andere ausbringe. Auf den erlauchten Marschall von St. André!«

»So wahr ich lebe. Ihr habt kein Glück, Capitän,« antwortete der hugenottische Edelmann, indem er bei dem Namen St. André ganz dasselbe that was er bei dem Namen des Connetabels gethan hatte. »Ich trinke nicht auf die Gesundheit eines Mannes, den ich nicht achte, eines Mannes, der bereit ist für Ehren und Geld Alles zu thun, eines Mannes, der seine Frau und seine Tochter verkaufen würde, wie er sein Gewissen verkauft hat, wenn man ihm den gleichen Preis dafür böte.«

»Oh, oap de Diou!« Was sagt Ihr mir da?« rief der Gascogner, »wie sich wollte auf die Gesundheit eines solchen Mannes trinken. . . wo zum Teufel hattest Du denn Deinen Kopf, Capitän?« fuhr der Gascogner fort, indem er sich selbst eines Verweis ertheilte. »He, guter Freund, wenn Du Dir die Achtung der ehrlichen Leute bewahren willst, so darfst Du künftig keine solche Dummheiten mehr machen.«

Dann wandte er sich wieder an den Hugenotten und sagte:

»Mein Herr, von diesem Augenblick an hege ich gegen den Marschall von St. André ganz dieselbe Verachtung wie Ihr. Da ich Euch nun nicht unter dem Eindruck des Irrthums lassen will, den ich begangen habe, so will ich eine dritte Gesundheit ausbringen, gegen die Ihr hoffentlich

Nichts einzuwenden haben werdet.«

»Welche, Capitän?«

»Die Gesundheit des erlauchten Franz von Lothringen, Herzogs von Guise! — auf den Vertheidiger von Metz! auf den Sieger von Calais! auf den Rächer von St. Quentin und von Grävelingen! auf den Wiedergutmacher der Dummheiten des Connetabel von Montmorency und des Marschalls von St. André.«

»Capitän,« sagte der junge Mann erblassend, »Ihr habt kein Glück mit mir, denn ich habe ein Gelübde abgelegt.«

»Welches, mein Herr? Glaubet mit, daß ich, wenn ich zur Erfüllung desselben Etwas beitragen kann. . .«

»Ich habe geschworen daß Derjenige, dessen Gesundheit Ihr mir verschlaget, von *meiner* Hand sterben solle.«

»Ei zum Henker!« rief der Gascogner.

Der Hugenotte machte eine Bewegung, um aufzustehen.

»Wie?« rief der Gascogner. »Was macht Ihr da, mein Herr?«

»Mein Herr,« sagte der Hugenotte, »der Versuch ist gemacht; die drei Gesundheitigen sind ausgebracht, und da wir, wie es scheint, über die Menschen nicht gleicher Ansicht sind, so steht zu befürchten, daß es noch schlimmer ausfallen wird, wenn wir an die Grundsätze kommen.«

»Ha, beim lebendigen Gott! man soll nicht sagen, mein Herr, daß Männer, die geschaffen sind, um sich zu verstehen, sich um Anderer willen überworfen haben, die sie nicht einmal kennen, denn ich kenne weder den Herzog von Guise, noch den Marschall von St. André, noch den Connetabel von Montmorency. Nehmen wir also an, ich habe die Unklugheit begangen die Gesundheit dreier großer Teufel aus der Hölle, des Satan, des Lucifer und der Aftaroth auszubringen; Ihr gebet mir bei der dritten Gesundheit zu verstehen, daß ich meine Seele verliere, und nun trete ich natürlich in aller Geschwindigkeit zurück— Ich stehe also noch immer auf dem Punkt, von dem ich ausgegangen bin, und da unsere Gläser voll sind, so laßt uns, auf wem Euch gefällig ist, auf unsere beiderseitige Gesundheit trinken. Gott verleihe Euch lange und glorreiche Tage, mein Herr, Das ist es, was ich aus tiefstem Herzen von ihm erflehe!«

»Der Wunsch ist allzu höflich, als daß ich ihn nicht zurückgeben sollte, Capitän.«

»Und dießmal leerte der Angoumois sein Glas nach dem Beispiel des Capitäns, welcher dem seinigen bereits sein Recht angethan hatte.

»Nun wohl, es bleibt also dabei,« sagte der Gascogner mit der Zunge schnalzend, »und wir verstehen uns ganz vortrefflich; vom heutigen Tag an also, mein Herr, könnt Ihr über mich als Euren ergebensten Freund verfügen.«

»Ich stelle mich auf gleiche Weise zu Eurer Verfügung, Capitän,« antwortete der Hugenotte mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit.

»Ich meinerseits« fuhr der Gascogner fort, »will noch hinzufügen, mein Herr, daß ich nur auf eine Gelegenheit warte, Euch einen Dienst zu erweisen.«

»Ich gleichfalls,« antwortete der Angoumois.

»Aufrichtig, wein edler Herr?«

»Ganz aufrichtig, mein Capitän.«

»Nun wohl, diese Gelegenheit, die Ihr sucht, mir einen Dienst zu erweisen, habt Ihr, glaube

ich, bereits gefunden.«

»Ists möglich, daß ich dieses Glück gehabt hätte?«

»Ja; beim Kreuze Gottes. ich wüßte mich sehr täuschen, wenn Ihr sie nicht unter der Hand hättet.«

»So sprecht.«

»Die Sache ist die, ich komme aus der Gascogne; ich habe das Schloß meiner Väter, wo ich zusehends und auf eine beklagenswerthe Art fetter wurde, verlassen. Mein Barbier hat mir tüchtige Bewegung anempfohlen, und ich komme nach Paris in der Absicht, mir welche zu machen. Es versteht sich von selbst, daß ich die Laufbahn der Waffen ergriffen habe. Solltet Ihr nicht im Angoumois irgend ein gutes Plätzchen wissen, das ein gascognischer Capitän ausfüllen könnte, vorausgesetzt daß man ihn nicht alte Weiber zur Unterhalten oder neue Stiefel zum Zerreißen gibt? Ich wage mir zu schmeicheln, wein Herr, daß ich in diesem Fall die Geschäfte, die man mir anvertrauen dürfte, auf eine vorteilhafte Art besorgen werde.«

»Ich möchte gern, Capitän,« antwortete der Angoumois; »aber unglücklicher Weise habe ich sehr jung meine Provinz verlassen und kenne Niemand dort.«

»Bei den Eingeweiden des heiligen Vaters, das ist sehr unglücklich, wein Herr, aber da fällt mir eben ein, mein edler Herr, vielleicht wüßtet Ihr irgend ein Plätzchen in einer andern Provinz; ich bestehe nicht gerade darauf ins Angoumois zu kommen, denn man versichert mich, daß dort die Fieber herrschen; oder vielleicht könntet Ihr mich irgend einem tugendhaften Herrn von hohem Geschlechte empfehlen. Wenn er auch nicht vollkommen tugendhaft wäre, so wollte ich mich darein ergeben, vorausgesetzt daß Gott ihm an Bravour zugetheilt hatte, was er ihm an Tugend verweigert.«

»Ich bedanke lebhaft, Capitän, daß ich einem so schmiegsamen Manne, wie Ihr seid, in Nichts zu dienen vermag; aber ich bin ein armer Edelmann wie Ihr, und wenn ich einen leiblichen Bruder hätte, so könnte er vom Ueberfluß meiner Börse oder meines Credits sein Leben nicht stiften.«

»Beim frommen Schächer!« rief der Gascogner, »das ist in Wahrheit sehr verdrießlich; aber da wenigstens die Absicht vorhanden war, wein edler Herr,« fuhr der Capitän fort, indem er aufstand und sein Degengehäng wieder fester band, »so bin ich Euch auf Ehre in gleicher Weise verpflichtet.«

Und er grüßte den Hugenotten, der ihm den Gruß erwiderte, seinen Krug und sein Glas wieder nahm und sich aufs Neue an seinen ersten Platz setzte.

Im Uebrigen brachte die Ankunft der Kutsche auf die handelnden Personen, die wir in Scene gesetzt haben, einen verschiedenen Eindruck hervor.

Wir haben gesehen, daß der angoumoisische Edelmann seinen Platz wieder einnahm, der ihm gestattete der Thüre den Rücken zu kehren. Der gascognische Capitän blieb kerzengerade stehen, wie es einem jüngeren Sohn aus gutem Hause gegenüber den hohen Berühmtheiten zustand, welche der Page angekündigt hatte; der Wirth und seine Frau endlich stürzten auf die Thüre zu, um sich zur Verfügung der Reisenden zu stellen die ihr Glücksstern zu ihnen führte.

Der Page, der, um seine Kleider nicht durch Berührung der kothigen und eingesunkenen Straße zu beschmutzen, aus dem dreifachen Kutschentritt stand, sprang herab und öffnete den Schlag. Ein Mann von vornehmer Miene mit einer breiten Narbe auf der Wange stieg zuerst aus.

Es war Franz von Lothringen, Herzog von Guise, dem man seit der furchtbaren Wunde, die er

in Calais erhalten hatte, den Beinamen *der Benarbte* gegeben. Er trug die weiße Schärpe mit den goldenen Franzen und Lilien, die Insignie seines Grads als Generallieutenant der königlichen Armeen. Seine Haare waren kurz geschnitten und standen büstenartig empor; er trug die schwarze Sammtmütze mit weißen Federn, die damals in der Mode war, das perlgraue und silbergestickte Wamms, das seine Lieblingsfarben enthielt, Hosen und Mantel von scharlachrothem Sammt nebst langen Stiefeln, die man nöthigenfalls bis an den Oberschenkel heraufziehen oder auch unter dem Knie hinabschlagen kannte.

»Ei, das ist ja eine wahre Sündfluth,« sagte er, indem er sich mitten in die Pfützen stellte, durch die man zur Wirthshausthüre gelangen mußte.

Dann wandte er sich zur Kutsche zurück, neigte sich ins Innere hinein und sagte:

»Liebe Charlotte, Ihr könnt unmöglich Eure hübschen Fäßchen in diesen dicken garstigen Koth stellen.«

»Was dann thun?« fragte ein weiches flötenartiges Stimmchen

»Mein lieber Marschall,« fuhr der Herzog fort, »wollt Ihr mir erlauben Eure Tochter in meinen Armen hineinzutragen? Dieß würde mich um vierzehn Jahre verjüngen, denn es sind heute gerade vierzehn Jahre, meine schöne Pathin, daß ich Euch auf diese Weise aus Eurer Wiege nahm. Wohlan denn, mein holdes Täubchen,« fügte er hinzu, »kommt hervor aus Eurer Arche.«

So sprechend nahm er das junge Mädchen in seine Arme und stellte es mit drei großen Schritten ins Innere des Saales.

Der Titel *Täubchen*, welchen der galante Herzog seiner Pathin gegeben hatte, die nunmehr bald seine Schwiegertochter werden sollte, war keineswegs angemast: es war in der That unmöglich einen weißerem schmachtenderen und zierlicheren Vogel zu sehen als denjenigen, welchen der, Herzog so eben in seinen Armen weggetragen und auf den feuchten Platten des Wirthshauses niedergestellt hatte.

Die dritte Person, die aus der Kutsche stieg oder vielmehr zu steigen versuchte, war der Marschall von St. André. Er rief seinen Pagen, aber dieser hörte nicht, obgleich er kaum drei Schritte von ihm stand. Als ächter Page verschlang er mit verliebten Blicken die Tochter seines Gebieters.

»Jacques! Jacques!« wiederholte der Marschall. »He da! wirft Du endlich kommen, kleiner Schlingel.«

»Ich bin da!« rief der junge Page, indem er sich lebhaft umwandte; »ich bin da, Herr Marschall.«

»Zum Henker!« sagte dieser, »ich sehe es wohl, daß Du da bist; aber da solltest Du nicht sein, Du Lümmel! Komm schnell hierher, hierher an diesen Tritt da. Du weißt wohl, daß ich im Augenblick gehindert bin, kleiner Schlingel! Au! Uf! Donnerwetter!«

»Verzeiht, Herr Marschall,« sagte der Page beschämt, indem er seinem Herrn seine Schulter darbot.

»Stützet Euch auf mich, Herr Marschall,« sprach der Herzog, indem er dem Podagrsten seinen Arm reichte.

Der Marschall benützte die Erlaubniß und gelangte mit Hilfe dieser doppelten Stütze ebenfalls ins Wirthshaus.

Er war damals ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mit rosigen blühenden Wangen, obschon für den Augenblick etwas blaß in Folge der Krankheit, die ihn befallen hatte. Er hatte einen rothen

Bart, blonde Haare, blaue Augen, und man sah es auf den ersten Blick, daß der Marschall von St. André zehn oder zwölf Jahre vor der Epoche, wo wir angelangt sind, einer der schönsten Cavaliere seiner Zeit gewesen sein mußte.

Er setzte sich mit einiger Mühe auf eine Art von Lehnstuhl aus Stroh, der in der Ecke des Camins, d. h. im entgegengesetzten Winkel von demjenigen, wo der gascognische Capitän und der angoumoisische Edelmann sich befanden, auf ihn zu warten schien.

Der Herzog bot Fräulein Charlotte von St. André den Strohstuhl, auf welchem wir zu Anfang des vorhergehenden Capitels den Wirth reiten sahen. Er selbst bequemte sich mit einem Schemel und gab dem Wirth ein Zeichen, daß er ein großes Feuer im Camin anzumachen solle; denn obschon man sich im vollen Sommer befand, so war doch die Feuchtigkeit von der Art, daß das Feuer als ein höchst dringendes Bedürfniß erschien.

In diesem Augenblick fiel der Regen mit solcher Heftigkeit, daß das Wasser zur offenen Thüre wie durch einen durchbrochenen Damm oder eine Schleuße, die man zu schließen vergessen hätte, ins Wirthshaus hereinzudringen anfang.

»Hollah, Wirth!« rief der Marschall, »macht doch unsere Thüre zu! Wollt Ihr uns bei lebendigem Leib ertränken?«

Der Wirth übergab den Reißbüschel, den er herbeibrachte, seiner Frau, überließ ihr als einer modernen Vestalin das Geschäft das Feuer anzuzünden, und eilte an die Thüre, um den Befehl des Marschalls zu vollziehen. Aber in dem Augenblick, wo er alle seine Kräfte zusammennahm, um die Thüre zu schließen, hörte man auf der Straße den raschen Galopp eines Pferdes.

In Folge dessen blieb der würdige Mann stehen, damit nicht der Reisende, wenn er die Thüre verschlossen fand, das Wirthshaus für voll oder für gänzlich verlassen halten und in der einen wie in der andern Voraussetzung vorüber ziehen sollte.

»Verzeiht, gnädigster Herr,« sagte er, indem er seinen Kopf durch die halboffene Thüre herein streckte, »aber ich glaube, daß ich noch einen Reisenden bekomme.«

In der That hielt ein Reiter vor dem Wirthshause an, sprang von seinem Pferde und warf dem Wirth den Zügel zu mit den Worten:

»Führ dieses Thier in den Stall und laß es ihm weder an Kleie noch an Haber fehlen.«

Dann trat er rasch in das vom Feuer noch nicht beleuchtete Wirthszimmer und schüttelte seinen vom Regen tiefenden Hut ab, ohne daran zu achten, daß er sämtliche Anwesende benetzte.

Das erste Opfer dieses Regens war der Herzog von Guise, der rasch aufstand, mit einem einzigen Sprung beidem Fremden war und ihm zurief:

»He da, Herr Schlingel, könnt Ihr nicht Acht geben, was Ihr thut?«

Bei diesem Gruß drehte der neue Ankömmling sich um und fuhr blitzschnell mit der Hand an seinen Degen. Ohne Zweifel würde Herr von Guise seinen Ausdruck theuer bezahlt haben, wenn er nicht, weniger vor dem Degen als vor dem Gesicht, zurückgetreten wäre.

»Wie, Prinz, Ihr seids?« sagte er.

Derjenige, welchen der Herzog von Guise als Prinz anredete, brauchte bloß einen Blick auf den berühmten lothringischen Feldherrn zu werfen, um ihn seinerseits zu erkennen.

»Ja wohl, ich bins, Herr Herzog« antwortete er eben so erstaunt ihn in dieser elenden Herberge zu treffen, als der Herzog erstaunt gewesen war ihn hereinkommen zu sehen

»Gestehet, Prinz, daß der Regen einen Menschen sehr blenden muß, da ich Eure Hoheit für

einen Studenten von der Landimesse halten konnte.«

Dann fuhr er mit einer Verbeugung fort:

»Ich bitte Eure Hoheit aufrichtigst um Entschuldigung.«

»Es ist wahrhaftig nicht der Mühe werth, Herzog,« sagte der letztangekommene Gast in einem ungezwungenen überlegenen Ton, der bei ihm zur Gewohnheit geworden war. »Und durch welchen Zufall befindet Ihr Euch hier? Ich glaubte Euch in Eurer Grafschaft Nanteuil.«

»Ich komme wirklich davon her, Prinz.«

»Ueber St. Denis?«

»Wir haben einen Abstecher nach Gonesse gemacht, um im Vorbeigehen die Landimesse mitanzusehen.«

»Ihr, Herzog! Das könnte man etwa mir hingehen lassen, da mein Leichtsinn, Dank meinen Freunden, sprichwörtlich zu werden anfängt. Aber wie kann der ernste, der strenge Herzog von Guise von seinem Wege abgehen, um ein Studentenfest mitanzusehen?«

»Ich bin auch nicht auf diese Idee gekommen, Prinz ich reiste mit dem Marschall von St. André, und seine Tochter, meine Pathin Charlotte, eine Kleine, die ihre Capricen hat, wollte sehen, was diese berühmte Landimesse eigentlich sei; dann aber wurden wir von dem Regen überrascht und haben hier eingestellt.«

»Der Marschall ist also hier?« fragte der Prinz.

»Da ist er,« sagte der Herzog, indem er die beiden Personen zum Vorschein kommen ließ, welche der Prinz zwar im Halbschatten bemerkt hatte, aber ohne ihre Züge zu erkennen. Der Marschall machte eine Anstrengung und stand auf, indem er sich auf seinen Lehnstuhl stützte.

»Marschall,« sagte der Prinz, auf ihn zugehend, »entschuldigt mich, daß ich Euch nicht erkannt habe; aber außerdem, daß dieser Saal dunkel wie ein Keller oder vielmehr dieser Keller düster wie ein Gefängniß ist, hat mich der Regen dermaßen geblendet, daß ich, wie der Herr Herzog, im Stande wäre einen Edelmann mit einem Bauern zu verwechseln. Glücklicherweise, mein Fräulein,« fuhr der Prinz gegen das junge Mädchen fort, das er mit Bewunderung anschaute, »glücklicherweise stellt sich meine Sehkraft allmählig wieder ein und ich beklage von ganzem Herzen die Blinden denen es nicht vergönnt ist ein Gesicht wie das Eurige betrachten zu dürfen.«

Dieses vom Zaun gerissene Compliment trieb die Röthe in die Wangen des Mädchens. Sie schlug ihre Augen auf, um den Mann anzusehen, der ihr vielleicht die erste Schmeichelei gesagt, die sie sei empfangen hatte; aber sie senkte sie sogleich wieder, weil die Blitze aus den Augen des Prinzen sie blendeten.

Wir wissen nicht, welcher Art ihr Eindruck war, aber gewiß war er voll Lieblichkeit und Zauber, denn ein junges Mädchen von vierzehn Jahren konnte nicht wohl ein einnehmenderes Gesicht zu sehen bekommen, als diesen Cavalier von neunundzwanzig Jahren, den man Prinz nannte und mit dem Titel Hoheit begrüßte

Ludwig I. von Bourbon, Prinz von Condé, war in der That ein vollendeter Cavalier.

Geboten am 7. Mai 1530, ging er zur Zeit, wo diese Erzählung beginnt, in sein dreißigstes Jahr.

Er war eher klein als groß, aber von bewundernswürdiger Taille. Seine kastanienbraunen Haare, die kurz geschnitten waren beschatteten glänzende Schläfe, worin ein Phrenolog unserer Zeit alle Beulen der höchsten Intelligenz gefunden haben würde. Seine Augen, blau wie

Lasurstein, drückten eine unaussprechliche Sanftmuth und Zärtlichkeit aus, und hätten nicht dichte Brauen diesem Gesicht einigermaßen eine Härte gegeben, die ein blonder Bart noch milderte, so hätte man den Prinzen für einen schönen Studenten gehalten, der ganz frisch aus dem Mutterhaus käme. Gleichwohl trug dieses prächtige, gleich dem Azur des Himmels, helle Auge manchmal ein Gepräge trotziger Energie, so daß die Schöngelichter jener Zeit es mit einem Flusse verglichen« der ruhig sei, je nach den Strahlen, die ihn beleuchten, aber furchtbar, je nach den Stürmen, die ihn aufregen. Mit einem Wort, er trug auf seinem Gesicht seinen vorherrschenden Character, d. h. Physischen Muth und Liebesbedürfniß, beide auf den höchsten Grad getrieben.

Ja diesem Augenblick beleuchtete sich die Wirthsstube in Folge der geschlossenen Thüre und des im Herd flammenden Feuers mit phantastischen Scheinen, die capriciös auf die beiden Gruppen im rechten und im linken Winkel fielen; überdieß fielen zwischen den obern Oeffnungen von Zeit zu Zeit Blitze herein, welche auf die Gesichter einen bläulichen Widerschein warfen, wodurch selbst die Jüngsten und Lebenskräftigsten das Ansehen von Bewohnern einer andern Welt erhielten. Dieser Eindruck war so stark, daß er selbst den Wirth ergriff. Als er sah, daß, obschon es kaum sieben Uhr war, die Nacht schon gänzlich hereingebrochen schien, zündete er eine Lampe an und stellte sie auf den Kaminmantel über der Gruppe des Prinzen von Condé des Herzogs von Guise, des Marschalls von St. André und seiner Tochter.

Der Regen nahm nicht nur nicht ab, sondern wurde immer stärkere an eine Weiterreise war also nicht zu denken. Ueberdieß kam zu dem Regen noch vom Fluß her ein so furchtbarer Wind, daß die Fensterläden gegen die Mauer schlugen und das Haus selbst vom Gipfel bis zu seiner Grundlage zitterte. Wäre die Kutsche auf der Straße gewesen, so würde sie ohne allen Zweifel vom Sturm fortgeweht worden sein: die Reisenden beschlossen also im Wirthshaus zu bleiben, so lange dieser entsetzliche Orkan dauern würde.

Auf einmal hörte man mitten in diesem schrecklichen Tumult der Elemente, während der Regen auf die Köpfe herabrieselte, die Läden gegen die Mauer schlugen, die Ziegel vorn Dach herabgeweht wurden und auf der Erde zerbrachen, an die Thüre klopfen, und eine ächzende Stimme wiederholte in einem Ton, der jedes mal schwächer wurde.

»Oeffnet! Öffnet! im Namen unseres Herrn und Heilandes, öffnet!«

Der Wirth, der an die Ankunft eines neuen Reisenden glaubte, hatte sich, als er klopfen hörte, schnell aufgemacht, um die Thüre zu öffnen; aber als er die Stimme erkannte, blieb er mitten im Saal stehen und sagte kopfschüttelnd:

»Du täuschest Dich in der Thüre, alte Hexe. Nicht hier mußt Du klopfen, wenn Du willst, daß man Dir öffnen soll.«

»Oeffnet, Herr Wirth,« wiederholte dieselbe klagende Stimme; »es ist eine wahre Sünde ein armes altes Weib bei solchem Wetter draußen zu lassen.«

»Kehre Deinen Besenstiel nach einer andern Seite, Du Teufelsbraut,« antwortete der Wirth durch die Thüre hindurch; »die Gesellschaft hier ist zu vornehm für Dich.«

»Und warum?« fragte der Prinz von Condé, den die Hartherzigkeit des Wirthes empörte, »warum öffnest Du dieser armen Frau nicht?«

»Weil sie eine Hexe ist, Euer Hoheit, die Hexe von Andilly, eine alte Halunkin, die man des Exempels wegen mitten auf der Ebene von St. Denis verbrennen sollte, weil sie von Nichts als

Wunden und Beulen träumt, Nichts als Hagel und Donner prophezeit. Ich bin überzeugt, daß sie sich an irgend einem armen Bauern gerächt haben wird und daß sie an diesem verfluchten Wetter Schuld ist.«

»Herr oder nicht« sagte der Prinz, »auf, öffne ihr. Es ist nicht erlaubt ein menschliches Geschöpf bei einem solchen Sturm vor der Thüre zu lassen.«

»Da Euer Hoheit es wünscht,« sagte der Wirth, »so will ich dieser alten Ketzerin öffnen; aber ich wünsche nur daß Euer Hoheit es nicht bereuen möge, denn es geschieht überall ein Unglück, wo sie hinkommt.«

Der Wirth, der trotz seines Widerwillens gehorchen mußte, öffnete die Thüre, und nun sah man eine alte Frau mit zerzausten fliegenden grauen Haaren hereintreten oder vielmehr hereinfallen. Sie trug ein ganz zerrissenes rothes Wollkleid und einen großen Mantel, der sich im selben Zustand wie das Kleid befand und bis aus ihre Ferse hinabreichte.

Der Prinz von Condé trat trotz seiner prinzlichen Würde vor, um der Hexe ausstehen zu helfen, denn er war das beste Herz von der Welt. Aber der Wirth warf sich dazwischen, stellte die Alte wieder auf ihre Beine und sagte zu ihr:

»Dann dem Herrn Prinzen von Condé, Hexe, denn ohne ihn hätte ich Dich, das darfst Du mir glauben, zum Wohl der Stadt und ihrer Umgegend vor der Thüre crepiren lassen.«

Die Hexe ging ohne zu fragen, wer der Prinz sei, gerade auf ihn zu, kniete nieder und küßte den Saum seines Mantels.

Der Prinz ließ einen Blick voll innigen Mitleids auf das arme Geschöpf fallen.

»Wirth,« sagte er, »gib dieser armen Frau einen Krug Wein und zwar von Deinem besten. Geh, trink ein wenig, Alte,« fuhr er fort, »das wird Dich wärmen.«

Die Alte setzte sich an einen der Tische im Hintergrund des Saals; auf diese Art befand sie sich gegenüber der Eingangsthüre und hatte zu ihrer Rechten die Gruppe des Prinzen, des Marschalls von St. André und seiner Tochter; zu ihrer Linken den gascognischen Capitän, den angoumoisischen Edelmann und den jungen Pagen.

Der angoumoisische Edelmann war wieder in eine tiefe Träumerei versunken. Der junge Page weidete seine Augen an den Reizen des Fräuleins von St. André. Der gascognische Capitän allein besaß seine ganze Geistesfreiheit; er dachte, wenn die alte Frau auch nur im zehnten Theil der Behauptungen des Wirthes Hexe sei, so könne dieß für ihn immerhin ein Licht und ein Leitfaden sein, um die erledigte Stelle zu suchen, wegen deren er sich bei dem angoumoisischen Edelmann und dem Pagen erkundigt, und worüber diese ihm nichts Bestimmtes hatten sagen können.

Er schritt also über seine Bank weg, pflanzte sich vor der Hexe auf, die mit sichtlicher Befriedigung so eben ihr erstes Glas Wein getrunken hatte, und indem er mit gespreizten Beinen, die linke Hand auf den Degenknopf gelegt, den Kopf auf die Brust geneigt, die alte Frau mit seinem zugleich feinen und ausdauernden Blick fixirte, sagte er:

»Sag einmal, Hexe, kannst Du wirklich in der Zukunft lesen?«

»Mit Gottes Hilfe« mein Herr, ja, zuweilen.«

»Könntest Du mir mein Horoscop stellen?«

»Ich wills versuchen, wenn es Euer Wunsch ist.«

»Nun ja, es ist mein Wunsch.«

»Dann steh ich Euch zu Befehl.«



»Sieh, da hast Du meine Hand; denn ihr Zigeunerinnen leset ja doch aus der Hand, nicht wahr?«

»Ja.«

Die Hexe ergriff mit ihren fleischlosen schwarzen Händen die Hand des Capitäns, die beinahe eben so trocken und schwarz war wie die ihrige.

»Was wollt Ihr, daß ich Euch zuerst sagen soll?« fragte sie.

»Du sollst mir zuerst sagen, ob ich Glück machen werde.«

Die Hexe prüfte die Hand des Gascogners lange Zeit.

Dieser wurde ungeduldig, als er sah, daß die Hexe sich nicht aussprach; er schüttelte den Kopf und sagte dann mit zweifelnder Miene:

»Wie zum Teufel kannst Du denn in der Hand eines Menschen lesen, ob er sein Glück machen wird.«

»Oh sehr leicht« gnädiger Heer, nur ist Das mein Geheimniß.«

»Heraus mit Deinem Geheimniß.«

»Wenn ichs Euch sage, Capitän,« antwortete die Hexe, »so ist es nicht mehr mein Geheimniß sondern das Eurige.«

»Du hast Recht, behalte es, aber spüte Dich! Du kitzelst meine Hand, Zigeunerin, und ich liebe es nicht, daß alte Weiber mir die Hand kitzeln.«

»Ihr werdet Glück machen, Capitän.«

»In Wahrheit, Hexe?«

»Beim Kreuz!«

»Oh cap de Diou, gute Nachrichten, und glaubst Du, daß es bald sein werde?«

»Ja einigen Jahren.«

»Teufel! Ich hatte es schneller gewünscht; in einigen Tagen zum Beispiel.«

»Ich kann blos den Erfolg der Ereignisse sagen, aber ich kann ihren Gang nicht beschleunigen.«

»Und wird mir Das sehr mühselig werden?«

»Nein, aber es kann Andern mühselig werden.«

»Was willst Du sagen?«

»Ich will sagen, daß Ihr ehrgeizig seid, Capitän.«

»Ah beim Kreuze Gottes, Das ist wahr, Zigeunerin.«

»Nun wohl, um zu Eurem Ziel zu gelangen werden alle Wege Euch gut sein.«

»Ja, zeige mir nur denjenigen, den ich einschlagen soll, und Du wirst sehen.«

»Oh, Ihr werdet ihn wohl von selbst einschlagen, so furchtbar er auch sein mag.«

»Und sag einmal, was wird aus mir werden, wenn ich diesen furchtbaren Weg einschlage?«

»Ein Mörder, Capitän.«

»Gottes Bluts« rief der Gascogner, »Du bist ein alter Luder und Du kannst Deine Horoscope Denjenigen stellen, die dumm genug sind, um daran zu glauben.«

Er bedeckte die Alte mit einem Blick der höchsten Entrüstung und setzte sich wieder an seinen Platz, indem er brummte:

»Mörder! Mörder! Ich! Höre, Hexe, es müßte eine sehr große Summe sein, wenn ich Das

werden sollte.«

»Jacques,« sagte jetzt Fräulein von St. André, welche das ganze Treiben des Capitäns beobachtet und mit ihren neugierigen Oehrchen von vierzehn Jahren kein Wort von dem Zwiesgespräch zwischen der Hexe und dem Gascogner verloren hatte, zu dem jungen Pagen:

»Jacques laßt Euch doch auch einmal Euer Horoscop stellen; Das wird mir Spaß machen.«

Der junge Mann, den man zum zweiten Mal mit Jacques anredete und der kein anderer war als der Page, erhob sich ohne eine Bemerkung zu machen, und trat in der Haltung absoluten Gehorsams zur Hexe hin.

»Hier ist meine Hand, gute Frau,« jagte er; »wollt Ihr mir mein Horoscop stellen, wie Ihr es so eben dem Capitän gestellt habt?«

»Seht gern, mein schöner Junge,« antwortete sie. Damit ergriff sie die Hand, die der junge Mann ihr reichte, und die so weiß war wie eine Menschenhand.

»Dann schüttelte sie den Kopf.

»Nun, Alte,« fragte der Page, »Ihr sehet in dieser Hand nichts Gutes, nicht wahr?«

»Ihr werdet unglücklich sein.«

»Ach, armer Jarques,« sagte halb spöttisch, halb besorgt das junge Mädchen, das die Weissagung provocirt hatte.

Der junge Mensch lächelte wehmüthig und murmelte:

»Ich werde es nicht sein, ich bin es schon.«

»Die Liebe wird all Euer Unglück verursachen,« fuhr die Alte fort.

»Werde ich doch wenigstens jung sterben?« fragte der Page wieder.

»Ach ja, mein armes Kind, mit vierundzwanzig Jahren.«

»Um so besser.«

»Wie so, Jacques, um so besser? Was wollt Ihr denn damit sagen?«

»Da ich ja doch unglücklich sein soll, wozu soll ich leben?« antwortete der junge Mensch.  
»Und werde ich wenigstens auf einem Schlachtfeld sterben?«

»Nein.«

»In meinem Bette?«

»Nein.«

»Durch einen Zufall?«

»Nein.«

»Wie werde ich denn sterben, Alte?«

»Ich kann Euch nicht genau sagen, wie Ihr sterben werdet, aber ich kann Euch die Ursache Eures Todes sagen.«

»Und worin wird diese Ursache bestehen?«

Die Alte senkte ihre Stimme:

»Ihr werdet ein Mörder sein,« sagte sie.

Der junge Mensch wurde blaß. wie wenn das prophezeite Ereigniß bereits eingetreten wäre. Er ging gesenkten Hauptes an seinen Platz zurück und sagtet:

»Dank, Alte; möge sich erfüllen, was geschrieben steht.«

»Nun,« fragte der Capitän den Pagen, »was hat diese verdammte Alte zu Euch gesagt, mein

schönes junges Herrlein?«

»Nichts was ich wieder sagen könnte, Capitän,« antwortete dieser.

Der Capitän drehte sich gegen den Angoumois um.«

»Nun wohl, mein wackerer edler Herr,« sagte er, »seid Ihr nicht auch neugierig das Schicksal zu versuchen? Kommt doch her, wahr oder falsch, gut oder schlecht, hilft eine Prophezeiung doch immer über einige Augenblicke hinweg.«

»Verzeiht mir, antwortete der Edelmann, der auf einmal aus seiner Träumerei zu erwachen schien, »ich habe im Gegentheil diese Frau etwas sehr Wichtiges zu fragen.«

Damit stand er aus und ging mit der bestimmten Haltung, die auf Kraft und Festigkeit des Willens deutet, gerade auf die Hexe zu.

»Zauberin,« sagte er mit düsterer Stimme, in dem er ihr eine nervige Hand hinhielt, »wird mir das Unternehmern das ich vorhabe, gelingen?«

Die Hexe ergriff die dargebotene Hand, sah sie jedoch nur eine Secunde an und ließ sie dann mit einer Art von Entsetzen fallen.

»O ja,« sagte sie, »es wird Euch gelingen. Aber zu Eurem Unglück.«

»Doch wird es gelingen?«

»Ja, aber um welchen Preis, barmherziger Gott.«

»Der Preis wird der Tod meines Feindes sein, nicht wahr?«

»Ja.«

»Was liegt mir dann an allem Andern?«

Und der Edelmann ging an seinen Platz zurück, indem er dem Herzog von Guise einen Blick voll unaussprechlichen Hasses zuwarf.

»Seltsam! Seltsam! Seltsam!« murmelte die Alte, »Mörder alle Drei!«

« Und sie betrachtete mit einer Art von Schrecken die Gruppe, die aus dem gascognischen Capitän, dem angoumoisischen Edelmann und dem jungen Pagen bestand. Die erlauchten Gäste auf der entgegengesetzten Seite des Saales waren dieser chiromantischen Scene aufmerksam mit den Augen gefolgt. Wir sagen mit den Augen, weil sie nicht Alles hatten hören, wohl aber sehen können.

So wenig Vertrauen man nun auch zur Hexerei haben mag, so ist es doch immer interessant, diese düstere Wissenschaft, Magie genannt, zu befragen, sei es nun, daß sie tausend Glückseligkeiten voraus sagt und man ihr Recht gibt, oder daß sie tausenderlei Unglück prophezeit und man sie der Lüge beschuldigt. Dieses Gefühl war es ohne Zweifel, was den Marschall von St. André veranlaßte, die Alte gleichfalls zu befragen.

»Ich gebe wenig um all dieß Geschwätze,« sagte er; »aber ich muß gestehen, daß in meiner Kindheit eine Zigeunerin mir prophezeit hat, was mir bis in mein fünfzigstes Jahr zustoßen wird; ich bin seht fünfundfünfzig alt, und es wäre mir nicht unlieb, wenn eine Andere mir nunmehr prophezeite, was mir bis zu meinem Tod widerfahren wird. Komm also heran, Tochter Belzebubs,« rief er der Alten zu.

Die Hexe stand auf und näherte sich der Gruppe.

»Hier ist meine Hand,« sagte der Marschall; »sprich und zwar laut, was verkündest Du mir Gutes?«

»Nichts, Herr Marschall.«

»Nichts! Zum Teufels Das ist nicht viel; und Böses?«

»Befraget mich nicht, Herr Marschall.«

»Doch, zum Henker, ich will Dich nun einmal befragen. Sprich, was liesest Du in meiner Hand?«

»Eure gewaltsame Unterbrechung der Lebenslinie, Herr Marschall.«

»Das bedeutet, daß ich nicht mehr lange zu leben habe, he?«

»Mein Vater!« murmelte das junge Mädchen, indem sie ihn mit einem Blicke bat, daß er es nicht weiter treiben mochte.

»Laß doch Charlotte,« sagte der Marschall.

»Höret auf dieses schöne Kind,« sagte die Hexe

»Nein, Du mußt Dich ganz aussprechen, Zigeunerin! Ich werde also bald sterben?«

»Ja, Herr Marschall.«

»Werde ich eines gewaltsamen oder eines natürlichen Todes sterben?«

»Eines gewaltsamen Todes. Ihr werdet den Tod auf dem Schlachtfeld empfangen, aber nicht von einem ehrlichen Feinde.«

»Von Verräthershand also?«

»Ja, von Verräthershand. Das heißt, Ihr werdet ermordet werden.«

»Mein Vater,« murmelte das junge Mädchen, sich fester an den Marschall schmiegend.

»Glaubst Du denn an all diese Teufeleien da?« sagte dieser, indem er sie auf die Stirne küßte.

»Mein lieber Vater, und dennoch klopft mir das Herz in der Brust, wie wenn das Unglück, das man Euch weissagt, bald eintreffen sollte.»

»Kind!« sagte der Marschall, die Achseln zuckend; ««komm, zeig Du ihr jetzt auch Deine Hand, und mögen ihre Prophezeiungen Deinem Leben all die Tage beifügen, welche sie dem meinigen abschneiden.«

Aber das junge Mädchen weigerte sich beharrlich.

»Nun, so will ich Euch mit gutem Beispiel vorangehen« mein Fräulein,« sagte der Herzog von Guise, indem er der Hexe seine Hand reichte.

Dann fügte er mit einem Lächeln hinzu:

»Ich sage Dir zum Voraus, Zigeunerin, daß man mir schon dreimal mein Horoscop gestellt, und daß es dreimal auf Tod gelautet hat; zur Ehre der Zauberkunst laß es nicht lügen.«

»Gnädigster Herr,« sagte die Alte, nachdem sie die Hand des Herzogs untersucht hatte, »ich weiß nicht was man Euch bis jetzt prophezeit hat; aber hört was ich Euch prophezeie.«

»Sprich!«

»Ihr werdet wie der Marschall von St. André ermordet werden.«

»Das trifft vollkommen zu,« sagte der Herzog, »und es gibt da kein Entrinnen. Da, nimm dieß und pack Dich zum Teufel.«

Und er warf der Hexe ein Goldstück zu.

»Ei zum Henker, diese Hexe prophezeit uns ja eine ganze Morderei von Edelleuten! Ich fange an zu bereuen, daß ich sie hereinkommen ließ, und da mit man nicht glauben kann, ich wolle allein dem Schicksal entrinnen, so prophezeie mir seht auch, Alte.«

»Glaubt Ihr denn an Hexen, Prinz?« fragte der Herzog von Guise.

»Wahrhaftig, Herzog, »ich habe so viele Prophezeiungen fehlschlagen, so viele Horoskope in Erfüllung gehen sehen, daß ich wie Michel Montaigne bloß sagen will: Was weiß ich? Komm her, gute Frau, da ist meine Hand; was siehst Du darin? Gutes und Böses, sag Alles.«

So vernehmte was ich in Eurer Hand sehe, gnädigster Herr: ein Leben voll von Liebe und von Kämpfen, von Vergnügungen und von Gefahren und am Ende einen blutigen Tod.«

»Welche ich also auch ermordet werden?«

»Ja, gnädigster Herr.«

»Wie der Marschall von St. André, wie Herr von Guise?«

»Wie sie.«

»Ob Du nun die Wahrheit sagst oder nicht, gute Frau, da Du mir ankündigst, daß ich in guter Gesellschaft sterben werde, so nimm das für Deine Mühe.«

Und er gab ihr nicht ein einziges Goldstück, wie der Herzog von Guise gethan hatte, sondern seine ganze Börse.

»Meine Gott« gnädigster Herr«« sagte die Alte, indem sie dem Prinzen die Hand küßte, »daß die arme Zauberin sich täusche und die Weissagung nicht in Erfüllung gehe.«

»Und wenn sie trotz Deines Wunsches dennoch in Erfüllung geht, gute Frau« so verspreche ich Dir künftig an Zauberei zu glauben. Freilich,« fügte er lachend hinzu, »wird es dann fast etwas zu spät sein.«

Einen Augenblick herrschte düsteres Schweigen, während dessen man den Regen langsam herabfallen hörte.

»Nun«« sagte der Prinz, »das Unwetter läßt nach. Lebt wohl, Herr Marschall, lebt wohl, Herr Herzog; man erwartet mich um neun Uhr im Hotel Coligny; ich muß mich also wieder aus den Weg machen.«

»Ei wie, Prinz« bei diesem Unwetter?« fragte Charlotte.

»Mein Fräulein,« sagte der Prinz, »ich danke Euch aufrichtigst für Eure Besorgtheit; aber ich habe vom Blitz und Donner Nichts zu fürchten, da ich ermordet werden soll.«

Nachdem der Prinz sofort seine beiden Waffenbrüder begrüßt, auf Fräulein von St. André aber einen Blick geheftet hatte, welcher das junge Mädchen zwang die Augen niederzuschlagen, verließ er die Herberge, und einen Augenblick darauf hörte man auf der Straße von Paris den raschen Galopp eines Pferdes.

»Laß die Kutsche verfahren, Jacques,« sagte der Marschall. »Wenn man den Prinzen um neun Uhr im Hotel Coligny erwartet, so erwartet man uns um zehn Uhr im Tournellespalast.«

Die Kutsche kam. Der Marschall von St. André, seine Tochter und der Herzog von Guise setzten sich hinein.

Lassen wir diese Gesellschaft hinter dem Prinzen von Condé her nach Paris fahren, wir werden sie später dort wieder treffen.

Stellen wir nur noch neben die Namen der drei Personen, welchen die Hexe den Tod durch Mörderhand prophezeit hatte, die Namen der drei andern, denen sie vorhergesagt, daß sie Mörder werden sollten, so haben wir auf der einen Seite den Herzog von Guise, den Marschall von St. André, den Prinzen von Condé; auf der andern Poltrot de Mere, Baubigny de Mezieres, Montesquiou.

Ohne Zweifel hatte die Vorsehung diese sechs Männer im Wirthshaus zum rothen Roß

zusammengeführt, um den Einen wie den Andern eine Warnung zukommen zu lassen, die sich bei beiden Theilen als gleich unnütz erwies.

---

## I.

### *Triumphzug des Präsidenten Minards.*

Dienstag den 18. December 1559, sechs Monate nach dem Landifest, Nachmittags gegen drei Uhr, bei einem so schonen Sonnenuntergang, als man in dieser vorgerückten Jahreszeit nur wünschen konnte, ritt der Parlamentsrath, Meister Anton Minard, auf einem Maulthier von so armseligem Ansehen, daß es den schmutzigen Geiz seines Eigenthümers aufs Handgreiflichste verrieth, mitten in der alten Templestraße.

Meister Anton Minard, auf welchen wir die Blicke unserer Leser für eine Weile lenken wollen war ein Mann von etwa sechzig Jahren, dick und bausbäckig, und ließ die blonden Locken seiner Perücke cokett im Winde flattern.

Sein Gesicht muß in gewöhnlichen Zeiten die vollendetste Seligkeit ausgedrückt haben; sicherlich hatte niemals ein Kummer die glatte, leuchtende und runzellose Stirne verdüstert Keine Thräne hatte unter diesen dicken, stark hervorstehenden Augen ihre Furche gegraben; kurz und gut, blos egoistische Sorglosigkeit und gemeine Lustigkeit waren mit ihrem Firniß über das Roth dieses blühenden Gesichtes gefahren, das majestätisch von einem dreifachen Kinn getragen wurde.

Aber an diesem Tag strahlte das Gesicht des Präsidenten Minard ganz und gar nicht in seinem gewöhnlichen Heiligenschein; denn obschon er nur noch vierhundert Schritte von seinem Hause hinweg und folglich, wie man sieht, die Entfernung nicht mehr groß war, so schien er doch nicht mit Sicherheit auf seine glückliche Ankunft daselbst zu rechnen, und daraus folgte, daß sein Gesicht, der Spiegel seiner Gewüthsbewegungen, die peinlichste Unruhe ausdrückte.

In der That war die Volksmenge, welche das Geleite des würdigen Präsidenten bildete, weit entfernt ihm Freude zu machen. Seit er ausgeritten war, hatte sich ein ungeheurer Menschenhaufen um ihn gesammelt, und schien sich ein wahres Vergnügen daraus zu machen ihm übel mitzuspielen: die allerärgsten Schreie; und Krakeler in der Hauptstadt den allerchristlichsten Königreichs schienen sich verabredeter Maßen an dem Platze des Justizpalastes eingefunden zu haben, um den brauen Mann bis nach Hause zu geleiten.

Welche Gründe entfesselten doch die Mehrheit seiner Mitbürger gegen den würdigen Meister Minard?

Wir wollen sie möglichst kurz auseinandersetzen.

Meister Minard hatte so eben einen der mit allein Recht geachtetsten Männer von Paris, seinen Collegen im Parlament, seinen Bruder in Gott den tugendhaften Rath Anne Dubourg, zum Tod verurtheilen lassen.

Welches Verbrechen hatte hier begangen? Dasselbe wie der Athenienser Aristides. Man nannte ihn den Gerechten. Folgendes waren die Ursachen des Processes, der sechs Monate währte und so eben ein für den armen Rath so fatales Ende genommen hatte.

Im Juni 1559 hatte Heinrich II. auf die dringenden Vorstellungen des Cardinals von Lothringen und seines Bruders Franz von Guise, die von der französischen Geistlichkeit als Gesandte Gottes zur Vertheidigung und Erhaltung der katholischen, apastolischen und römischen

Religion ernannt worden waren, Heinrich II. hatte ein Edict erlassen, wodurch das Parlament gezwungen wurde sämtliche Lutheraner ohne Ausnahme und ohne Gnade zum Tod zu verurtheilen.

Als nun diesem Edicte zum Trotz einige Rätthe einem Hugenotten aus dem Gefängniß geholfen hatten, da überredeten der Herzog von Guise und der Cardinal von Lothringen, die auf nichts Geringeren als auf die gänzliche Vertilgung der Protestanten ausgingen, den König, daß er am 10. Juni im großen Saal des Augustinerklosters eine öffentliche Gerichtssitzung halten solle. In diesem Kloster nämlich befand sich der Hof für den Augenblick, weit der Palast selbst durch die Vorbereitungen für die Feste bei der Doppelhochzeit den Königs Philipp II. mit Madame Elisabeth, und der Mademoiselle Margareth mit dem Prinzen Emanuel Philibert in Anspruch genommen war.

Drei- oder viermal im Jahr versammelten sich sämtliche Kammern oder Gerichte des Hofes um einer einzigen von ihnen, welche man die große Kammer nannte, und diese Versammlung wurde vorzugsweise am Mittwoch abgehalten, daher sie auch den Namen Mercuriale führte.

Der König begab sich also am Tag der Mercuriale ins Parlament und eröffnete die Sitzung mit der Frage, warum man sich erlaubt habe Protestanten in Freiheit zu setzen, und woher es komme, daß man das Edict, das ihre Verurtheilung ausspreche, nicht gerichtlich eingeschrieben habe.

Fünf Rätthe erhoben sich von einem und demselben Gefühl getrieben, und Anne Dubourg sprach in seinem und seiner Collegen Namen mit fester Stimme:

»Weil dieser Mann unschuldig war, und weil das menschliche Gewissen gebietet einen Unschuldigen zu befreien, auch wenn er Hugenotte ist.«

Diese fünf Rätthe hießen Dufaur, Fumée, de Poix, de la Porte und Anne oder Anton Dubourg.

Dubourg war es, wie gesagt, der die Antwort übernommen hatte. Er fügte also hinzu:

»Was das Edict betrifft, Sire, so kann ich dem König nicht rathen es gerichtlich einschreiben zu lassen. Ich verlange im Gegentheil, daß man die Verurtheilungen, die es enthält, einstelle, bis die Meinungen derjenigen, die man so leichthin aufs Schaffot schickt, vor einem Rath reiflich erwogen und gründlich erörtert worden sind.«

In diesem Augenblick trat der Präsident Minard dazwischen und verlangte den König unter vier Augen zu sprechen.

Es war dies, sagt Condé in seinen Memoiren, ein verschmitzter, heimtückischer, wollüstiger und unwissender Mann, aber ein gewandter Ränkeschmied und Complottmacher. Da er dem König und den Häuptern der römischen Kirche zu Gefallen sein wollte und überdieß fürchtete, die Meinung eines Dubourg könnte durchdringen, so gab er dem König zu verstehen, die Rätthe seines Hofes seien beinahe sämtlich Lutheraner, sie gehen darauf aus ihm Macht und Krone zu rauben, sie begünstigen die Lutheraner, es sei gräulich anzuhören, wie Einige unter ihnen von der heiligen Messe sprechen, sie bekümmern sich Nichts um Gesetze und königliche Ordonnanzen, sie rühmen sich ganz laut, daß sie die selben verachten, sie kleiden sich nach maurischer Sitte, die Meisten von ihnen gehen häufig in die Versammlungen, aber niemals in die Messe, und wenn er das Uebel nicht gleich bei dieser Mercuriale in seiner Wurzel abschneide, so sei die Kirche für immer verloren.

Kurz und gut, mit Hilfe des Cardinals von Lothringen beschwatzte er den König und brachte ihn dermaßen in Harnisch, daß er den Herrn von Lorges, Grafen von Montgomery, Capitän der schottischen Garde, und Herrn von Chavigny, Capitän seiner gewöhnlichen Garde, rufen ließ,



und ihnen Befehl ertheilte die fünf Rätthe festzunehmen und unverzüglich nach der Bastille zu führen

Kaum war diese Verhaftung vorgenommen, so sah auch schon Jedermann ihre Folgen voraus die Guise wollten den Hugenotten durch eine furchtbare Execution Angst einjagen, und man betrachtete, wenn auch nicht alle fünf Rätthe, doch wenigstens den bedeutendsten unter ihnen, nämlich Anna Dubourg, als verloren

Schon am folgenden Tag war daher nachstehen des Verschen, das die Namen der fünf Angeklagten enthielt und vermöge der Gruppierung dieser Namen eine Idee von dein Schicksal gab, das den Führer der hugenottischen Opposition erwartete, in ganz Paris verbreitete

Par Poix, da la Porte, du Faux, J'aporcois du Bourg, la Fumée.

Wie dem nun sein mag, die fünffache Verhaftung, die irgend einem Schöngestirne der Zeit diesen schlechten Vers eingegeben, rief in der ganzen Stadt Paris, und in Folge dessen in allen Städten Frankreichs, ganz besonders aber in den nördlichen Provinzen eine Art von Verblüfftheit und Bestürzung hervor. Man kann sogar die Verhaftung dieses ehrlichen Anne Dubourg als die Hauptursache der Verschwörung von Amboise sowie sämtlicher Unruhen und Schlachten betrachten, die vierzig Jahre lang Frankreichs Boden blutig färbten.

Deshalb verweilen wir, man verzeihe es uns also, in diesem ersten Kapitel bei allen geschichtlichen Thatsachen, auf denen das vollständige Baugerüste dieses neuen Buches beruht, das wir unsern Lesern in aller Demuth, aber mit dem Vertrauen, woran ihre lange Sympathie uns gewöhnt hat, vor Augen legen.

Vierzehn Tage nach dieser Verhaftung Freitag den 25. Juni, am dritten Tag des Tourniers, welches der König im Tournelleschloß gab, ganz Inder Nähe derselben Bastille, wo die gefangenen Rätthe die Zinken, Trompeten und Hobden des Festes erklingen hörten, ließ der König den Capitän seiner schottischen Garbe, diesen selben Grafen von Montgomery, der nebst Herrn von Chavigny die fünf Rätthe ins Gefängniß abgeführt hatte, kommen, und befahl ihm unverzüglich gegen die Lutheraner in Caux-les-Tournois auszuziehen.

Dabei wurde dem Grafen von Montgomery aufgegeben, alle diejenigen, die der Kezerei über wiesen wären, über die Klinge springen, sie der Folter unterwerfen, ihnen die Zunge ausschneiden und sie zuletzt bei langsamem Feuer verbrennen zu lassen; denjenigen, die nur verdächtig wären sollten bloß die Augen anegestochen werden.

Nun geschah es, daß fünf Tage, nachdem König Heinrich II seinem Capitän der schottischen Garde diesen Befehl ertheilt hatte, Gabriel von Lorges, Graf von Montgomery, den König Heinrich mit seiner Lanze erstach.

Der Eindruck dieses Todes war so groß, daß er vier von den fünf verhafteten Rätthen rettete, und daß die Hinrichtung des fünften verschoben wurde. Einer von den fünf wurde freigesprochen drei wurden zu Geldstrafen verurtheilt. Anne Dubourg allein mußte für die andern büßen, War er nicht der Wortführer gewesen?

Wenn nun die Guise die leidenschaftlichen Aufhetzer zu diesen Edicten waren, so war einer der leidenschaftlichsten Anführer derselben dieser heuchlerische Präsident Anton Minard, den wir in der alten Templestraße verlassen haben, wie er auf einem widerspenstigen Maulthier zwischen einem doppelten Spalier von entrüsteten Bürgern ritt, die ihn mit schrecklichem Geschrei, Beschimpfungen und Drohungen verfolgten.

Und wenn wir sagten, er habe, obschon er nur noch hundert Schritte von seinem Haus entfernt

gewesen, dennoch keine Sicherheit gehabt mit heiler Haut heimzukommen, so haben wir die Lage nicht schlimmer gemacht, als sie wirklich war, denn Tags zuvor war am hellen Tag ein Parlamentsschreiber Namens Julian Fresne aus unmittelbarer Nähe mit einem Pistol erschossen worden, als er eben in den Justizpalast gehen wollte, um, wie man sagte, einen Brief vom Herzog von Guise zu über bringen, worin derselbe seinen Bruder, den Cardinal von Lothringen, aufforderte, die Verurtheilung von Anne Dubourg zu beschleunigen.

Daraus folgt, daß dieser Mord, dessen Urheber man nicht hatte ermitteln können, natürlich dem Gedächtniß des Präsidenten vorschwebte, und daß das Gespenst des armen, Tags zuvor erschossenen Schreibers hinter ihm aus dem Maulthier saß.

Dieser Reisegesellschafter war es, der den Präsidenten so blaß machte und die krampfhaften Bewegungen seiner Fersen veranlaßte, womit er sein halsstarriges Thier bearbeitete, das darum keineswegs schneller ging.

Gleichwohl kam er mit heiler Haut vor seinem Hause an; ich schwöre Euch, und wenn er noch lebte, so würde er selbst Euch schwören, daß es höchste Zeit war.

In der That drängte sich die Menge, erbittert durch sein Stillschweigen, das blos die Folge seiner Angst war, worin sie aber einen Beweis seiner Bosheit fürchtete, allmählig immer dichter um ihn, so daß er in förmliche Gefahr gerieth erstickt zu werden.

Nun gelangte der Präsident Minard, so sehr ihn auch die Fluthen dieses stürmischen Meers bedroht hatten, gleichwohl sicher in den Hafen zur großen Beruhigung seiner Familie, welche alsbald die Thüre hinter ihm verriegelte und fest verschloß.

Der würdige Mann hatte über diese Gefahr dermaßen den Kopf verloren, daß er sein Maulthier an der Thüre vergaß, was er bei einer andern Gelegenheit gewiß nicht gethan hätte, obschon es mit zwanzig Sous Paris sehr gut und weit über seinen Werth bezahlt gewesen wäre.

Und es war ein großes Glück für ihn, daß er sein Maulthier vergaß, denn als dieses gute Pariservolk, das so leicht von Drohungen zum Lachen und vom Furchtbaren zum Grotesken übergeht, sah, daß man ihm Etwas ließ, so begnügte es sich mit Dem was man ihm ließ und nahm das Maulthier statt des Präsidenten.

Was unter den Händen des Janhagels aus dem Maulthier wurde, sagt die Geschichte nicht. Lassen wir also das Maulthier und folgen wir seinem Herrn ins Innere seiner Familie.

---

## II.

### *Das Geburtsfest des Präsidenten Minard.*

Wir bekümmern uns sehr wenig, nicht wahr, liebe Leser um die Besorgnisse, welche das lange Ausbleiben des Präsidenten Minard bei seiner Familie hervorgerufen hatte. Wir werden uns also nicht mehr damit beschäftigen, sondern uns sogleich der Familie anschließen, wie diese sich ihrem Oberhaupt angeschlossen hatte, und mit ihr in den Speisesaal gehen, wo das Abendessen aufgetragen war.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Gäste, dann wollen wir auch ihre Unterhaltung belauschen.

Keiner der Gäste, die am Tisch saßen, würde auf den ersten Blick die Sympathie eines intelligenten Beobachters erregt haben. Es war eine Musterkarte von all den nichtssagenden oder einfältigen Physiognomien, die man in allen Klassen der Gesellschaft wiederfindet.

Jedes Mitglied der Familie des Präsidenten Minard trug den Widerschein der Gedanken, die es bewegten, auf seinem Gesicht. Alle diese Gedanken krochen und wimmelten in den Nebeln der Unwissenheit oder in den Niederungen der Gemeinheit.

Bei den Einen war es das Interesse, bei den Andern der Egoismus, bei Diesen der Geiz, bei Jenen der Knechtssinn.

Man sah hier einen scharfen Gegensatz gegen die Menge, welche, gleich dem Sklaven hinter dem Wagen des römischen Triumphators, dem Präsidenten Minard so eben zugerufen hatte: »Erinnere Dich, Minard, daß Du sterblich bist!« Die Mitglieder dieser Familie, die sich zur Jahresfeier seiner Ernennung zum Präsidenten, welche mit seinem Geburtstag zusammenfiel, versammelt halten, warteten sammt und sonders nur auf ein Wort aus seinem Munde, um ihn zu der glänzenden Rolle, die er so eben beim Proceß seines Collegen gespielt, zu beglückwünschen und auf das glückliche Ergebniß dieses Processes d. h. auf das Todesurtheil gegen Herrn Dubourg zu trinken; und als Minard auf seinen Lehnstuhl sank, sich mit dem Schnupftuch über die Stirne fuhr und sagte: »Ah wahrhaftig, ihr lieben Leute, heute haben wir eine stürmische Sitzung gehabt!« da brachen Alle in lautes Geschrei aus, wie wenn sie nur auf dieses Signal gewartet hätten.

»Schweigt, großer Mann!« sprach ein Neffe, der im Namen Aller das Wort führte; »sprecht nicht, sondern ruhet von Euren Strapazen aus und erlaubet uns den Schweiß zu trocknen, der von Eurer edlen Stirne fließt. Heute ist der Jahrestag Eurer Geburt, dieser große Tag, so glorreich für Eure Familie Und für das Parlament, zu dessen glänzendsten Leuchten Ihr gehöret. Wir sind versammelt, um ihn zu feiern, aber wir wollen noch einige Augenblicke warten. Schöpfet Athem; trinket ein Glas von diesem alten Burgunden und dann werden sogleich auch wir auf die Erhaltung Eures kostbaren Lebens trinken; aber ums Himmelswillen, hemmet den Lauf desselben nicht durch eine Unvorsichtigkeit. Eure Familie fleht Euch an, daß Ihr Euch ihr erhaltet, daß Ihr der Kirche ihre festeste Stütze, Frankreich einen seiner berühmtesten Söhne erhalten möget.«

Auf diese kleine Rede, welche der Form nach schon in jener antiken Zeit veraltet war, wollte

der Präsident Minard mit Thränen in den Augen antworten, allein die dürren Hände seiner Frau und die fleischigen Hände seiner Fräulein Töchter verschlossen ihm den Mund, und verhinderten ihn zu sprechen. Endlich nach einigen Minuten Ruhe wurde Herrn Minard das Wort zurückgegeben, und ein langes Bst lief durch die Reihen der Anwesenden damit selbst die Diener, die hinter den Thüren standen, keine Sylbe von der Antwort des beredten Rathes verlieren sollten.

»Ach, meine Freunde,« konnte er endlich beginnen, »meine Brüder, meine Verwandten, meine tugendhafte und vielgeliebte Familie, ich danke Euch für Eure Freundschaft und Eure Lobsprüche; aber ich verdiene sie auch in Wahrheit, oh meine zärtliche Familie! denn ich kann ohne Stolz oder wenn Ihr lieber wollt, mit einem edlen Stolz sagen, ja ich kann laut sagen, daß ohne mich, ohne meine Ausdauer und ohne meine Hartnäckigkeit, der Ketzer Anne Dubourg zu dieser Stunde freigesprochen wäre wie seine Mitschuldigen: Poix, Fumée, du Faux und de la Porte; aber meinem energischen Willen hat mans zu verdanken, daß die Partie gewonnen worden ist, und ich habe, fuhr er fort, indem er seine Augen als Zeichen des Dankes zum Himmel aufschlug, »ich habe, Gott sei Dank, so eben die Verurtheilung dieses elenden Hugenotten aussprechen lassen.«

»Vievat hoch!« rief die Familie, indem sie mit ihren Armen in die Höhe fuhr, wie aus *einem* Munde. »Es lebe unser hochberühmte Verwandter! Es lebe der Mann, der sich stets gleich geblieben ist! Es lebe der Mann, der bei jeder Gelegenheit die Feinde des Glaubens zu Boden schlägt! Hoch lebe der grobe Präsident Minard!«

Und die Bedienten hinter der Thüre, die Köchinnen der Küche, der Stallknecht im Stall, riefen alle nach:

»Hoch lebe der große Präsident Minard!«

»Dank, meine Freunde, Dank!« sagte der Präsident mit salbungsvoller Stimme, »Dank! Aber zwei Männer, zwei große Männer, zwei Prinzen haben auch ein Recht auf diese Lobsprüche, die Ihr an mich verschwendet: ohne sie, ohne ihre Unterstützung, ohne ihren Einfluß, würde ich diesen glorreichen Handel niemals zu Ende geführt haben. Diese beiden Männer, meine Freunde, sind der Herzog von Guise und Seine Eminenz der Cardinal von Lothringen. Nachdem Ihr auf meine Gesundheit getrunken, meine Freunde, laßt uns auch auf die ihrige trinken, und möge Gott diesen beiden großen Staatsmännern ein langes Leben schenken!«

Man brachte die Gesundheit des Herzogs von Guise und des Cardinals von Lothringen aus; aber Frau Minard bemerkte, daß ihr huldreicher Gemahl das Glas kaum mit seinen Lippen berührte und es wieder auf den Tisch stellte, während irgend eine Erinnerung wie eine Wolke über seinen Kopf hinzog und mit ihrem Schatten seine Stirne verdüsterte.

»Was habt Ihr mein Lieber?« fragte sie, »und woher kommt diese plötzliche Traurigkeit?«

»Ach!« sagte der Präsident, »es gibt keinen vollständigen Triumph, keine ungemischte Freude! Eine melancholische Erinnerung drängt sich nur auf.«

»Und welche melancholische Erinnerung kann sich Euch im schönsten Augenblick Eures Triumphes aufdrängen, theurer Gemahl?« fragte die Präsidentin.

»Im Augenblick, als ich auf ein langes Leben für Herrn von Guise und seinen Bruder trank, fiel es mir ein, daß gestern ein Mensch ermordet worden ist, welchen sie an mich abzusenden mir die Ehre erwiesen.

»Ein Mensch!« rief die Familie

»Das heißt ein Canzleischreiber,« versetzte Minard.

»Wie! Einer Eurer Canzleischreiber ist gestern ermordet worden.«

»Ach mein Gott, ja.«

»Wirklich?«

»Ihr kennt doch Julian Fresne?« fragte der Präsident Minard.

»Julian Fresne?« rief ein Verwandter, »ja, Wir kennen ihn allerdings.«

»Ein eifriger Katholik,« sagte ein Zweiter.

»Ein sehr rechtschaffener Mann,« bemerkte ein Dritter.

»Ich habe ihn gestern in der Rue Barre-du-Bec getroffen, als er gerade aus dem Hotel Guise kam und, wie er mir sagte, nach dem Palais gehen wollte.«

»Nun wohl, Das ist es gerade: er wollte dem Herrn Cardinal von Lothringen aus Auftrag seines Bruders, des Herzoge von Guise, eine Depesche überbringen, die mir mitgetheilt werden sollte. und da wurde er in der Nähe der Notre-Damebrücke ermordet.«

»Oh!« rief die Präsidentin, »welch ein Gräuel!«

»Ermordet!« wiederholte die Familie im Chor, »ermordet! Abermals ein Märtyrer!«

»Man hat doch wenigstens den Mörder verhaftet?« fragte die Präsidentin ihren Gemahl.

»Man kennt ihn nicht!« antwortete Dieser.

»Man hat doch Vermuthungen?« fragte die Präsidentin.

»Man hat sogar Gewißheiten.«

»Gewißheiten?«

»Ja; wer soll es anders sein, als ein Freund von Dubourg?«

»Ganz gewiß ist es ein Freund von Dubourg,« wiederholte die ganze Familie; »wer soll es bei Gott anders sein, als ein Freund von Dubourg?«

»Hut; man Jemand verhaftet?« fragte die Präsidentin.

»Ungefähr hundert Personen; ich selbst habe mehr als dreißig bezeichnet.«

»Man müßte sehr Unglück haben,« sagte eine Stimme, »wenn sich der Mörder nicht unter diesen hundert Personen vorfinden sollte.«

»Wenn er nicht darunter ist,« erklärte der Präsident, »so wird man noch hundert andere, ja noch zwei oder dreihundert verhaften.«

»Die Schurken!« meinte ein achtzehnjähriges Fräulein, »man sollte sie Alle zusammen verbrennen.«

»Man denkt daran,« antwortete der Präsident, »und der Tag, wo man den massenhaften Tod der Protestanten beschlossen haben wird, wird ein schöner Tag für mich sein.«

»Oh welch ein rechtschaffener Mann Ihr seid, mein Gemahl!« sagte die Präsidentin mit Thränen in den Augen.

Die beiden Töchter des Herrn Minard begannen ihren Vater zu küssen.«

»Und weiß man, was der Brief des Herzogs enthielt?« fragte die Präsidentin.

»Nein,« antwortete Minard, »gerade das hat den Hof heute so lebhaft beschäftigt; aber man wird es morgen erfahren, da der Herr Cardinal von Lothringen heute Abend seinen erlauchten Bruder besuchen wird.«

»Der Brief ist also gestohlen worden?«

»Ohne Zweifel, und es ist sogar wahrscheinlich, daß der arme Julian Fresne bloß deswegen ermordet wurde, weil er Ueberbringer dieses Briefes war. Nachdem der Mörder sich desselben bemächtigt und die Flucht ergriffen, hat man Bogenschützen ausgeschickt, um auf ihn zu fahnden. Die ganze Schaarwache und sämtliche Mannschaft des Herrn von Monchy sind heute früh auf den Beinen; aber diesen Abend um fünf Uhr hatte man noch keine Nachrichten.«

In diesem Augenblick trat eine Dienerin ein und meldete Herrn Minard, daß ein Unbekannter als Ueberbringer des Briefs, der gestern Abend Julian Fresne durch einen Mörder entwendet worden« ihn augenblicklich zu sprechen verlange.

»Oh, laßt ihn sogleich hereinkommen!« rief der Präsident strahlend vor Freude. »Gott belohnt meinen Eifer für seine heilige Sache, indem er diese kostbare Depesche in meine Hände fallen läßt.«

Fünf Minuten nachher führte die Dienerin den Unbekannten ein, und Herr Minard sah einen jungen Mann von vier- bis fünfundzwanzig Jahren mit rothen Haaren, blondem Bart, lebhaftem eindringlichem Blick und blassem Gesichte. Auf die Einladung des Präsidenten setzte er sich auf der andern Seite des Tisches ihm gegenüber.

Es war derselbe junge Mann, der, als er sich auf dem Ufer zurückzog, zu den Mördern seines Freundes Medardus gesagt hatte, man würde vielleicht eines Tags von ihm hören.

Es war Robert Stuart.

Der junge Mann hatte, bevor er sich setzte, höflich und mit einem Lächeln auf den Lippen die ganze Gesellschaft begrüßt; dann hatte er einen Stuhl genommen, so daß er den Präsidenten vor und die Thüre hinter sich hatte.

»Mein Herr,« sagte Robert Stuart, indem er sich an den Präsidenten selbst wandte, »ich habe doch wohl die Ehre mit dem Herrn Präsidenten Anton Minard zu sprechen?«

»Ja wohl, mein Herr, gewiß,« antwortete der Präsident sehr erstaunt darüber, daß man in der Physiognomik Ignorant genug sein könne, um nicht auf seinem Gesicht zu lesen, daß nur er allein der berühmte Minard sein könne und wirklich sei. »Ja, mein Herr, ich bin der Präsident Minard.«

»Seht gut, mein Herr,« fuhr der Unbekannte fort, »und wenn ich diese Frage an Euch gerichtet habe, die Euch auf den ersten Blick indiscret erscheinen könnte, so werdet Ihr aus der Folge ersehen, daß ich dieß bloß that, weil ich durchaus jede Verwechslung zu vermeiden wünsche.«

»Um was handelt es sich, mein Herr?« fragte der Beamte. »Man hat mir gesagt, daß Ihr Mir die Depesche zu übergeben wünschet, welche der unglückliche Julian Fresne bei sich trug, als er ermordet wurde.«

»Man ist vielleicht etwas zu weit gegangen, mein Herr,« sagte der junge Mann mit unendlicher Höflichkeit »wenn man Euch meldete, daß ich Euch diese Depesche überreichen würde. Ich habe in dieser Beziehung Nichts versprochen, und ich werde sie Euch geben oder auch behalten, je nachdem Ihr mir eine Frage beantwortet, die ich an Euch zu stellen die Ehre haben werde: Ihr begreift, mein Herr, daß ich, um in den Besitz eines so wichtigen Papiers zu kommen, mein Leben riskiren mußte Man riskirt sein Leben nicht, wenn man nicht ein großes Interesse dabei hat, das wißt Ihr, der Ihr im menschlichen Herzen zu lesen gewohnt seid, Recht wohl. Damit also auch hierüber kein Mißverständniß aufkommen kann, habe ich die Ehre Euch zu wiederholen, daß ich Euch diese Depesche nur dann überreichen werde, wenn ich mit Eurer Antwort auf meine Frage zufrieden bin.«

»Und worin besteht diese Frage, mein Herr?«

»Herr Präsident, Ihr wißt besser als irgend Jemand, daß in einer wohlgeordneten Instuction Alles seiner Reihe nach kommt: ich kann Euch also meine Frage erst in einem Augenblick sagen.«

»Ihr habt jedoch die Depesche bei Euch?« »

»Hier ist sie, mein Herr.«

Und der junge Mann zog ein versiegeltes Papier aus der Tasche und zeigte es dem Präsidenten.

Der erste Gedanke Minards war, das muß man gestehen, eines Halunken würdig: er dachte daran, seinen Vettern und Neffen, welche diese Besprechung mit einer gewissen Ueberraschung anhörten, ein Zeichen zu geben, daß sie über den Unbekannten herfallen ihm die Depesche entreißen und ihn dann in die Gefängnisse des Chatelet zu den hundert Personen schicken sollten, die wegen der Ermordung des Canzleischreibers Julian Fresne bereits verhaftet waren.

Aber außer der Entschlossenheit, die auf dem Gesicht des jungen Mannes abgeprägt war, welches alle Kennzeichen einer bis zur Halsstarrigkeit getriebenen Willensstärke trug, so daß der Präsident fürchtete, er möchte nicht die nöthige materielle Macht besitzen, um sich des Pergaments zu bemächtigen, dachte er auch, er würde vermöge seiner außerordentlichen Gewandtheit und Feinheit mit List weit eher zum Ziel gelangen als mit Gewalt; er that sich also Zwang an, und da die elegante Haltung des jungen Mannes, sowie seine sorgfältige, obschon strenge Kleidung zum Voraus die Einladung rechtfertigte, die er an ihn zu erlassen gedachte, so ersuchte er ihn, sich an den Tisch zu setzen und mit ihnen zu soupiren, damit er der Entwicklung seiner Erzählung alle nothwendige Zeit widmen könnte.

Der junge Mann dankte ihm höflich, lehnte aber seine Einladung ab.

Der Präsident ersuchte ihn, wenigstens eine Erfrischung anzunehmen, aber der junge Mann lehnte dankend wiederum ab.

»So sprecht doch, mein Herr,« sagte Minard, »und da Ihr Nichts annehmen wollt, so bitte ich Euch um Erlaubniß mein Mahl fortzusetzen; denn ich gestehe Euch offen, daß ich einen gewaltigen Hunger habe.«

»Immer zu, mein Herr!« antwortete der junge Mann, »und guten Appetit! Die Frage, die ich an Euch zu richten habe, ist von solcher Wichtigkeit, daß einige Vorfragen zu ihrem Verständnis, nöthig werden. Eßt, Herr Präsident, ich werde fragen.«

»Fragt, mein Herr; ich esse,« sagte der Präsident.

Und wirklich begann er, indem er seinen Gästen ein Zeichen gab es ihm gleichzuthun, mit einem Appetit zu essen, der das gegebene Programm nicht Lügen strafte

»Mein Herr,« begann der Unbekannte langsam mitten unter dem Geräusch von Gabeln und Messern, das indeß Jeder möglichst zu dämpfen suchte, um kein Wort von der bevorstehenden Erzählung zu verlieren, »mein Herr, Ihr müßt aus meinem Accent bereits ersehen haben, daß ich ein Ausländer bin?«

»In der That,« antwortete der Präsident mit vollem Mund, »Ihr habt etwas Englisches in Eurem Accent.«

»Es ist wahr, mein Herr, und Euer gewöhnlicher Scharfblick hat sich in Beziehung auf mich bewährt, Ich bin in Schottland geboren und würde noch dort sein, wenn nicht ein Ereigniß, das ich Euch nicht zu erzählen brauche, mich genöthigt hätte nach Frankreich zu kommen. Einer

meiner Landsleute, ein feuriger Anhänger von Knox. . .«

»Ein englischer Ketzer, nicht wahr, mein Herr,« fragte der Präsident Minard, indem er sich ein volles Glas Burgunder einschenkte.

»Mein vielgeliebter Lehrer,« antwortete der Unbekannte sich verbeugend.

Herr Minard sah seine ganze Gesellschaft mit einer Miene an, welche deutlich sagte: »Gebt wohl Acht, ihr lieben Leute, Ihr werdet da schöne Dinge zu hören bekommen.«

Robert Stuart fuhr fort:

»Einer meiner Landsleute, ein feuriger Anhänger von Knor, befand sich vor einigen Tagen in einem Haus, wohin ich selbst zuweilen komme: man sprach da vom Todesurtheil gegen den Rath Anne Dubourg.«

Die Stimme des jungen Mannes zitterte, als er diese letzten Worte sprach, und sein schon vorher blaßes Gesicht wurde noch blässer.

Nichtsdestoweniger wollte er fortfahren, ohne daß seine Stimme die Veränderung auf seinem Gesichte zu theilen schien; aber als er bemerkte, daß alle Blicke sich gegen ihn kehrten, sagte er:

»Als mein Landsmann nur den Namen Anne Dubourg aussprechen hörte, erblaßte ersichtlich wie vielleicht ich selbst in diesem Augenblicke thue, und fragte die Personen, die von dieser Verurtheilung sprachen, ob es möglich sei, daß das Parlament eine solche Ungerechtigkeit begehe.«

»Mein Herr,« rief der Präsident, der seinerseits beinahe seinen Mund nicht mehr fand, als er diese ungewohnten Worte hörte. »Ihr wißt doch daß Ihr mit einem Mitglied des Parlaments sprecht, nicht wahr?«

»Entschuldigt, mein Herr,« antwortete der Schotte, »mein Landsmann ist es, der sich so ausdrückte; er sprach nicht von einem Parlamentsmitglied, sondern von einem einfachen Canzleischreiber des Parlaments Namens Julian Fresne, der gestern ermordet worden ist. Julian Fresne beging jetzt die Unvorsichtigkeit vor meinem Landsmann zu sagen: Ich habe in meiner Tasche ein Schreiben von dem gnädigsten Herrn Herzog von Guise, worin er dem Parlament des Königs bedeutet, daß es die Geschichte mit einem gewissen Anne Dubourg endlich einmal abmachen und denselben so schnell als möglich abfertigen solle.«

»Als mein Landsmann diese Worte hörte, schauderte er und wurde noch blässer, er erhob sich, ging auf Julian Fresne zu und bestürmte ihn mit allen erdenklichen Bitten, er möchte diesen Brief nicht forttragen; er stellte ihm vor, daß, wenn Anne Dubourg verurtheilt würde ein Theil der Todesschuld auf ihn selbst zurückfalle, allein Julian Fresne war unerbittlich.«

»Mein Landsmann grüßte den Canzleischreiber und erwartete ihn vor dem Hause; er ließ ihn einige Schritte thun, dann ging er auf ihn zu Julian Fresne, sagte er ganz leise und in sanftesten Ton, aber mit der größten Festigkeit zu ihm, Du hast die ganze Nacht, um zu überlegen; aber wenn Du morgen um diese Stunde Deine Absicht ausgeführt oder nicht aufgegeben hast, so bist Du des Todes.«

»Oh! Oh! machte der Präsident.

»Und auf gleiche Weise,« fuhr der Schotte fort, »werden alle Diejenigen sterben, die mittelbar oder unmittelbar zum Tode von Anne Dubourg mitgewirkt haben.«

Herr Minard schauderte, denn aus dem Vortrag des Sprechers war unmöglich zu errathen ob diese letzten Worte von dem Landsmann des Schotten zu Julian Fresne gesagt worden waren, oder ob sie Herrn Minard selbst galten.



»Eure Landsmann ist ein Schurke, mein Herr,« sagte er zu Robert Stuart, als er sah, daß seine Familie nur auf ein Wort von ihm wartete, um ihrer Entrüstung den Lauf zu lassen.

»Ein wahrer Schurke! ein erbärmlicher Schurke!« rief die ganze Familie im Chor.

»Mein Herr,« sagte der junge Mann, ohne sich im mindesten an dieses Geschrei zu kehren, »ich bin Schotte und begreife die ganze Bedeutung des Wortes, das Ihr so eben ausgesprochen und das Eure ehrenwerthen Verwandten Euch nachgesagt haben, nicht recht, ich fahre also fort.«

Und nachdem er sich gegen die Familie verneigt, die ihm, obschon mit sichtlichem Widerwillen, seinen Gruß zurückgab, fuhr er fort:

»Mein Landsmann ging heim, und da er kein Auge schließen konnte, stand er auf und wandelte vor dem Hause des Canzleischreibers Julian Fresne auf und ab.

»Er ging die ganze Nacht und den ganzen folgenden Morgen dort spazieren; er blieb bis drei Uhr Mittags da, ohne zu essen und zu trinken, lediglich weil er Julien Fresne sein gegebenes Wort halten wollte; denn,« fuhr der Schotte in Form einer Parenthese fort, »meine Landsleute mögen Schurken sein, Herr Minard, aber sie habenden großen Vorzug, daß sie ein gegebenes Wort niemals brechen.

»Um drei Uhr endlich ging Julian Fresne aus; mein Landsmann folgte ihm, und als er ihn nach dem Palast zugehen sah, lief er ihm den Rang ab; dann hielt er ihn in der Ecke der Notre-Damebrücke an und sagte:

»Julian Fresne, Du hast also nicht überlegt.«

»Julian Fresne wurde sehr blaß; der Schotte schien aus der Erde hervorzukommen und machte ein äußerst drohendes Gesicht, aber man muß dem würdigen Canzleischreiber die Gerechtigkeit wider fahren lassen, daß er fest und bestimmt antwortete:

»Doch, ich habe überlegt; aber das Ergebnis meiner Ueberlegung ist, daß ich den Befehl vollziehen muß, welchen der Herzog von Guise mir ertheilt hat.«

»Der Herzog von Guise ist nicht Euer Herr, das, er Euch Befehle ertheilen kann,« antwortete der Schotte.

»Der Herzog von Guise ist nicht blos mein Herr, erwiderte der Canzleischreiber, sondern auch der Herr von ganz Frankreich.«

»Wie so?«

»Wißt Ihr nicht, mein Herr, daß der Herzog von Guise der wahre König im Lande ist?«

»Mein Herr,« sagte mein Landsmann, »eine politische Erörterung über diesen Gegenstand würde uns zu weit führen; ich theile Eure Ansicht keineswegs und komme auf die Frage zurück, die ich gestern Abend an Euch gestellt habe: Seid Ihr noch immer entschlossen diesen Brief ins Parlament zu bringen?«

»Ich begeben mich in dieser Absicht dahin.«

»Ihr habt ihn also bei Euch?«

»Ich habe ihn bei mir,« antwortete der Gerichtsschreiber.«

»Im Namen des lebendigen Gottes, rief mein Landsmann, entsaget Eurer Absicht diesen Brief den Henkern von Anne Dubourg zu überbringen.«

»Ja fünf Minuten wird er in ihren Händen sein.«

« »Und Julian Fresne machte mit seinem Arm eine Bewegung, um meinen Landsmann auf die Seite zu schieben.«

»Nun wohl, da es sich so verhält, rief dieser, so sollst weder Du noch Dein Brief in den Palast kommen, Julian Fresne.«

»Damit zog er ein Pistol unter seinem Mantel hervor und druckte es auf Julian Fresne ab, der todt aufs Pflaster stürzte; dann nahm mein Landsmann den Brief, der diesen Mord verursacht hatte, und ging friedlich seines Wegs weiter; sein Gewissen war ruhig, denn er hatte einen Elenden getötet, indem er einen Unschuldigen zu retten versuchte.«

Jetzt war es an dem rothbackigen Präsidenten, daß er grün und gelb wurde, Tausend Schweißtröpfen perlten auf seiner Stirne.

Das tiefste Schweigen herrschte in der ganzen Versammlung.

»Es ist zum Ersticken heiß hier,« sagte Herr Minard, indem er sich abwechselnd gegen die beiden Enden der Tafel wandte; »findet Ihr es nicht auch, meine Freunde?«

Man erhob sich, um das Fenster zu öffnen. Aber der Schotte machte, indem er beide Hände ausstreckte, ein Zeichen, daß Altes sitzen bleiben solle.

»Bleibt ruhig auf Euern Plätzen, meine Herrn,« sagte er; »ich, der ich nicht esse, will das Fenster öffnen, um dem Herrn Präsidenten Luft zu verschaffen; da jedoch die Zugluft ihm schaden könnte,« fügte er, nachdem er wirklich das Fenster geöffnet hatte, hinzu, »so will ich die Thüre schließen.«

Und nachdem er den Schlüssel im Thürschloß herumgedreht, nahm er seinen Platz gegenüber dem Präsidenten wieder ein.

Nur war bei den zu all diesen Verrichtungen nöthigen Bewegungen der Mantel des Schotten ein wenig aufgegangen, und man hatte sehen können, daß er darunter als Schutzwaffe einen Stahlpanzer und als Trutzwaffe zwei Pistolen in seinem Gürtel sowie einen kurzen Degen an seiner Seite trug.

Er selbst schien sich ganz und gar nicht darum zu bekümmern, was man etwa gesehen oder nicht gesehen haben könne, und indem er seinen Platz gegenüber dem Präsidenten wieder einnahm, von dem, er nur noch durch die Breite des Tisches getrennt war, fragte er ihn:

»Nun wohl, mein lieber Herr Minard, wie befindet Ihr Euch?«

»Etwas besser,« antwortete dieser mit großer Herzensbangigkeit.

»Glaubt, daß mich das freut,« versetzte der junge Mann.

Und er nahm seine Erzählung wieder auf inmitten eines solchen Schweigens, daß man den Flug einer Mücke hätte hören können.

---

### III.

#### *Das Geburtstagsgeschenk des Präsidenten Minard.*

»Mein Landsmann« sprach er, »nahm den Brief mit, und da er verfolgt zu werden fürchtete, so entfloh er durch die Rue Montmartre nach der verödeten Gegend der Grange-Bateliere, wo er den Brief des Herzogs von Guise erst lesen konnte. Erst jetzt bemerkte er, wie auch ich selbst beim Lesen bemerkte, daß dieser Brief des Herzogs von Guise weiter nichts als ein Umschlag über einer Ordonnanz des Königs Franz II. war, wie Ihr selbst sogleich sehen sollt, meine Herr, wenn ich ihn Euch zeigen werde, denn da das Schreiben nicht versiegelt war, so glaubte mein Freund das Recht zu haben genau nachzusehen, von wem es kam und an wen es gerichtet war, um es nöthigenfalls in eigener Person und mit allen dem Unterzeichner gebührenden Rücksichten seiner Adresse zu über bringen.«

Jetzt zog der Schotte zum zweiten Mal das Pergament aus seiner Brust, entfaltete es und las wie folgt:

»Unsern lieben getreuen Präsident am Parlements Hof von Paris, Advocaten und Procuratoren desselben Gerichts.

»Im Namen des Königs.

*»Liebe Getreue. Wir haben große Ursache zur Unzufriedenheit, daß wir solche Verzögerungen in der Schlichtung und Abfertigung des Processes sehen müssen, der bei Unserm Parlements Hof gegen die wegen Religionsachen verhafteten Rathe und ganz besondere gegen den Rath Dubourg obschwebt, und da Wir wünschen, daß ihm ein schnelles Ende gemacht werde, so befehlen Wir Euch und verordnen ganz ausdrücklich, daß Ihr mit Einstellung aller andern Geschäfte lediglich der Entscheidung besagter Processe obliegt mit der von Unserm besagten Hofe bezeichneten und noch zu bezeichnenden Anzahl von Richtern, ohne zu dulden oder zu gestatten, daß man diese Processe noch länger verschleppe, damit Wir eine andere und größere Veranlassung zur Zufriedenheit bekommen, als wir bisher hatten.*

Unterzeichnet Franz,  
und weiter unten von Laubespine.«

»Ei wie, mein Herr,« rief der Präsident Minard, dem die Verlesung diesen Schreibens, wodurch das von ihm durchgesetzte Verdammungsurtheil voll kommen Recht erhielt, wieder einigen Muth verlieh »Ihr habt ein solches Schreiben seit heute früh?'

»Seit gestern Abend um vier Uhr, mein Herr; erlaubt, daß ich der Wahrheit zur Steuer den Thatbestand ins Klare setze.«

»Ihr habt ein solches Schreiben seit gestern Mittag um vier Uhr?« wiederholte der Präsident mit derselben Betonung, »und Ihr habt mit der Ueberbringung bis jetzt gewartet?«

»Ich wiederhole Euch, mein Herr,« sagte der junge Mann, indem er den Brief wieder in sein Wamms steckte, »daß Ihr noch nicht wißt, um welchen Preis ich dieses Schreiben an mich gebracht habe, und um welchen Preis ich es hergeben will.«

»Nun so sprecht doch,« sagte der Präsident, »und erklärt Euern Wunsch in Betreff der

Belohnung welche Ihr für eine Handlung in Anspruch nehmt, die übrigens weiter nichts als die Erfüllung einer einfachen Pflicht ist.«

»Es ist keine so einfache Pflicht, als Ihr glaubt, mein Herr,« erwiderte der junge Mann; derselbe Grund, der es meinem Landsmann wünschenswerth machte, daß der Brief nicht ins Parlament gelangte, ist noch jetzt vorhanden, und sei es nun, daß der Rath Anne Dubourg meinem Landsmann so nahe steht, daß sein Tod ein großer persönlicher Schmerz für ihn wäre, oder daß die Ungerechtigkeit des Parlaments ihm als ein abscheuliches Verbrechen erscheint, und daß dann die Beharrlichkeit, womit er den Brief behält, bloß daher kommt, weil er wie jeder ehrliche Mensch die Vollziehung einer Schandthat zu verhindern oder doch wenigstens zu verzögern wünschen muß, kurz und gut, er hat geschworen diesen Brief nur dann abzugeben, wenn er die Gewißheit von der Freisprechung Anne Dubourgs hätte, und überdieß alle Diejenigen zu töten die sich der Befreiung dieses Rathes widersetzen würden. Seht, mein Herr, darum hat er Julian Fresne getödtet, nicht als ob er ein so gänzlich untergeordnetes Geschöpf, wie ein Canzleischreiber ist, für persönlich schuldig gehalten hätte; aber er, wollte den Höhergestellten dadurch beweisen, daß er, nachdem er mit dem Leben des Untergebenen keine Umstände gemacht, auch mit den Großen nicht viel Federlesens machen werde.«

Hier gerieth der Präsident in starke Versuchung das zweite Fenster öffnen zu lassen; jedes Haar seiner blonden Perücke trof von Schweiß, wie ein Weidenzweig nach einem Gewitter vom Regen trieft; da er jedoch dieses Mittel bei einer solchen Aufregung nicht genügend glaubte, so begnügte er sich über den Tisch herum verstörte Blicke zu werfen, wo durch er die Einen und Andern fragte, wie er sich gegenüber dem Schotten verhalten solle, der einen so grimmigen Freund habe; aber die Gäste, welche die Pantomime des Präsidenten nicht begriffen oder nicht begreifen wollten, weil sie fürchteten, eine ganze Legion von Schotten möchte über sie herstürzen, die Gäste, sagen wir, schlugen die Augen nieder und beobachteten ein tiefes Stillschweigen.

Inzwischen konnte ein Parlamentspräsident, der Mann, den man so eben als die festeste Stütze des Glaubens und den größten Bürger Frankreichs proclamirt hatte, dieser Mann konnte solche Drohungen nicht feig hingeben lassen, ohne daraus zu antworten; aber wie sollte er antworten? Wenn er aufstand, um den Tisch herumging und seinen friedlichen Gewohnheiten entgegen, den trotzigem Schatten um den Leib fassen wollte, so riskirte er, daß dieser seine Absicht durchschaute und vom Leder zog oder eine Pistole aus seinem Gürtel nahm. Dieß geschah ganz sicher, nach dem entschlossenen Ausdruck im Gesichte des Schotten zu schließen. Wenn also der Gedanke seinen, wie man sieht, höchst lästigen Gast anzugreifen, auch für einen Augenblick in dem Präsidenten aufstieg, so ging er doch schnell wie eine vom Wind gesagte Wolle wieder vorüber, und dieser überaus klare Geist sah so gleich ein, daß er bei der Vollziehung eines solchen Entschlusses Alles zu verlieren und sehr wenig zu gewinnen hatte.

Nun befand sich unter den zu verlierenden Dingen sein Leben, das diesem guten Präsidenten Minard sehr angenehm war und das er so lang als möglich zu behalten wünschte. Er sann also auf ein Mittel, um aus dieser schwierigen Stellung herauszukommen, worin er, wie ihm sein Instinkt sagte, so viel zu fürchten hatte, daß er trotz seines Geizes gerne fünfzig Goldthaler gegeben hätte, um diesen verdammten Schatten auf der andern Seite der Thüre zu haben, statt bloß auf der andern Seite des Tisches. Dieses Mittel bestand darin, daß er mit dem Eindringling das zu thun gedachte, was gewisse Leute mit bösen Hunden thun, d. h. er wollte ihm schmeicheln und fuchsschwänzeln. Nachdem er diesen Entschluß einmal gefaßt hatte, redete er

den jungen Mann in einem Ton an, dem er einige Munterkeit zu geben versuchte.

»Ha, mein Herr, sagte er zu ihm, »nach Eurer Art Euch auszudrücken, nach Eurem höchst intelligenten Gesichte, nach Eurer distinguirten Haltung kann ich, ohne mich zu täuschen, behaupten, daß Ihr kein gewinn Mann seid, ja, ich will so gar sagen, daß Alles an Euch den Edelmann von gutem Hause verräth.«

Der Schotte verbeugte sich aber ohne zu antworten.

»Nun wohl,« fuhr der Präsident fort, »da ich mit einem Manne von guter Erziehung und nicht mit einem fanatischen Bürger, wie Euer Landsmann ist spreche« — er hatte große Lust zu sagen: und nicht mit einem Mörder wie Euer Landsmann, aber die den Juristen ungewohnte Klugheit hielt ihn zurück — »so erlaubt mir Euch zu sagen, daß ein einziger Mann nicht das Recht besitzt sich nach seiner persönlichen Anschauungsweise zum Richter über das Verhalten von Seinesgleichen zu machen: eine Menge Rücksichten kann ihn irre führen, und eben damit nicht Jeder sich zum Richter in seiner eigenen Sache aufwerfe, sind die Gerichte eingesetzt worden. Ich gebe also zu, junger Mann, daß Euer Landsmann bei seiner That in vollkommenem Einklang mit seinem Gewissen geblieben ist. Aber Ihr werdet mir zugestehen, daß, wenn Jeder das Recht hätte Justiz zu üben, darin noch kein Grund läge, daß Ihr — wenn ich annehmen will, obschon ich es für eine grundlose Annahme halte, daß Ihr die Gesinnungen Eures Landsmannes theilet — ich sage, daß darin kein Grund läge, daß Ihr, ein Mann von guter Erziehung und kaltem Blut, mir mitten in meiner Familie das Leben nähmet, unter dem Verwand, daß Ihr die Verurteilung des Rathes Dubourg nicht gutheiet.«

»Herr Präsident,« sagte der Schotte, der unter dieser weitschweifigen Rede die Kleinmüthigkeit von Meister Minard hervorscheinen sah, »Herr Präsident, erlaubet mir, wie man im Parlament sagt, daß ich Euch auf die Frage zurückverweise, nicht mehr und nicht weniger, als wenn Ihr ein einfacher Advocat wäret und kein Präsident.

»Ei, wir sind ja im Gegentheil mitten in der Frage, wie mir scheint; wir sind in der vollen Frage selbst,« antwortete Minard, der wieder einige Sicherheit gewann, sobald der Dialog in eine ihm geläufige Form zurücktrat.

»Entschuldigt, mein Herr,« erwiderte der Schotte, »Ihr, wendet Euch unmittelbar an mich, während doch bisher von mir gar nicht die Rede war; es war bis jetzt nur von meinem Freund die Rede denn nicht aus eigenem Antrieb, sondern im Auftrag meines Freundes bin ich hierher gekommen, um mir eine Antwort auf folgende Frage zu erbitten: Herr Präsident Minard, glaubt Ihr, daß der Herr Rath Dubourg zum Tode verurtheilt sei?«

Die Antwort war höchst einfach, da diese Verurtheilung wirklich vor einer Stunde erfolgt war und der Präsident bereits die dießfallsigen Glückwünsche seiner Familie entgegengenommen hatte.

Da jedoch Meister Minard dachte, daß er vielleicht, wenn er die Thatsache dieser Verurtheilung, die übrigens erst am folgenden Tag bekannt werden sollte, offen eingestände, von dem Schotten etwas Anderes als Glückwünsche bekommen könnte, so blieb er bei dem System, dessen Annahme er für klug gehalten hatte.

»Was soll ich Euch antworten, mein Herr?« sagte er: »ich kann Euch die Ansichten meiner Collegen darüber nicht mittheilen, sondern könnte Euch höchstens die meinige geben.«

»Herr Präsident,« sagte der Schotte, »ich habe vor Eurer persönlichen Ansicht eine solche Hochachtung, daß ich Euch nicht um die Ansichten Eurer Collegen frage, sondern um die

Eurige.«

»Was kann sie Euch helfen?« fragte der Präsident, der fortwährend Ausflüchte suchte.

»Sie wird mir das helfen, daß ich sie kennen lerne,« antwortete der Schotte, der entschlossen schien in Betreff des Meisters Minard dasselbe zu thun, was ein Jagdhund mit dem Hasen thut, d. h. ihn auf allen seinen Schleichwegen zu verfolgen, bis er ihn bewältigt hat.

»Mein Gott, mein Herr,« sagte der Präsident, als er sich zur Erklärung genöthigt sah, »meine Ansicht über den Ausgang dieses Prozesses steht schon seit langer Zeit fest.«

Der junge Mann fixirte Herrn Minard scharf. Dieser schlug unwillkürlich die Augen nieder und fuhr langsam fort, wie wenn er die Notwendigkeit begriffen hätte jedes seiner Worte genau abzuwägen.

»Es ist allerdings bedauerlich,« sagte er, »einen Mann zum Tod zu verurtheilen, der vermöge anderer Eigenschaften die öffentliche Achtung hätte verdienen können — einen Collegen, ich möchte bei nahe sagen einen Freund — aber Ihr seht es ja selbst aus dieser königlichen Verordnung, der Hof wartet nur auf das Ende dieses unglücklichen Prozesses, um wieder Athem zu schöpfen und zu andern überzugehen: man muß also mit der Sache ein Ende wachen, und ich zweifle nicht daran, daß, wenn das Parlament gestern das Schreiben Seiner Majestät empfangen hätte, der arme unglückliche Rath, den ich als Ketzler verurtheilen muß, aber als Menschen sehr aufrichtig beklage, seine Strafe schon heute erlitten haben würde oder sehr nahe daran wäre sie zu erleiden.«

—»Ah! Es hat also doch Etwas genützt, daß mein Freund gestern diesen Julian Fresne getödtet hat!« sagte der Schotte.

»Nicht viel,« antwortete der Präsident, »es ist ein Aufschub, weiter nicht.«

»Aber ein Aufschub von einem Tag, das sind immerhin vierundzwanzig Stunden Frist, die einem Unschuldigen vergönnt werden, und in vierundzwanzig Stunden kann sich viel verändern.«

»Mein Herr,« sagte der Präsident Minard, der in seiner Eigenschaft als ehemaliger Advocat während der Discussion allmählig wieder Kräfte gewann, »Ihr sprecht von dem Rath Dubourg immer als von einem Unschuldigen.«

»Ich spreche von ihm nach dem Gesichtspunkte Gottes, mein Herr,« sagte der Schotte, indem er ernst einen Finger zum Himmel erhob.

»Ja,« sagte der Präsident, »aber von Gesichtspunkt der Menschen aus?«

»Glaubt Ihr, Meister Minard,« fragte der Schotte, »daß selbst vom menschlichen Gesichtspunkt aus das Verfahren ganz redlich sei?«

»Die Bischhöfe haben ihn verurtheilt, mein Herr, drei Bischöfe haben denselben Ausspruch gethan; drei ganz gleiche Urtheilssprüche.«

»Waren diese Bischöfe nicht Richter und Partei zugleich?«

»Das ist möglich, mein Herr, aber wie kann sich auch ein Hugenott an katholische Bischöfe wenden?«

»An wen hätte er sich wenden sollen, mein Herr?«

»Das ist eine sehr kitzlige Frage und voll von Schwierigkeiten.«

»Deßhalb hat das Parlament beschlossen diese Frage zu entscheiden.«

»Wie Ihr sagt, mein Herr,« antwortete der Präsident.

»Nun wohl, mein Herr, mein Landsmann hat sich eingebildet, daß der Ruhm dieser Verurtheilung Euch zufalle.«

Der Präsident hielt es für so schmähsch in dieser Frage vor einem einzigen Menschen zurückzuweichen, während er sich kaum erst vor zehn andern der besagten That gerühmt hatte, daß er, nachdem er seine Verwandten mit den Augen befragt und, wie es scheint, aus ihren Blicken einige Kraft gesammelt hatte, erwiderte:

»Mein Herr, die Wahrheit zwingt mich Ihnen zu sagen, daß ich im gegebenen Fall allerdings die sehr zärtliche und sehr aufrichtige Freundschaft, die ich meinem Collegen Dubourg widmete, meiner Pflicht geopfert habe.

»Ah!« machte der Schotte.

»Nun wohl, mein Herr,« fragte Meister Minard, der die Geduld zu verlieren anfang. »wohin führt uns das?«

»Zum Ziel, und wir sind ihm schon nahe.«

»Sagt mir doch, was kann Eurem Landsmann daran liegen, ob ich die Entscheidung des Parlaments beeinflußt habe oder nicht?«

»Es liegt ihm viel daran.«

»In welcher Beziehung?«

»Mein Landsmann behauptet, Ihr hattet die ganze Sache angezettelt, und nun müsset Ihr sie auch entwirren.«

»Ich begreife nicht,« stammelte der Präsident.

»Und doch ist die Sache höchst einfach: statt Euren Einfluß zur Verurtheilung aufzubieten, müßt Ihr ihn jetzt zur Freisprechung gebrauchen.«

»Ei,« sagte einer der Neffen, der gleichfalls ungeduldig wurde, »Eure Rath Anna Dubourg ist nun einmal verurtheilt, wie könnt Ihr also verlangen, daß mein Onkel jetzt auf seine Freisprechung hinarbeite?«

»Verurtheilt!« rief der Schotte; »habt Ihr da unten nicht gesagt, der Rath Dubourg sei verurteilt?«

Der Präsident warf dem indiscreten Neffen einen entsetzten Blick zu.

Aber entweder sah der Neffe diesen Blick nicht, oder er achtete nicht darauf.

»Nun ja, verurtheilt,« sagte er, »heute Mittag um zwei Uhr ist er verurtheilt worden. Ha, Onkel, habt Ihr uns nicht so gesagt, oder sollte ich falsch gehört haben?«

»Ihr habt recht gehört, mein Herr,« versetzte der Schotte gegen den jungen Martin indem er sich das Schweigen des Präsidenten ganz richtig erklärte.

Dann wandte er sich gegen Minard und fragte:

»Also heute um zwei Uhr ist der Rath Dubourg verurtheilt worden?«

»Ja, mein Herr,« stammelte Minard.

»Und zu was? zu einer Geldbuße?«

Keine Antwort

»Zum Gefängniß?«

Dasselbe Schweigen von Seiten des Präsidenten.

Bei jeder Frage des Schotten wurde sein Gesicht bleicher; bei der letzten wurden seine Lippen blau.

»Zum Tod?« fragte er endlich.

Der Präsident nickte mit dem Kopf.

So viel Unentschlossenheit in diesem Nicken lag, so war es gleichwohl bejahend.

»Nun wohl, es sei!« sagte der Schotte. »da er noch nicht todt ist, so darf man am Ende auch nicht verzweifeln, und wie mein Freund sagte, da Ihr Alles angezettelt habt, so müßt Ihr auch Altes entwirren.«

»Wie so?«

»Indem Ihr den König um Cassation des Urtheils bittet.«

»Ei, mein Herr,« sagte Meister Minard, der mit jedem Schritt über einen Abgrund wegzukommen meinte, um allerdings wieder einen andern vorzufinden, der sich aber dennoch bei jedem Abgrund, über den er weggekommen war, für den Augenblick beruhigte, »ei mein Herr, selbst wenn ich die Absicht hätte für Anne Dubourg Gnade zu erbitten, so wurde der König sie nicht bewilligen.«

»Warum das?«

»Nun, weil der Brief, den Ihr vorgelesen habt, seinen Willen klar genug ausspricht.«

»Ja, scheinbar.«

»Wie so? Scheinbar?«

»Allerdings. Dieser Brief des Königs war, wie ich die Ehre hatte Euch zu sagen, in einen Brief des Herzogs von Guise eingeschlossen. Nun wohl, diesen Brief des Herzogs von Greise, den ich Euch noch nicht vorgelesen habe, will ich Euch jetzt vorlesen.«

Der junge Mann zog das Pergament von Neuem aus seiner Brust hervor und verlas jetzt den Brief des Herzogs Franz von Lothringen.

Er war folgendermaßen abgefaßt:

Als Ueberschrift: »Mein Herr Bruder,

*»Hier ist endlich der Brief Seiner Majestät; ich habe ihm denselben mit großer Mühe aus den Händen gerissen, und war genöthigt ihm die Feder zu führen, damit er die fünf lumpigen Buchstaben schrieb, auf denen sein Name besteht. Wir müssen in der Nähe Seiner Majestät irgend einen unbekanntem Freund dieses verdammten Ketzers haben. Sputet Euch also, damit der König nicht seinen Entschluß zurücknimmt oder den Rath, wenn er verurtheilt ist, begnadigt.*

»Euer respektvoller Bruder, »17. Dezember des Jahrs der Gnade 1559. »Franz von Guise«

Der Schotte richtete sein Haupt wieder empor.

»Habt Ihr recht gehört, mein Herr?« fragte er den Präsidenten.

»Ja gewiß.«

»Soll ich Euch den Brief noch einmal vorlesen, im Fall Euch irgend ein Punkt entgangen wäre?«

»Das ist unnöthig.«

»Wollt Ihr Euch versichern, daß er wirklich von der Hand des lothringischen Prinzen ist und wirklich sein Siegel trägt?«

»Ich verlasse mich hierin vollkommen auf Euch.«

»Nun wohl, was geht für Euch aus diesem Brief hervor?«

»Daß der König Anstand genommen hat zu schreiben, mein Herr, daß der König aber dennoch



zuletzt geschrieben hat.«

»Aber er hat mit Widerwillen geschrieben, und wenn ein Mann, wie Ihr z. B. Herr Präsident, zu diesem gekrönten Kinde, das man König nennt,« sagen würde: Sire, wir haben den Rath Dubourg des Exempels wegen verurtheilt, aber Eure Majestät muß ihn der Gerechtigkeit wegen begnadigen, so würde der König, dem Herr von Guise die Hand führen mußte, um die fünf Buchstaben seines Namens zu schreiben, Gnade üben.«

»Und wenn mein Gewissen mir verbietet Das zu thun, was Ihr da von mir verlanget, mein Herr,« sagte der Präsidentin der augenscheinlichen Absicht sein Terrain zu erkunden.

»Dann werde ich Euch bitten, mein Herr, des Schwures eingedenk zu sein, welchen mein Freund, der Schotte, gethan hat, als er Julian Fresne tödtete, er schwur nämlich gleich diesem alle Diejenigen zu tödten, welche von nah oder fern zur Verurtheilung des Rathes Dubourg beigetragen hätten.«

In diesem Augenblick zog ganz gewiß der Schatten des Canzleischreibers, einem Schatten aus einer Zauberlaterne ähnlich, über die Wand des Speisesaales hin; aber ohne Zweifel wandte der Präsident seinen Kopf ab, um ihn nicht zu sehen.

»Ach, das ist Unsinn, was Ihr mir da sagt,« antwortete er dem jungen Mann.

»Unsinn! warum, Herr Präsident?«

»Weil Ihr mich, einen Beamten, und zwar in meinem eigenen Hause, im Schooße meiner Familie bedrohet.«

»Dieß geschieht, mein Herr, damit Ihr gerade aus diesen Rücksichten auf Haus und Familie ein Gefühl des Mitleids, welches Gott Euch gegen Andere nicht ins Herz gelegt hat, gegen Euch selbst schöpft.«

»Es scheint mir, mein Herr, daß Ihr, statt zu bereuen und Euch zu entschuldigen, in Euren Drohungen gegen mich fortfahren wollt.«

»Ich habe es Euch bereits gesagt, mein Herr: Derjenige, der Julian Fresne getödtet, hat Jedem, der sich der Befreiung und Rettung von Anne Dubourg widersagen würde, den Tod geschworen, und damit man an seinem Wort nicht zweifeln soll, hat er zuerst den Canzleischreiber getödtet, weniger weil er ihn für schuldig hielt, als weil er durch seinen Tod seinen andern Feinden, so hoch gestellt sie sein mochten, eine heilsame Warnung ertheilen wollte. Werde! Ihr den König um Begnadigung von Anne Dubourg angehen? Ich fordere Euch im Namen meines Freundes zur Antwort auf.«

»Ah! Ihr fordert mich im Namen eines Mörders, eines Meuchlers, eines Diebes zur Antwort auf!« rief der Präsident erbittert.

»Bemerket wohl, mein Herr,« sagte der junge Mann, »daß es Euch frei steht mir mit Ja oder Nein zu antworten.«

»Ah! Es steht mir frei mit Ja oder Nein zu antworten?«

»Allerdings.«

»Nun denn,« heulte der Präsident. außer sich über die Kaltblütigkeit seines Verhörers, »so sagt Eurem Schotten, daß es einen Mann Namens Anton Minard, einen der Präsidenten des Hofes, gebe, der seinerseits den Tod Arme Dubourgs geschworen habe; daß dieser Präsident ein Mann von Wort sei und es Euch morgen beweisen werde.«

»Nun denn mein Herr,« antwortete Robert Stuart, ohne eine Geberde zu machen und ohne ein Zeichen von Aufregung zu geben, indem er beinahe die gleichen Worte nachsprach, »so wißt,

daß es einen Schotten gibt, der den Tod des Herrn Anton Minard, eines der Präsidenten des Hofes, geschworen hat; daß dieser Schotte ein Mann von Wort ist und es Euch heute beweist.«

Bei diesen legten Worten machte Robert Stuart, der seine rechte Hand unter seinen Mantel gesteckt hatte, eine seiner Pistolen los, spannte geräuschlos den Hahn, legte, ehe man beider Schnelligkeit seiner Bewegung daran dachte ihn zu verhindern, über den Tisch hinüber d.h. in unmittelbarer Nähe auf Ihn an und ließ krachen.

Herr Minard sank sammt seinem Stuhl rücklings zu Boden.

Eine andere Familie als die des Präsidenten würde ohne Zweifel Alles gethan haben, um den Mörder festzunehmen; aber nein, sämmtliche Gäste des verstorbenen Präsidenten waren nur auf ihre eigene Sicherheit bedacht; die Einen flohen unter Verzweiflungsgeschrei in die Küche, die Andern schlüpfen unter den Tisch und hüteten sich wohl ein Wörtchen zu sagen. Es war eine allgemeine Ausreißerei, und Robert Stuart, der sich gewissermaßen allein in diesem Speisesaal befand, wo Alles mittelst einer Fallthüre verschwunden zu sein schien, zog sich langsam nach Art der Löwen, wie Dante sagt, zurück, ohne daß es Jemand einfiel ihn im mindesten zu beunruhigen.

---

## IV.

### *Bei den Hugenotten.*

Es war ungefähr acht Uhr Abends, als Robert Stuart das Minard'sche Haus verließ. Als er nun wieder allein in der alten Templestraße stand, die damals seit Einspruch der Nacht noch verödeter war, als sie heutigen Tages ist, so sprach er mit einer Anspielung auf die zwei Männer, die er ermordet hatte, die ausdrucksvollen Worte.

»Nun sind es zwei.«

Den vom Seineufer rechnete er nicht; er war eine Baarzahlung für seinen Freund Medardus.

Als er vor das Stadthaus d. h. auf den Greveplatz gelangte, wo die Verurtheilten hingerichtet wurden, schaute er mechanisch nach dem Ort, wo man gewöhnlich den Galgen aufrichtete; dann näherte er sich diesem Orte.

»Hier,« sagte er. »wird Anne Dubourg die Strafe für sein Genie erleiden, wenn der König ihn nicht begnadigt. Und wie kann man den König zwingen ihn zu begnadigen?« fügte er hinzu.

Mit diesen Worten entfernte er sich.«

Er trat in die Rue de la Tannerie und hielt vor einer Thüre an, über welcher ein Schild knarrte mit der Inschrift:

Zum Degen des Königs Franz I.

Einen Augenblick konnte man glauben, er wolle hier eintreten, aber auf einmal sagte er:

»Nein, es wäre Wahnsinn in diese Schenke zurückzukehren; in zehn Minuten werden die Bogenschützen da sein. Nein, gehen mir zu Patrick.«

Er schritt schnell durch die Rue de la Tannerie und über die Notre-Damebrücke, warf im Vorüber gehen einen Blick auf den Ort, wo er Tags zuvor Julien Fresne getödtet hatte, sodann ging er mit groben Schritten durch die Cité und über den Pont-St.-Michel, bis er in der Rue du Battoir-St.-André ankam.

Hier blieb er, ruhig in der Rue de la Tannerie, vor einem Hause stehen, das ebenfalls einen Schild hatte; nur lautete die Inschrift desselben:

Zur Distel Schottlands.

»Hier wohnte doch Patrick Macpherson,« sagte er, indem er sein Haupt erhob um das Fenster zu recognosciren; er hatte da oben unter dem Dach ein Stübchen und kam alle Tage hin, wenn er nicht im Louvre auf der Wache war.

Er gab sich alle Mühe, um die Mansarde zu bemerken; allein das vorgerückte Dach hinderte ihn daran.

Er wollte daher eben die Thüre ausstoßen oder, im Fall sie verschlossen war, mit seinem Degenknopf oder seinem Pistolenkolben klopfen, als besagte Thüre auf einmal sich öffnete und ein Mann im Costüm der Bogenschützen der schottischen Garde heraustrat.

»Wer da?« fragte der Bogenschütze, der beinahe auf den jungen Mann stieß.

»Ein Landsmann,« antwortete unser Held auf schottisch.

»Ah! Ah! Robert Stuart!« rief der Bogenschütze.

»Er selbst, mein lieber Patrick.«

»Und welcher Zufall führt Dich zu dieser Stunde in meine Straße und vor meine Thüre?« fragte der Bogenschütze, indem er seinem Freund beide Hände entgegenstreckte.

»Ich will Dich um einen Gefallen ersuchen, mein lieber Patrick.«

»Sprich; nur muß Du Dich beeilen.«

»Du bist pressirt?«

»Zu meinem großen Leidwesen ja; aber Du begreifst, um halb zehn Uhr ist Appell im Louvres und es hat so eben aus der Kirche von St. André neun Uhr geschlagen; also ich höre.«

»Die Sache ist die, mein lieber Freund. In Folge des letzten Edicte bin ich von meiner Herberge fortgeschickt worden.«

»Ach ja, ich begreife: Du gehörst der rechten Religion an und solltest zwei katholische Bürgen haben.«

»Die zu suchen ich nicht die Zeit habe, und die ich vielleicht auch nicht finden würde, wenn ich sie suchte: nun aber würde ich heute Nacht Verhaftet werden, wenn ich in den Straßen von Paris umherirrte. Willst Du zwei oder drei Tage Dein Zimmer mit mir theilen?«

»Zwei oder drei Nächte, wenn Du willst, und sogar alle Nächte im ganzen Jahr, wenn Dir Das Vergnügen machen kann; aber mit den Tagen ist es etwas Anderes.«

»Und warum Das, Patrick?« fragte Robert

»Weil ich« antwortete der Bogenschütze mit einer von Eitelkeit ganz verwirrten Miene, »weil ich, seit ich nimmer das Vergnügen hatte Dich zu sehen, mein lieber Robert, so glücklich war eine Eroberung zu machen.«

»Du, Patrick?«

»Wundert es Dich?« fragte der Bogenschütze, indem er sich selbstgefällig wiegte.

»Nein, gewiß nicht; aber es trifft sich ungeschickt.«

Robert schien nicht geneigt mehr zu fragen; aber die Eigenliebe seines Landsmanns fand bei dieser Discretion ihre Rechnung nicht.

»Ja, mein Lieber,« sagte er, »die Frau eines Parlamentsraths hat mir ganz einfach die Ehre erwiesen sich in mich zu verlieben, und ich warte mit jedem Tag auf die Ehre sie zu empfangen.«

»Teufel!« machte Robert. »Dann nimm an, ich hätte Nichts gesagt Patrick.«

»Und warum das? Nimmst Du meine vertrauliche Mittheilung für eine Weigerung? Ich nehme an, diese rechtschaffene Dame, wie Herr von Brantome sagt, werde sich den einen oder andern Tag dazu verstehen in mein Stübchen hinauszukommen — bemerke jedoch wohl, daß Dieß bloß eine willkürliche Annahme ist —dann gehst Du; im entgegengesetzten Fall bleibst Du bei mir, so lang es Dir gefällt; man kann es doch nicht besser einrichten, das muß Du selbst gestehen.«

»In der That, lieber Patrick,« sagte Robert, der, wie es schien, nur mit dem höchsten Bedauern auf seinen Plan verzichtet hätte; »ich nehme Dein Anerbieten dankbar an und warte nur auf Gelegenheit Dir den gleichen Gefallen zu erweisen, in was er auch bestehen mag.«

»Schon gut,« sagte Patrick, »darf man Unter Freunden, unter Landsleuten, unter Schotten von Dankbarkeit sprechen? Das ist, als ob. . . He! aber wart einmal!«

»Was?« fragte Robert.

»Oh, eine Ideen,« rief Patrick, wie wenn ihm plötzlich ein leuchtender Gedanke gekommen wäre.

»Um was handelt es sich? heraus mit der Sprache.«

»Mein lieber Freund,« sagte Patrick, »Du kannst nur einen großen Dienst erweisen.«

»Einen großen Dienst?«

»Eine«n ungeheuren Dienst.«

»Sprich, ich stehe zu Deiner Verfügung.«

»Danke! nur. . .«

»Vollende.«

»Glaubst Du, daß wir vom gleichen Wuchse sind?«

»So ziemlich.«

»Von derselben Dicke?«

»Ich glaube es.«

»Tritt einmal in den Mondschein, damit ich Dich ansehe.«

Robert that was sein Freund verlangte.

»Weißt Du auch, daß Du ein prächtiges Wamms hast?« fuhr Patrick fort, indem er den Mantel seines Freundes auf die Seite zog

»Prächtig ist nicht gerade das Wort.«

»Ganz neu.«

»Ich habe es vor drei Tagen gekauft.«

»Etwas zu dunkel freilich,« fuhr Patrick fort; »aber sie wird darin eine Absicht erblicken mich vor allen Blicken um so besser zu verbergen.«

»Auf was willst Du hinaus?«

»Das sollst Du sogleich vernehmen, lieber Robert: mit so freundlichem Auge die Dame meiner Gedanken mich ansieht, eben so scheel sieht ihr Gemahl mich an. Dieß geht so weit, daß er jedes mal wenn er einen Bogenschützen von der Garde vorbeikommen sieht, ihm die giftigsten Blicke zuwirft, und Du begreifst was für ein Auge er machen würde, wenn er diese Uniform auf seiner Treppe bemerkte.«

»Allerdings, Das begreife ich sehr wohl.«

»Nun hat mir,« fuhr Patrick fort, »die Frau den Rath gegeben nie mehr in meinem Nationalcostüm zu ihr zu kommen. Daraus folgt, daß ich schon den ganzen Abend auf ein anständiges Mittel sinne, um eine Kleidung zu erhalten, wodurch ich meine Uniform vortheilhaft ersetzen könne: Dein Costüm scheint mir, obwohl etwas düster oder vielleicht gerade wegen seiner Farbe, dem Zweck zu entsprechen, den ich mir versetze. Erweis mir also die Freundschaft es mir auf morgen zu leihen;« ich werde mich so einrichten, daß ich es in den folgen den Tagen nicht mehr brauche.«

Diese letzten Worte des Schatten, welche das maßlose Selbstvertrauen verriethen, das die Schotten immer besaßen und noch jetzt besitzen, zwangen Robert Stuart ein Lächeln ab.

»Meine Kleider, meine Börse und mein Herz gehören Dir, lieber Freund,« antwortete er. »Inzwischen bemerke wohl, daß ich selbst morgen wahrscheinlich auszugehen haben werde, und für diesen Fall sind mir meine Kleider fast nothwendig.«

»Teufel!«

»Gleich dem antiken Philosophen trage ich all mein Hab und Gut bei mir.«

»Beim heiligen Dunstan! das ist ärgerlich.«

»Und thut mir unendlich leid.«

»Um Dir die Wahrheit zu gestehen, je mehr ich Dein Wamms ansehe, um so mehr scheint es mir für mich gemacht zu sein.«

»Das ist also ein wahres Wunder,« sagte Robert, der seinen Freund zu irgend einer offeneren Mittheilung drängen wollte.

»Gibt es gar kein Mittel, um diesem Uebelstand abzuhelpen?«

« »Ich sehe keines, aber Du bist ein Mann von Phantasie besinne Dich einmal.«

»Mir fällt etwas ein!« riet Patrick.

»Was?«

»Freilich darf der Gemahl Deiner Geliebten nicht denselben Abscheu vor den Herren Bogenschützen der schottischen Garde haben wie der Gemahl der meinigen.«

»Ich habe keine Geliebte, Patrick,« sagte Robert mit düsterer Miene.

»Nun wohl denn,« versetzte der Bogenschütze, der blos an die Ausführung seiner Idee dachte und sich folglich mit nichts Anderem beschäftigte, »in diesem Fall muß jedes Costüm Dir gleichgültig sein.«

»Ganz und gar gleichgültig,« sprach der junge Mann.

»Nun so nimm das meine, da ich das Deine nehme.«

Diesmal unterdrückte Robert Stuart sein Lächeln.

»Wie so?« fragte er, »wie wenn er nicht ganz begriffe.«

»Es wäre Dir doch nicht zuwider die schottische Uniform anzuziehen?«

»Ganz und gar nicht«,

»Nun wohl, wenn eine gebieterische Nothwendigkeit Dich zum Ausgehen zwingt, so kannst Du in meiner Uniform ausgehen.«

»Du hast Recht, dieß ist in der That höchst einfach.«

»Sie wird Dir überdieß Zutritt im Louvre verschaffen.«

Robert bebte vor Vergnügen.

»Dieß war mein Ehrgeiz,« sagte er lächelnd.

»Also auf morgen!«

»Auf morgen!« sagte Robert Stuart, indem er die Hand seines Freundes ergriff.

Patrick hielt ihn auf.

»Du vergissest blos eine Sache,« sagte er.

»Welche?«

»Sie ist freilich von keinem allzu großen Nutzen: es ist mein Zimmerschlüssel.«

»Das ist bei Gott wahr,« sprach Robert, »gib her.«

»Hier! Gute Nacht, Robert.«

»Gute Nacht, Patrick.«

Und die beiden jungen Leute trennten sich, nach dem sie einander zum zweiten Mal die Hand gedrückt; Patrick ging nach dem Louvre zu, Robert ging in Patricks Haus.

Lassen wir Patrick in den Louvre treten, wo er noch gerade recht zum Verles ankam, und folgen wir Robert, der nachdem er an zwei oder drei Thüren herumgetappt war, endlich Patricks Schloß fand.

Ein Rest von noch brennendem Rebholz beleuchtete das ganz kleine Stückchen des jungen Gardisten. Es war recht sauber herausgeputzt und hatte große Aehnlichkeit mit den Stübchen unserer heutigen Studenten.

Das Ameublement bestand aus einem ziemlich gut ausgestatteten Bett, einer kleinen Truhe, zwei Strohsesseln und einem Tisch, aus welchem noch der Docht eines Talglichtes in einem langhalsigen Sandsteinkrügchen rauchte.

Robert nahm einen Brand, blies aus Leibeskräften und brachte zuletzt eine Flamme zu Stand, woran er das Licht anzündete.

Sodann setzte er sich vor das Tischchen und begann die Stirne in beide Hände gesenkt, tief nachzusinnen.

»Das ist es,« sagte er endlich, indem er mit der Hand in seine Haare fuhr, wie wenn er seine Stirne von einem furchtbaren Gewicht befreien wollte, »das ist es, ich will an den König schreiben.«

Und er erhob sich.

Auf dem Kamin fand er ein volles Tintenfäßchen und eine Feder; aber vergebens suchte er nach Papier oder Pergament, vergebens durchwühlte er die Schublade des Tisches und die drei Fächer der Truhe, es fand sich nicht das geringste Fetzen vor.

Er suchte von Neuem, aber umsonst sein Kamerad hatte ohne Zweifel sein letztes Blatt zu einem Schreiben an seine Rätin verbraucht.

Verzweiflungsvoll setzte er sich wieder.

»Oh!« sagte er, »so soll ich also dieses letzte Mittel bloß deshalb nicht versuchen können, weil es an einem Stückchen Papier fehlt.«

Es schlug wirklich zehn Uhr: die Kaufleute in jener Zeit blieben nicht wie heutzutage bis Mitternacht auf; die Verlegenheit war also wirklich vorhanden.

»Auf einmal erinnerte sich Robert an den Brief des Königs, den er bei sich behalten hatte; er zog ihn aus seiner Brust hervor, und beschloß auf der Rückseite dieses Blattes an Seine Majestät zu schreiben.

Er nahm Tinte und Feder und schrieb folgen den Brief: »

»Sire,

»Die Verurtheilung des Rathes Anne Dubourg ist ungerecht und gottlos. Man blendet Eure Majestät und veranlaßt sie das reinste Blut ihres Königreichs zu vergießen.

»Sire, ein Mann ruft Euch mitten aus der Menge zu: Oeffnet die Augen und betrachtet die Flamme der Scheiterhaufen, welche Ehrgeizige rings um Euch her auf allen Punkten Frankreichs entzünden.

»Sire, öffnet die Ohren und höret das klägliche Geächze, das auf dem Greveplatz ausgestoßen wird und bis in den Louvre dringt.

»Höret und sehet, Sire. Wenn Ihr gehört und gesehen haben werdet, so werdet Ihr sicherlich verzeihen.«

Der Schotte überberlas seinen Brief noch einmal und legte ihn dann verkehrt zusammen, d. h. so, daß die erste Seite auf welcher der Brief des Königs stand, die Kehrseite seines eigenen Briefes wurde und vice versa.

»Jetzt,« murmelte er, »wie soll ich diesen Brief in den Louvre bringen? Wenn ich bis morgen

auf Patrick warte so wird es zu spät. Ueberdieß würde der unglückliche Patrick als mein Mitschuldiger verhaftet werden. Ich compromittire ihn schon genug dadurch, daß ich seine Gastfreundschaft annehme. Was thun?«

Er trat ans Fenster und besann sich auf eine Idee. In verzweifelten Fällen fragt man gern die äußern Gegenstände um Rath.

Wir haben gesagt, daß es für den December ein herrlicher Tag gewesen war.

Robert fragte die frische Luft, den Sternenhimmel, die stille Nacht um Rath was er zu thun habe.

Von Patricks Dachstübchen aus, dem höchstgelegenen Orte des Hauses, erblickte er die Thürmchen des königlichen Palastes.

Auf einmal trat ihm der hölzerne Thurm, der am äußersten Ende dieses Palastes, so ziemlich dem Neslethurm gegenüber, zwischen dem Fluß und dem innern Louvrehof sich erhob, prächtig gezeichnet im phantastischen Mondschein vor die Augen.

Beim Anblick dieses Thurmes schien Robert das gesuchte Mittel gefunden zu haben, um seine Botschaft an den König gelangen zu lassen; denn er steckte sein Pergament wieder in seine Brust, löschte das Licht aus, setzte seinen Hut wieder auf, holte sich von Neuem in seinen Mantel und stieg rasch die Treppe hinab.

Einige Tage vorher war eine Ordonnanz er lassen worden, welche Jeder männiglich verbot nach fünf Uhr Abends zu Fuß oder zu Wasser die Seine zu passiren.

Es war Nachts zehn Uhr; Robert konnte also nicht daran denken die Fähre zu nehmen.

»Er konnte weiter Nichts thun, als daß er den selben Weg, auf welchem er vom Greveplatz her gekommen war, zurück machte.

Er ging also wieder nach dem Pont St. Michel hinauf, ließ die Rue de la Barillerie links liegen, um nicht unter die Palastwachen zu gerathen, und kehrte über die Notre-Damebrücke in das Netz von Straßen zurück, die ihn zum Louvre führen konnten.

Der Louvre war seit der Regierung Franz I. mit Steinen, Kies und Zimmerbalken verschüttet.

Man hätte ihn eher für das Innere eines Steinbruchs oder für einen jener unvollendeten Paläste, die schon vor dem Aufbau in Trümmer zerfallen, als für die Wohnung des Königs von Frankreich halten können.

Es war also leicht zwischen den Steinblöcken, womit der Louvre von innen wie von außen verstellt war, durchzuschlüpfen.

Von Stein zu Stein, von Graben zu Graben kam Robert Stuart, indem er der Seine entlang ging, bis aus hundert Schritte von dem großen Portal des Louvre, gerade dem Fluß gegenüber, welcher in der Tiefe das ganze Terrain einnahm, den jetzt das Quai einnimmt, sodann ging er am Gebäude hin bis an den neuen Thurm, und als er zwei Fenster beleuchtet sah, hob er in einem der Großen einen Stein auf, den er in das Pergament wickelte, machte die Schnur von seinem Hut los und band damit Stein und Pergament zusammen; hierauf trat er zwei oder drei Schritte zurück, um seinen Anlauf zu nehmen, bemaß die Entfernung, zielte, wie wenn es sich um einen Flinten- oder Pistolenschuß handelte, und warf Stein und Pergament in eines der beleuchteten Zimmer des ersten Stocks.

Das Getöse des zerbrochenen Fensters und die Bewegung, die in Folge desselben im Zimmer stattzufinden schien, verkündeten ihm, daß seine Botschaft angekommen war, und daß der Mangel an Boten nicht Schuld daran war, wenn sie etwa nicht zum König gelangte.



»Ganz vortrefflich,« sagte er. »Und jetzt müssen wir warten; wir werden morgen sehen, ob mein Brief seine Wirkung hervorgebracht hat.«

Indem er sich zurückzog, schaute er sich behutsam um, weil er sich versichern wollte, daß er nicht bemerkt worden sei; er sah auch in der Ferne Nichts als die Schildwachen, die mit ihrem gewohnten langsamen und abgemessenen Gang auf und abschritten.

»Es war klar, daß sie Nichts bemerkt hatten.

Robert Stuart ging daher auf dem gleichen Weg, wie er gekommen war, nach der Rue du Battoir-St.-André zurück mit der festen Ueberzeugung, daß er von Niemand gesehen oder gehört worden sei.

Er täuschte sich: er war von zwei Männern gesehen worden, die ungefähr fünfzig Schritte vor ihm in einem der Winkel des neuen Thurms, im Schatten desselben verborgen waren und sich so lebhaft mit einander unterhielten, daß sie zwar sahen und hörten, aber es durch keinerlei Zeichen zu verstehen gaben.

Diese beiden Männer waren der Prinz von Condé und der Admiral Coligny.

Sagen wir, welcher Gegenstand der Unterhaltung die erlauchten Herrn dermaßen beschäftigen konnte, daß sie sich um die Steine, die man in dieser späten Stunde der Nacht in die Fenster des Louvre warf ganz und gar nicht zu bekümmern schienen.

---

## V.

### *Am Fuß des neuen Thurmes.*

»Jetzt,« sagt Brantome in seinem Buch von den *berühmten Feldherrn*, »müssen wir von einem der größten Kriegshelden sprechen, die je gelebt haben.«

Machen wirs, wie Brantome; nur wollen wir gegen Gaspar von Coligny Herrn von Chatillon gerechter sein, als es der Höfling der Guises ist.

In zwei andern Büchern haben wir bereits ausführlich von dem berühmten Vertheidiger von St. Quentin gesprochen; aber unsere Leser können die *Königin Margot* vergessen haben und den *Pagen des Herzogs von Savoyen* noch nicht kennen; es erscheint uns daher dringend einige Worte von der Geburt, der Familie und den *Antecedenzien*, wie man heutzutage sagt, des *Admirals* zu sprechen.

Wir unterstreichen das Wort *Admiral*, weil der Mann, von dem wir sprechen, unter diesem Namen bekannt war, und man ihn nur sehr selten Gaspar von Coligny oder Herrn von Chatillon nannte.

Gaspar von Coligny war am 17. Februar 1517 in Chatillon-sur-Loing, dem herrschaftlichen Sitz seiner Familie, geboren.

Sein Vater, ein bressanischer Edelmann, hatte sich nach der Vereinigung seiner Provinz mit dem Königreich in Frankreich niedergelassen; er behauptete einen hohen Rang in den Armeen des Königs und nahm den Namen Chatillon an, nachdem er Eigenthümer dieser Herrschaft geworden war.

Seine Gemahlin war Louise von Montmorency, Schwester des Connetabels, von welchem wir schon sehr oft zu sprechen Gelegenheit hatten, ganz besonders im *Ascanio*, in den *beiden Dianen* und im *Pagen des Herzogs von Savoyen*.

Die vier Söhne des Herrn von Chatillon, Peter, Odet, Gaspar und Dandelot waren also die Neffen des Connetabels.

Der erste, Peter, starb mit fünf Jahren. Der zweite, Odet, erhielt also die Bestimmung die Ehre des Namens aufrecht zu erhalten.

Zwanzig Jahre nach diesem Todesfall hatte der Connetabel einen Cardinalshut zu seiner Verfügung. Keiner seiner Söhne wollte ihn haben; er bot ihn also den Söhnen seiner Schwester an; Gaspar und Dandelot, zwei kriegerische Naturen, lehnten ihn ab, Odet, eine ruhige und beschauliche Natur, nahm ihn an.

Gaspar war also das Haupt der Familie, um so mehr als sein Vater schon im Jahr 1522 gestorben war.

Wir haben anderswo gesagt, wie er seine *Uebungen* als Gesellschafter des Herzogs Franz von Guise durchmachte, und welche Freundschaft die beiden jungen Leute vereinigte, bis sich nach der Schlacht von Renty, wo Beide Wunder der Tapferkeit verrichtet hatten, eine Erkaltung zwischen ihnen einschlich. Als nach dem Tod des Herzogs Claude von Lothringen Franz und sein Bruder, der Cardinal, sich an die Spitze der katholischen Partei gestellt, und der Staatsangelegenheiten benöthigt hatten, schlug diese Erkaltung in einen ehrlichen und

gründlichen Haß um.

Während dieser Zeit war der junge Gaspar von Chatillon, trotz des Hasses der Guises, einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Epoche geworden, und hatte sich großen Ruhm und viele Ehren erworben. Er war, wie auch sein Bruder Dandelot vom Herzog von Enghien zum Ritter geschlagen worden, und zwar auf dem Schlachtfeld von Cerisoles, wo Jeder von ihnen eine Fahne genommen hatte; dann war er im Jahre 1544 zum Oberst, drei Jahre später zum Generaloberst der Infanterie und zuletzt zum Admiral ernannt worden.

Damals hatte er zu Gunsten seines Bruders Dandelot, den er zärtlich liebte, wie er denn auch seine zärtliche Gegenliebe besaß seine Stelle als Generaloberst der Infanterie niedergelegt.

Ums Jahr 1545 hatten die beiden Brüder zwei Töchter aus dem edlen bretonischen Hause Laval geheirathet.

Im *Pagen des Herzogs von Savoyen* wird man den Admiral bei der Belagerung von St. Quentin wieder finden und sehen, mit welcher bewundernswürdigen Standhaftigkeit er die Stadt Stein um Stein vertheidigte, bis er endlich beim letzten Sturm mit den Waffen in der Hand gefangen genommen wurde.

Während seiner Gefangenschaft in Antwerpen fiel ihm eine Bibel in die Hände, und nun wechselte er seine Religion.

Sein Bruder Dandelot war schon seit sechs Jahren Calvinist.

Vermöge seiner hohen Stellung galt der Admiral natürlich als der militärische Chef der reformirten Religion.

Da indeß der Bruch zwischen den beiden Parteien noch nicht stattgefunden hatte, da die Zeit der Verfolgungen noch nicht gekommen war, so nahmen Dandelot und sein Bruder bei Hof die Posten ein, welche ihr Rang ihnen anwies.

»Aber sagt ein Geschichtschreiber aus jener Zeit, »der Hof hatte keinen furchtbareren Gegner.«

Seine Kaltblütigkeit, sein Muth und seine Gewandtheit waren von der seltensten Art; er schien geboren, um das zu werden, was er wirklich geworden war, natürlich der wahre Chef der calvinistischen Partei: er besaß die dazu erforderliche Beharrlichkeit und unbezwingbare Thatkraft; obschon oft besiegt, wurde er beinahe immer nach seinen Niederlagen furchtbarer als seine Feinde nach ihren Siegen. Er schlug seinen Rang für Nichts, sein Leben nur sehr gering an, war zu jeder Stunde bereit dasselbe zur Vertheidigung des Königreichs oder für den Sieg seines Glaubens zu opfern, und verband mit seinem kriegerischen Genie die gediegenen Tugenden der größten Bürger.

Mitten in diesen stürmischen Zeiten gewährt der Anblick dieses heitern Kopfes dem Auge einen lieblichen Ruhepunkt; es verhält sich damit wie mit jenen großen Eichen, die mitten in den Ungewittern aufrecht stehen bleiben, wie mit jenen hohen Bergen, deren Gipfel mitten in den Stürmen ruhig emporragt, weil dieser Gipfel den Blitz überherrscht.

Der Regen wird niemals durch die runzelige Rinde der Eiche eindringen, der Wind wird ihren Gipfel nicht beugen; um sie zu entwurzeln, bedarf es eines jener Orkane, die Alles über den Haufen werfen.

Der Berg wird zum Vulkan werden, bei jedem seiner Ausbrüche wird der Thron bis in seine Grundlage erschüttert, zittern, und um diesen Krater auszufüllen, um diese Lava zu löschen, bedarf es einer jener Sündfluthen, welche die Gestalt der Reiche verändern.

Der Prinz von Condé besprach sich, wie wir gesagt haben, mit dem Admiral. Mit diesem berühmten jungen Mann unterhielt sich Coligny während der Nacht vom 18. auf den 19. December im Schatten des neuen Thurms.

Wir kennen den Prinzen von Condé wenigstens von außen; wir haben ihn in das Wirthshaus zum rothen Roß treten sehen und aus einigen Worten, die er sprach, eine Idee von seinem Character bilden können.

Man erlaube uns jetzt sowohl daß er diesen Character als auch über seine Stellung am Hof einige Einzelheiten, die uns unumgänglich nöthig erscheinen.

Herr von Condé zeigte noch nicht was er war; aber man ahnte was aus ihm werden konnte, und diese Voraussicht verlieh dem schonen jungen Prinzen, der bis jetzt nur durch seine tollen und flüchtigen Liebschaften bekannt war und gleich seinem Zeitgenossen Don Juan, riesige Listen von den berühmtesten Damen des Hofes führte, große Bedeutsamkeit.

Er war damals, wie wir bereits gesagt zu haben glauben, neunundzwanzig Jahre alt. Er war der fünfte und letzte Sohn Karls von Bourbon, Grafen von Vendome, des neuen Stammvaters aller Zweige des Hauses Bourbon.

Seine älteren Brüder waren Anton von Bourbon, König von Navarra und Vater Heinrichs IV.; Franz, Graf von Enghien; der Cardinal Karl von Bourbon, Erzbischof von Rouen; und Johann, Graf von Enghien, der zwei Jahre vorher in der Schlacht von St. Quentin getödet worden.

Ludwig von Condé war also damals nur ein jüngerer Sohn der Nichts sein nannte, als sein Schwert und seinen Rittermantel.

Und das Schwert war noch mehr werth als der Mantel.

Dieses Schwert hatte der Prinz glorreich in den Krieger Heinrichs II. gezogen, wie auch in einigen Privatfehden, worin er sich beinahe, einen eben so großen Ruf für seinen Muth geschaffen hatte, als er bereits für sein Liebesglück und seine Flatterhaftigkeit in der Liebe besaß.

Für den Prinzen von Condé schien das Axiom: Der Besitz tötet die Liebe, eigens erfunden worden zu sein.

Sobald der Prinz besaß, liebte er nicht mehr.

Die Sache war wohl bekannt unter den schönen Damen, deren galante Geschichte Brantome uns geschrieben, und sonderbar genug, dennoch that dieß den Interessen des jungen Prinzen keinen Eintrag, denn er war so verliebt und so jovial, daß man folgenden vierzeiligen Vers in Gebetform auf ihn gemacht hatte:

Schaut nur das hübsche Männlein an,  
Wie lachen es und singen kann,  
Hält stets ein Liebchen in den Armen,  
Mög' seiner Seel' sich Gott erbarmen!

Wie man sieht, war bei dem Dichter die Absicht besser als das Vermögen, aber da das Verschen deutlich genug die allgemeine Sympathie kennzeichnet, welche Ludwig von Condé dem Hof einflößte, so haben wir es zu citiren gewagt.

Unser Buch ist übrigens Alexander Dumas unterzeichnet und nicht Richelet.

Diese Sympathie war groß zwischen dem Admiral und dem jungen Prinzen. Der Admiral, der noch jung war — zweiundvierzig — Jahre liebte Ludwig von Condé wie er einen seiner jüngern Brüder geliebt haben würde, und der Prinz von Condé seinerseits, ein ritterlicher und

abenteuerlicher Character, von Natur weit mehr geneigt das Mysterium der Liebe zu studiren, als sich um die Triumphe oder Niederlagen der Religion zu bekümmern, zumal da er damals noch ein gleichgültiger Katholik war, der Prinz von Condé verhielt sich zu dem strengen Admiral wie ein Schüler zu einem geliebten Lehrer, er hörte ihn mit einem Ohr an, während er in der Ferne mit seinen Augen dem Galopp einer schönen Amazone folgte, die von der Jagd heimkehrte, oder mit dem andern Ohr Auf das Liedchen eines jungen Mädchens lauschte, das vom Felde zurückkam.

Man vornehme seht was sich eine Stunde vorher zugetragen.

Der Admiral hatte, als er aus dem Louvre kam, wo er dem jungen König seine Aufwartung gemacht, mit seinem an die Finsternis gewohnten Feldherrnauge am Fuß des neuen Thurmes einen in einen Mantel gehüllten Mann erblickt, der zu einem Balcon vor zwei beleuchteten Fenstern emporschaute und ein Signal entweder zu erwarten oder geben zu wollen schien.

Von Natur nicht sehr neugierig, wollte er seinen Weg nach seinem Hotel in der Rue de Bethisy fortsetzen, als es ihm durch den Kopf fuhr, daß nur ein einziger Mann zu einer Stunde, wo man gerne alle Vorhergehenden verhaftete, wenn sie nur ein wenig in die Nähe des Louvre kamen, die Kühnheit haben könne vor dem Palast des Königs hundert Schritte von der Schildwache, spazieren zu gehen, und daß dieser Mann der Prinz von Condé sein müsse.

Er ging also auf ihn zu, und da der Mann sich bei der Annäherung des Admirals so viel als männlich in die Dunkelheit vertiefte, rief er ihm in einer Entfernung von zwanzig Schritten zu:

»He Prinz!«

»Wer ist da?« fragte der Prinz von Condé denn er war es wirklich.

»Gut Freund antwortete der Admiral, indem er fortwährend näher kam und sich freute, daß sein Scharfblick ihn auch die´mal nicht getäuscht habe.

»Ah, ah! es ist die Stimme des Herrn Admirals, wenn ich mich nicht täusche, sagte der Prinz, der ihm jetzt entgegen kam.

Die beiden Herrn trafen sich aus der Gränze des Schattens; der Prinz zog den Admiral zu sich her, so daß sich Beide jetzt in der Dunkelheit befanden.

»Wie zum Teufel,« fragte der Prinz, nachdem er dem Admiral zärtlich und mit einer gewissen Ehrerbietung die Hand gedrückt, »wie habt Ihr erfahren daß ich hier bin?«

»Ich habe es errathen,« antwortete der Admiral.

»Ei wahrhaftig. Das ist ein wenig stark. Wie habt Ihr angegriffen?«

»Oh ganz einfach.«

»Sagt mirs doch.«

»Als ich einen Mann in der Nähe der Schildwache bemerkte, sagte ich zu mir, daß es in Frankreich nur einen einzigen Ritter gebe, der im Stand sei sein Leben zu riskiren, um den Wind im Vorhang einer hübschen Frau spielen zu sehen, und daß Eure Hoheit dieser Mann sei.«

»Mein lieber Admiral, erlaubt mir Euch zuvörderst für die vortreffliche Meinung zu danken, die Ihr von mir habt, und Euch dann mein höchst auf richtiges Compliment zu machen: es ist unmöglich einen vollendeteren Scharfblick zu besitzen, als Ihr beweiset.«

»Ah!« machte der Admiral.

»Ich sehe,« sagte der Prinz, »allerdings nach dem Fenster eines Zimmers hinauf, wo zwar keine hübsche Frau, denn Diejenige die mich hier fesselt war vor sechs Monaten noch ein Kind und ist jetzt kaum ein junges Mädchen, aber doch ein bezauberndes junges Mädchen von

vollendeter Schönheit wohnt.«

»Ihr meint das Fräulein von St. André,« fragte der Admiral.

»Ganz richtig. Es kommt immer besser, mein lieber Admiral,« antwortete der Prinz; »und Dieß erklärt mir welches Interesse mich getrieben hat, Euch zum Freunde zu nehmen.«

»Also hat Euch ein Interesse dazu getrieben?« fragte Coligny lachend.

»Ja, und zwar ein sehr großes.«

»Welches? Macht mich zu Eurem Vertrauten, Prinz:«

»Seht, wenn ich Euch nicht zum Freund gehabt hätte, Herr Admiral, so hätte ich Euch vielleicht zum Feind bekommen, und dann werde ich wohl einen unversöhnlichen Feind in Euch gehabt haben.«

Der Admiral warf bei dieser Schmeichelei von Seiten eines Mannes, dem er Vorwürfe machen wollte, den Kopf in die Höhe und antwortete ihm blos:

»Es ist Euch ohne Zweifel nicht unbekannt Prinz, daß Fräulein von St. André mit Herrn von Joinville, dem ältesten Sohn des Herzogs von Guise, verlobt ist.«

»Ich Weiß es nicht blos, Herr Admiral, sondern ich habe mich auch bei der Nachricht von dieser Verlobung sterblich in das Fräulein verliebt, so daß ich wohl sagen kann, meine Liebe zum Fräulein von St. André komme hauptsächlich von meinem Haß gegen die Guises her.«

»Es ist aber doch das erste Mal, Prinz, daß ich von dieser Liebe sprechen höre. In der Regel nehmen Eure Liebesgeschichten wie die Lerchen singend ihren Flug. Diese Liebe ist also von so neuem Datum, daß sie noch nicht einmal Lärm gemacht hat.«

»Sie ist nicht so ganz neu, mein lieber Admiral; sie ist im Gegentheile schon sechs Monate alt.«

»Bah! wirklich?« fragte der Admiral mit einem Blick, der sein Erstaunen ausdrückte.

»Sechs Monate, ja, beinahe auf den Tag hin, wahrhaftig. Ihr erinnert Euch doch eines Horoscops das eine alte Hexe bei der Landmesse Herrn von Guise, dem Marschall von St. André und Eurem gehorsamsten Diener gestellt hat? Ich meine Euch wenigstens diese Geschichte erzählt zu haben.«

»Ja, ich erinnere mich vollkommen. Die Sache geschah in einem Wirthshaus auf der Straße von Gonesse nach St. Denis.«

»Ja, so ists, mein lieber Admiral. Nun wohl, von diesem Tag an datirt die Offenbarung meiner Liebe für die reizende Charlotte, und wie wenn der Tod, den man mir geweissagt, mir eine ganz besondere Lust zum Leben eingeflößt hatte, von diesem Tag an habe ich nur noch in der Hoffnung gelebt von der Tochter des Marschalls geliebt zu werden, und habe alle Mittel meines Geistes aufgeboten, um zu diesem Ziel zu gelangen.«

»Und ohne Unbescheidenheit, Prinz,« fragte der Admiral; »ist Eure Liebe erwidert worden?«

»Nein, mein Vetter, nein; deßwegen sehet Ihr mich wie einen Tölpel dastehen.«

»Und als galanter Ritter erwartet ihr daß man Euch eine Blume, einen Handschuh, ein Wort zuwerfe?«

»Wahrhaftig, ich erwarte nicht einmal mehr Das.«

»Nun, auf was wartet Ihr dann noch?«

»Darauf, daß das Licht erlösche und daß die Braut des Herrn Prinzen von Joinville einschlafe, damit ich meinerseits auch mein Licht auslösche und einschlafe, wenn ich kann.«

»Und es ist ohne Zweifel nicht das erste Mal, mein lieber Prinz, daß Ihr auf diese Art dem

Schlafengehen des Fräuleins anwohnt?«

»Es ist nicht das erste Mal, mein Vetter, und wird auch nicht das letzte Mal sein. Es sind jetzt bald vier Monate, daß ich mir diese unschuldige Zerstreung gönne.«

»Ohne Wissen des Fräuleins von St. André,« fragte der Admiral mit zweifelnder Miene.

»Ohne ihr Wissen, ich fange an es zu glauben.«

»Ei, das ist ja mehr als Liebe, mein theurer Prinz: es ist ein wahrer Cultus, es ist eine Anbetung nach Art dessen, was gewisse Seefahrer uns von der Religion der Hindu und ihrer Verehrung gegen ihre unsichtbaren Gottheiten erzählen.«

»Eure Bemerkung trifft vollkommen zu, mein lieber Admiral; es ist ein wahrer Cultus, und ich muß mein ganzes Christenthum zusammennehmen um nicht in diesen Götzendienst zu verfallen.«

»Götzendienst heißt Bilderverehrung, mein lieber Prinz, und Ihr besitzet vielleicht nicht einmal das Bild Eurer Göttin?«

»Ja wahrhaftig, ich besitze nicht einmal ihr Bild,« sagte der Prinz; »aber,« fuhr er mit einem Lächeln fort, indem er die Hand auf seine Brust legte, »ihr Bild ist da und zwar so scharf eingezeichnet, daß ich keines andern Portraits bedarf als desjenigen, das in meinem Gedächtniß lebt.«

»Und welche Gränzen setzt Ihr für diese eintönige Beschäftigung fest?«

»Gut keine. Ich werde so hierher kommen, so lange ich Fräulein von St. André lieben werde. Ich werde sie nach meiner Gewohnheit solange lieben, als sie mir Nichts bewilligt haben wird, und da sie mir aller Wahrscheinlichkeit zufolge nicht so bald Das bewilligen wird, was sie mir bewilligen müßte, damit meine Liebe in ihre Periode der Abnahme treten sollte, so ist es wahrscheinlich, daß ich sie lange lieben werde.«

»Ihr seid doch ein ganz curioser Heiliger, mein lieber Prinz!«

»Was wollt Ihr? Ich bin nun einmal so; das Ding geht so weit, daß ich mich selbst nicht begreife. So lange eine Frau mir Nichts bewilligt hat, bin ich wie ein Narr in sie verliebt, ich könnte ihren Mann, ihren Liebhaber, ja sie selbst und hintendrein mich selbst umbringen, ich könnte ihretwegen einen Krieg anfangen, wie Pericles für Aspasia, Cäsar für Eunoë, Antonius für Cleopatra; hernach, wenn sie nachgibt. . .«

»Wenn sie nachgibt?«

»Dann, mein lieber Admiral, wehe ihr und mir selbst! Das kalte Tropfbad der Uebersättigung fühlt über meinen Wahnsinn und löscht ihn aus.«

»Aber welches närrische Vergnügen findet Ihr darin im Mondschein zu wachen?«

»Unter den Fenstern eines hübschen Mädchens? Ein ungeheures Vergnügen, mein lieber Vetter. Oh, Ihr begreift das nicht, denn Ihr seid ein ernster und strenger Mann, der sein ganzes Glück in den Gewinn einer Schlacht oder in den Sieg seines Glaubens setzt. Mit mir, Herr Admiral, ist es etwas Anderes: der Krieg ist für mich nur ein Friede zwischen zwei Liebeshändeln, zwischen einer alten und einer neuen Liebe. Ich glaube wahrhaftig, daß Gott mich blos zum Lieben geschaffen hat, und ich zu nichts Anderem taue. Ueberdieß ist es das Gesetz Gottes. Gott hat uns befohlen unsern Nächsten wie uns selbst zu lieben. Nun wohl, da ich ein vortrefflicher Christ bin, so liebe ich meinen Nächsten mehr als mich selbst. Nur liebe ich ihn in seiner schönsten Hälfte, in seiner angenehmsten Gestalt.«

»Aber wo habt Ihr denn Fräulein von St André seit der Landmesse wieder gesehen?«

»Ach, mein lieber Admiral, das ist eine lange Geschichte, und wenn Ihr nicht entschlossen seid, trotz der Gehaltlosigkeit meiner Erzählung, mir wenigstens eine volle halbe Stunde als guter Verwandter Gesellschaft zu leisten, so rathe ich Euch nicht darauf zu bestehen, sondern mich allein meinen Träumereien und meiner Zwiesprach mit dem Mond und den Sternen zu überlassen, die für mich weniger leuchtend sind als dieses Licht, das Ihr durch die Fenster meiner Gottheit strahlen sehet.«

»Mein lieber Vetter,« sagte der Admiral lachend, »ich habe für die Zukunft Pläne mit Euch, die Ihr nicht einmal ahnet; deshalb liegt es in meinem Interesse, daß ich Euch von allen Euren Seiten studire. Kommt her, öffnet mir alle Thüren Eures Innern. Seht, wenn ich einmal mit dem wahren Condé mit dem großen Feldherrn zu thun haben will, so möchte ich wissen, zu welcher Thüre ich hereinkommen kann, und wenn ich statt des Helden, den ich suche, bloß einen zu den Füßen Omphales spinnenden Herkules, bloß einen auf dem Schooß Dellilas schlafenden Simson finde, so möchte ich wissen, zu welcher ich hinausgehen muß.«

»Ich werde Euch also die ganze Wahrheit sagen müssen?«

»Allerdings.«

»Wie einem Beichtvater?«

»Noch besser.«

»Ich erkläre Euch zum Voraus, daß dieß eine wahre Ekloge wird.«

»Die schönsten Verse von Virgilius Maro sind nichts Anderes als Eklogen.«

»Ich beginne also.«

»Ich höre Euch zu.«

»Ihr werdet mir ins Wort fallen, wenn Ihr genug habt.«

»Ich verspreche es Euch; aber ich glaube, daß ich Euch nicht ins Wort fallen werde.«

»Ach, welch ein großer und erhobener Politiker Ihr seid!«

»Wißt Ihr, mein lieber Prinz, das Ihr mir aussehet, als ob Ihr spotten wolltet?«

»Ei warum nicht gar! Ihr wißt, daß man mich dazu treiben könnte in einen Abgrund zu springen, wenn man mir von solchen Dingen vorspricht.«

»Nun denn, so beginnt.«

»Es war im September vorigen Jahrs nach der Jagd, welche die Herren von Guise dem ganzen Hof im Walde von Meudon zum Besten gaben.«

»Ich erinnere mich davon gehört zu haben, war aber nicht selbst dabei.«

»Dann erinnert Ihr Euch auch, daß nach dieser Jagd Madame Catherine sich mit allen ihren Ehrenfräulein, ihrer sogenannten fliegenden Schwadron, nach dem Schloß des Herrn von Gondy in St. Cloud begab; Ihr erinnert Euch dessen, denn Ihr waret dabei.«

»Allerdings.«

»Nun wohl, wenn Eure Aufmerksamkeit nicht durch ernstere Gegenstände abgelenkt wurde, so erinnert Ihr Euch auch noch, daß dort während des Imbisses ein junges Mädchen durch seine Schönheit die Aufmerksamkeit des Hofes und ganz besonders die meinige fesselte. Es war das Fräulein von St. André — Nach dem Imbiß während der Spazierfahrt auf dem Canal erregte ein junges Mädchen durch seinen Geist die Bewunderung sämmtlicher Gäste und wiederum ganz besonders die meinige. Es war das Fräulein von St. André — Am Abend endlich auf dem Ball richteten sich alle Augen und besonders die meinigen auf eine Tänzerin, deren unvergleichliche



Grazie allen Lippen ein Lächeln, allen Stimmen schmeichlerisches Gemurmel, allen Augen Blicke der Bewunderung entlockte. Es war abermals das Fräulein von St. André — Erinnert Ihr Euch dessen?«

»Nein.«

»Um so besser, denn wenn Ihr Euch erinnerte, so wäre es nicht der Mühe werth, daß ichs Euch erzählte. Ihr begreift wohl, daß die im Gasthof zum rothen Roß in meinem Herzen schüchtern entzündete Flamme in St. Cloud zu einem verzehrenden Feuer wurde. Die Folge davon war, daß ich nach dem Ball, als ich in das mir angewiesene Zimmer im ersten Stock kam, statt ins Bett zu gehen, die Augen zu schließen und einzuschlafen, mich ans Fenster stellte, und beim Gedanken an sie in holde Träumerei, verfiel. Ich war, Gott weiß wie lange schon, darin versunken, als ich durch den Schleier hindurch, welchen die verliebten Gedanken vor meinen Augen ausbreiteten, ein lebendiges Wesen, beinahe eben so unmateriell wie der Wind, der durch meine Haare fuhr, zu sehen glaubte. Es war etwas Leichtes wie ein verdichteter Dunst; ein weiß und rosarother Schatten, der durch die Alleen des Paris glitt, just unter meinem Fenster stehen blieb und sich auf den Stamm des Baumes stützte, dessen Blätterwerk meinen geschlossenen Fensterladen streifte. Ich erkannte, oder vielmehr ich ahnte, daß die schöne nächtliche Fee Niemand anders war als Fräulein von St. André und ich wäre höchst wahrscheinlich zum Fenster hinausgesprungen, um desto eher bei ihr anzukommen und desto schneller ihr zu Füßen zu fallen, als ein zweiter Schatten, weniger rosig und weniger weiß als der erste, aber beinahe eben so leicht, den Raum durchschritt, welcher eine Seite der Allee von der andern trennte. Dieser Schatten gehörte augenscheinlich dem männlichen Geschlechte an.«

»Ah! ah!« murmelte der Admiral.

»Just diesen Ausruf habe ich mir auch erlaubt,« sagte Condé »aber die beleidigenden Zweifel, die in Betreff der Tugend des Fräuleins von St. André in mir erwacht waren, dauerten nicht lange; denn die beiden Schatten begannen zu zwitschern, und da das Getöse der Stimmen durch die Baumzweige und die Spalten der Läden bis zu mir herauf drang, so hätte ich was die handelnden Personen der Scene, die zwanzig Schritte unter mir aufgeführt wurde, sprachen; auch hatte ich bereits alle Beide erkannt.«

»Wer waren sie denn?«

»Fräulein von St. André und der Page ihres Vaters.«

»Und um was handelte es sich?«

»Ganz einfach um eine Fischpartie für den folgenden Tag.«

»Um eine Fischpartie?«

»Ja, mein Vetter; Fräulein von St. André ist eine fanatische Liebhaberin vom Fischen mit der Angelleine.«

»Und um eine Fischpartie zu besprechen, hatten ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren und ein junger Page von neunzehn einander auf Nachts zwölf oder ein Uhr in diesen Park beschieden.«

»Ich zweifelte wie Ihr daran, mein lieber Admiral, und ich muß sagen, daß dieser junge Page sehr betroffen schien, als er, nachdem er voll Eifer und ohne Zweifel mit ganz andern Hoffnungen herbeigelaufen war, aus des Fräuleins eigenem Munde erfuhr, sie habe ihn blos deshalb beschieden, weil sie ihn bitten wolle zwei Angelleinen, eine für sie und die andere für ihn, anzuschaffen und sich damit Morgens fünf Uhr am Ufer des Kanals einzufinden. Dem

jungen Pagen entwischten sogar die Worte:

»Aber, mein Fräulein, wenn Ihr mich aus keiner andern Absicht beschieden habt, als weil Ihr eine Angelleine von mir wünschten so war es unnöthig aus einer so einfachen Sache ein so großes Geheimniß zu machen.«

»Dann täuschet Ihr Euch, Jacques,« antwortete das junge Mädchen: »ich werde, seit die Feste begonnen haben, dermaßen umschmeichelt und gefeiert, von so vielen Schönthuern und Anbetern umlagerd, daß ich, wenn ich Euch um eine Angelschnur ersucht hätte und meine Absicht unglücklicher Weise bekannt worden wäre, heute früh um fünf Uhr drei Viertel der Herren des Hofes, mit Inbegriff des Herrn von Condé am Ufer des Kanals vorgefunden haben würde; und Dieß hätte, wie Ihr Euch wohl deuten könnt, die Fische dermaßen erschreckt, daß ich nicht einmal den kleinsten Gründling gefangen hätte. Ich habe nun Das nicht gewollt; ich will vielmehr morgen ohne andere Gesellschaft als die Eure, Ihr undankbarer Mensch einen wundervollen Fischzug thun.«

»Ach ja, mein Fräulein,« sagte der junge Page, »ach ja, ich bin ein Undankbarer!«

»Also es bleibt dabei, Jacques, um fünf Uhr.

»Ich werde mich schon um vier Uhr mit zwei Angelleinen einfinden, mein Fräulein.«

»Aber Ihr dürft nicht vor mir und ohne mich fischen, Jacques.«

»Oh, ich verspreche, daß ich auf Euch warten will.«

»Gut also. Für Eure Mühe habt Ihr hier meine Hand.

»Ach, mein Fräulein!« rief der junge Mann, indem er sich über diese cokette Hand hermachte und sie mit Küssen bedeckte.

»Sachte, sachte!« rief das junge Mädchen, in dem sie die Hand zurückzog, »ich habe Euch erlaubt weine Hand zu küssen, aber nicht sie in Flammen zu setzen. Und jetzt gute Nacht, Jacques! Um fünf Uhr am Ufer des großen Kanals.«

»Ach, kommt wann Ihr wollt, mein Fräulein, ich verspreche Euch, daß ich da sein werde.«

»Geht jetzt, geht!« sagte Fräulein von St. André indem sie ihm mit der Hand winkte.

»Der Page gehorchte augenblicklich und lautlos, wie ein Geist dem Zauberei gehorcht, von dem er abhängt. In weniger als einer Secunde war er verschwunden.

»Fräulein von St. André blieb noch einen Augenblick da; nachdem sie sich sodann versichert hatte, dass Nichts die Stille der Nacht und die Einsamkeit des Gartens störte, verschwand sie ebenfalls mit dem festen Glauben, daß sie weder gesehen noch gehört worden sei.«

»Und Ihr seid gewiß mein lieber Prinz, daß die schlaue Dirne Euch nicht an Eurem Fenster ahnte?«

»Ach, mein lieber Vetter, Ihr raubet mir alle meine Illusionen.«

Dann trat er nach näher zum Admiral und sagte:

»Nun wohl, da Ihr ein so tief blickender Politiker seid, so will ich Euch nur gestehen, »es gibt Augenblicke wo ich nicht darauf schwören möchte.«

»Auf was?«

»Daß sie mich nicht gesehen habe, und daß diese Angelleine, diese Fischpartie, diese Bestellung auf Morgens fünf Uhr nicht eine bloß Comödie gewesen sei?«

»Ei, warum nicht gar?«

»Oh, ich läugne niemals, wenn es sich um eine weibliche Spitzbüberei handelt,« sagte der

Prinz, »und je jünger und naiver die Person ist, um so weniger läugne ich. Aber das müßt Ihr gestehen, mein lieber Admiral, daß wenn die Sache sich wirklich so verhält, das Dämchen sehr gewandt ist.«

»Ich gebe es gerne zu.«

»Ihr begreift wohl, daß ich mich am folgenden Morgen um fünf Uhr in der Nähe des großen Canals auf die Lauer gestellt habe. Der Page hatte Wort gehalten, Er war schon vor Tagesanbruch da. Die schöne Charlotte ihrerseits war gleich der Mergenröthe einen Augenblick vor der Sonne erschienen und hatte mit ihrem Rosenfinger seine wohlbeködete Angelleine aus Jacques Händen entgegen genommen. Einen Augenblick fragte ich mich, warum sie beim fischen eines Kameraden bedürfe; aber bald begriff ich, daß so reizende Finger sich nicht der Gefahr aussetzen durften die schrecklichen Thiere zu berühren, welche sie an die Angel heften und sogar diejenigen, welche sie hinwegnehmen mußte, wenn der Page ihr nicht dieses abstoßende Geschäft erspart hätte. Auf solche Art blieb also von dieser Fischpartie, die bis sieben Uhr währte, dem schönen und eleganten jungen Mädchen Nichts als das Vergnügen, und dieses mußte groß sein, denn wahrhaftig die jungen Leutchen bekamen eine ganze Pfanne voll.«

»Und Ihr, was habt Ihr bekommen, mein lieber Prinz?«

»Einen abscheulichen Catarrh, denn ich stand mit den Füßen und einer grimmigen Liebe, deren Folgen Ihr jetzt sehet, im Wasser.«

»Und Ihr glaubet, die kleine Plaudertasche habe von Eurer Anwesenheit Nichts gewußt?«

»Ach mein Gott, lieber Vetter, vielleicht wußte sie mich da; aber wahrlich, wenn sie ihren Fisch an sich zog, rundete sie ihren Arm so graziös über das Ufer hin und hob ihr Röckchen so kokett in die Höhe, daß ich um dieses Armes und dieses Beines willen Alles verzeihen würde, denn wenn sie mich da wußte, so machte sie all diese allerliebsten Artigkeiten mir und nicht dem Pagen zu Liebe, sintemal ich zu ihrer Rechten war und sie ihren rechten Arm rundete, ihr rechtes Bein in die Höhe hob. Kurz und gut, mein lieber Admiral, ich liebe sie, wenn sie naiv ist; aber wenn sie kokett ist, so ist es noch weit schlimmer, dann bete ich sie an! Ihr sehet, daß ich auf die eine oder andere Weise sehr krank bin.«

»Und seit dem?«

»Seit dem, lieber Vetter, habe ich diesen reizenden Arm und dieses Bein wieder gesehen, aber nur von ferne, ohne mich jemals der Besitzerin dieser Zauberschätze nähern zu können, denn sobald sie mich auf einer Seite bemerkt, so entflieht sie, diese Gerechtigkeit muß ich ihr widerfahren lassen, nach der andern.«

»Und wohin soll diese stumme Leidenschaft zuletzt führen?«

»Ach, mein Gott, das müßt Ihr einen gescheidtern Mann fragen, als ich bin, lieber Vetter; denn wenn diese Leidenschaft stumm ist, wie Ihr sagt, so ist sie zu gleicher Zeit auch taub und blind, d. h. sie hört auf keinen Rath und sieht nicht über die gegenwärtige Stunde hinaus, will besonders nicht darüber hinaussehen.«

»Aber, mein lieber Prinz, Ihr müßt doch in irgend einer Zukunft eine Belohnung für diesen musterhaften Slavendienst hoffen.«

»Natürlich; aber diese liegt in einer so fernen Zukunft, daß ich gar nicht hinzuschauen wage.«

»Nun wohl, laßt Euch rathen, schaut nicht hin.«

»Warum das, Herr Admiral?«

»Weil Ihr Nichts da sehen würdet, und weil Euch das allen Muth rauben könnte.«

»Ich verstehe Euch nicht.«

»Ei, mein Gott, es ist doch sehr leicht zu verstehen, aber zu diesem Ende müßt Ihr mich anhören.«

»Sprecht, »Herr Admiral.«

»Macht Euch auf Etwas gefaßt, mein lieber Prinz.«

»Wenn es sich um Fräulein von St. André handelt, mache ich mich auf Alles gefaßt.«

»Ich will Euch die Wahrheit ohne Umschweif sagen, mein lieber Prinz.«

»Herr Admiral, ich bin Euch seit langer Zeit mit der ehrerbietigen Zärtlichkeit, die man einem ältern Bruder widmet, und mit der zärtlichen Hingebung, die man für einen Freund hat, I zugethan. Ihr seid der einzige Mann in der Welt, dem ich das Recht zuerkenne mir zu rathen. Damit sage ich Euch zugleich, daß ich die Wahrheit aus Eurem Munde nicht nur nicht fürchte, sondern Euch vielmehr gehorsamst darum bitte. Sprecht!«

»Dank, Prinz!« antwortete der Admiral als ein Mann, der die gewaltigen Einflusses begriff, welche die Liebesangelegenheiten aus ein Gemüth wie Herr von Condé hervorbringen konnten, weßhalb er auch Dingen, die er bei einem Andern als dem Bruder des Königs von Navarra kaum beachtet haben wurde, eine bedeutende Wichtigkeit beilegte; »Dank! und da Ihr mir ein so schönes Spiel einräumt, so will ich Euch die ganze nackte Wahrheit sagen: Fräulein von St. André liebt Euch nicht, mein lieber Prinz; Fräulein von St. André wird Euch niemals lieben.«

»Solltet Ihr nicht ein wenig Astrolog sein, Herr Admiral? und solltet Ihr zufällig die Sterne über mich befragt haben, um mir eine so garstige Prophezeiung zu machen?«

»Nein: aber wißt Ihr, warum sie Euch nicht lieben wird?« fügte der Admiral hinzu.

»Wie soll ich das wissen, da ich doch Alles auf biete, um mir ihre Liebe zu erwerben.«

»Sie wird Euch nicht lieben, weil sie nie Jemand lieben wird, diesen kleinen Pagen so wenig als Euch; sie ist ein trockenes Herz, eine ehrgeizige Seele. Ich habe sie als kleines Kind gekannt, und ohne die astrologischen Kenntnisse zu besitzen, die Ihr so eben bei mir vermuthet, habe ich im Stillen prophezeit, daß sie eines Tags eine Rolle in diesem großen Haus des Lasters spielen würde, das wir vor Augen haben.

Und mit einer Geberde höchster Verachtung zeigte der Admiral auf den Louvre.

»Ah, ah!« sagte Herr von Condé, »das ist ein anderer Gesichtspunkt, von welchem aus ich sie noch nicht betrachtet habe.«

»Sie war noch nicht acht Jahre alt, als sie die vollendete Buhldirne spielte, à la Agnes Sorel oder Frau von Etampes; ihre jungen Freundinnen setzten ihr ein pappdeckelnes Diadem auf den Kopf und fürten sie um das Hotel herum spazieren mit dem Ruf: Es lebe die kleine Königin! Nun wohl, sie hat die Erinnerung an dieses Kinderkönigthum — fortwährend bewahrt. Sie behauptet, daß sie Herrn von Joinville, ihren Bräutigam, liebe: allein sie lügt. Sie stellt sich zwar so, aber wißt Ihr auch warum? Weil der Vater des Herrn von Joinville, Herr von Guise, mein ehemaliger Freund und jetzt mein erbittertster Gegner, binnen Kurzem König von Frankreich sein wird, wenn man ihm Nichts in den Weg wirft.«

»Ha, zum Teufels ist das Eure Ueberzeugung mein Vetter?«

»Meine aufrichtige Ueberzeugung, lieber Prinz, und ich schließe daraus, daß Eure Liebe zu dem schönen Ehrenfräulein der Königin eine unglückliche Liebe ist, weßhalb ich Euch beschwöre Euch so bald als möglich davon loszusagen.«

»Ist das Euer Rath?«

»Ja, und ich ertheile ihn Euch vom Grund meines Herzens.«

»Und ich, lieber Vetter, will Euch vor allen Dingen sagen, daß ich ihn so annehme wie er gegeben wird.«

»Nur werdet Ihr ihn nicht befolgen?«

»Was wollt Ihr, mein lieber Admiral? man ist nicht Herr über diese Dinge da.«

»Gleichwohl, mein lieber Prinz, müßt Ihr aus der Vergangenheit auf die Zukunft schließen.«

»Nun wohl ja, ich gestehe, daß sie bis jetzt, keine sehr heftige Sympathie für Euren Diener empfindet.«

»Aber Ihr glaubet, Dieß könne nicht von Dauer sein. Ah! ich weiß, daß Ihr eine gute Meinung von Euch selbst habt, mein lieber Prinz.«

»Was wollt Ihr? man würde den Andern eine allzu gute Gelegenheit zur Verachtung geben, wenn man sich selbst verachtete. Aber das ist es nicht. Wenn sie diese Zärtlichkeit nicht für mich hat, so könnt Ihr doch nicht verhindern, daß ich dieselbe unglücklicher Weise für sie habe. Ihr zuckt die Achseln darüber. Was wollt Ihr machen? Steht, es mir frei zu lieben oder nicht zu lieben? Wenn ich zu Euch sagte: Ihr habt die Belagerung von St. Quentin drei Wochen lang mit zweitausend Mann gegen die fünfzig oder sechzigtausend Flamänder und Spanier des Prinzen Emanuel Philibert und des Königs Philipp II. ausgehalten; nun wohl, Ihr müßt jetzt selbst die Stadt belagern; es liegen dreißigtausend Mann drinnen, und Ihr habt blos zehntausend; würdet Ihr Euch weigern St. Quentin zu belagern? Nein, nicht wahr? . . .«

Warum? Weil Ihr vermöge Eures bewährten kriegerischen Genies die Gewißheit habt, daß für tapfere Männer kein Platz uneinnehmbar ist. Nun wohl, ich, mein lieber Vetter, rühme mich vielleicht, aber ich glaube eine bewährte Wissenschaft der Liebe zu besitzen, wie Ihr Euer bewährtes Genie für den Krieg, und ich sage Euch: Kein Platz ist uneinnehmbar; Ihr habt mir das Beispiel im Krieg gegeben, mein lieber Admiral, erlaubt mir, daß ich Euch das Beispiel in der Liebe gebe.«

»Ach, Prinz! Prinz!« sagte der Admiral schwer müthig, »was für ein großer Feldherr würdet Ihr geworden sein, wenn statt der fleischlichen Gelüste, welche Euch die Liebe ins Herz legen, hohe Leidenschaften Euch den Degen in die Hand gelegt hätten.«

»Ach! Ihr wollt von der Religion sprechen«

»Ja, Prinz, und wollte Gott, daß Ihr einer von den Unsern und folglich einer von den Seinen würdet!«

»Mein lieber Vetter,« sagte Condé mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit, unter welcher er jedoch die Willenskraft eines Mannes hervorschimmern ließ, der ohne daß man es ihm ansieht, oft über diesen Gegenstand nachgedacht hat, »Ihr werdet es vielleicht nicht glauben, aber ich habe über die Religion zum Mindesten eben so bestimmte Ideen wie über die Liebe«

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte der Admiral erstaunt.«

Das Lächeln verschwand von den Lippen des Prinzen und er fuhr ernsthaft fort:

»Damit will ich sagen, Herr Admiral, daß ich meine eigene Religion, meinen eigenen Glauben, meine eigene christliche Liebe habe; daß ich, um Gott zu ehren, keiner fremden Vermittlung bedarf, und so lang Ihr mir nicht beweisen könnt, mein lieber Vetter, daß Eure neue Lehre der alten vorzuziehen ist, so erlaubt, daß ich die Religion meiner Väter beibehalte, es müßte mich denn die Laune ankommen sie zu ändern, um Herrn von Guise einen Streich zu spielen.«

»Oh, Prinz! Prinz!« murmelte der Admiral, »werdet Ihr auf solche Art diese Schätze von Kraft, Jugend und Intelligenz vergeuden, die der Ewige Euch geschenkt hat, und werdet Ihr sie nicht zum Vortheil irgend einer großen Sache anzuwenden wissen? Ist Euer instinctmäßiger Haß gegen die Herren von Guise nicht eine providentielle Mahnung? Erhebet Euch, Prinz, und wenn Ihr die Feinde Eures Gottes nicht bekämpfet, so bekämpfet wenigstens die Feinde Eures Königs.«

»Ei,« sagte Condé, »Ihr bergreift jetzt, Vetter, daß ich meinen eigenen König habe, wie meinen eigenen Gott: allerdings ist mein König eben so klein als mein Gott groß ist. Mein König, lieber Admiral, ist der König Von Navarra, mein Bruder. Das ist mein wahrer König. Der König von Frankreich kann für mich bloß ein angenommener König, ein Oberlehensherr sein.«

»Ihr wollt die Frage umgehen, Prinz; Ihr habt Euch doch für diesen König geschlagen?«

»Nun ja, weil ich mich je nach meiner Laune für alle Könige schlage, gerade wie ich nach meiner Phantasie alle Frauen liebe.«

»Es ist also unmöglich, mein lieber Prinz, über einen dieser Gegenstände ernsthaft mit Euch zu sprechen?« fragte der Admiral.

»Nicht doch,« antwortete der Prinz mit einem gewissen Ernst, »wir werden zu einer andern Zeit darüber sprechen, mein Vetter, und ich werde Euch über diese Sache Rede stehen. Glaubet mir, ich würde mich für einen sehr erbärmlichen Menschen und einen sehr schofeln Bürger halten, wenn ich mein ganzes Leben einzig und allein dem Dienst der Damen widmete. Ich weiß daß ich Pflichten zu erfüllen habe, Herr Admiral, und daß die Intelligenz, der Muth und die Gewandtheit, kostbare Gaben, die ich vom Herrn empfangen, mir nicht bloß verliehen worden sind, um Serenaden unter den Balconen darzubringen. Aber habt Geduld, mein lieber Vetter und trefflicher Freund. Laß diese ersten Flammen der Jugend verdunsten; bedenket daß ich noch nicht dreißig Jahre alt bin, zum Teufel, Herr Admiral, und daß ich in Ermangelung eines Kriegs die Thatkraft die ich in mir spüre, doch zu irgend Etwas verwenden muß. Verzeiht mir also noch dieses Abenteuer, und da ich den Rath, den Ihr mir gabet nicht angenommen habe, so gebet mir denjenigen, um den ich Euch bitte«

»Sprecht, Tollkopf!« sagte der Admiral väterlich, »und Gott gebe, daß der Rath, den ich Euch ertheilen werde, Euch irgendwie nützen möge.«

»Herr Admiral,« sagte der Herr Prinz von Condé indem er den Arm seines Veters ergriff, »Ihr seid ein großer General, ein großer Stratege, unbestritten der größte Kriegsmann unserer Zeit: sagt mir: wie würdet Ihr's an meiner Stelle zum Beispiel angreifen, um zu dieser Stunde, d. h. gegen, Mitternacht bei Fräulein von St. André einzudringen und ihr zu sagen, daß Ihr sie liebet.«

»Ich sehe wohl, mein lieber Prinz, sagte der Admiral, »daß Ihr nicht wahrhaft geheilt werdet, wenn Ihr diese Person nicht genau kennen lernt. Ich leiste Euch also einen Dienst, wenn ich Euch in Eurer Thorheit unterstütze, bis diese Thorheit sich in Vernunft umwandelt. Nun wohl, an Eurer Stelle. . .«

»Still!« sagte Condé in den Schatten zurücktretend.«

»Und warum?«

»Weil es mir scheint, als ob Etwas wie ein zweiter Verliebter sich dem Fenster näherte.«

»Ja wahrhaftig,« sagte der Admiral.

Und nach dem Beispiel des Prinzen verlor er sich im dunkeln Schatten des Thurms.

Unbeweglich und mit zurückgehaltenem Athem sahen sie jetzt Robert Stuart herannahen; sie

sahen ihn den Stein aufheben, ein Billet umbinden, und Stein und Billet durch das beleuchtete Fenster schleudern.

Dann hörten sie das Geklirr der zertrümmerten Scheiben.

Hierauf sahen sie den Unbekannten, den sie für einen Verliebten gehalten halten, obschon er, man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, nichts weniger als Das war, entfliehen und verschwinden, als er die Gewißheit hatte, daß sein Wurfgeschloß am Ort seiner Bestimmung angelangt war.

»Ah! so wahr ich lebe,« sagte Condé, »ohne Euch Eures Rathes für ein andermal zu entbinden, mein lieber Vetter, so danke ich Euch doch für heute dafür.«

»Warum?«

»Weil ich mein Mittel gefunden habe.«

»Welches?«

»Nun bei Gott, Dieß ist sehr einfach; dieses zerbrochene Fenster gehört dem Marschall von St. André, und es ist sicherlich in keiner guten Absicht zertrümmert worden.«

»Nun?«

»Nun, ich kam aus dem Louvre; ich hörte das Geklirr der Fensterscheibe, ich fürchtete, es müßte irgend ein Complot gegen den Marschall dahinter stecken, und wahrlich, trotz der späten Nacht, konnte ich nicht widerstehen, sondern bin aus eitel Theilnahme für ihn heraufgestiegen, um zu fragen, ob ihm kein Unglück widerfahren sei.«

»Narr! Narr! dreifacher Narr!« sagte der Admiral.«

»Ich bat Euch um einen Rath mein Freund; würdet? Ihr mir einen bessern ertheilt haben?«

»Ja.«

»Welchen?«

»Nicht hinzugehen.«

»Ei, Ihr wißt ja, Dieß war der erste, und ich habe Euch bereits gesagt, daß ich ihn nicht befolgen wolle.«

»Nun denn, es sei! Gehen wir zu dem Marschall von St. André.«

»Ihr kommt also mit mir?«

»Mein lieber Prinz«wenn man einen Narren nicht hindern kann seine Narrheiten auszuführen, und wenn man diesen Narren so liebt, wie ich Euch liebe, so muß man sich bei dieser Narrheit betheiligen und dafür sorgen, dass er so viel als möglich Nutzen daraus zieht. Gehen wir zu dem Marschall.«

»Mein lieber Admiral, Ihr werdet mir sagen, welche Bresche ich ersteigen, durch welche Salve ich passiren muß um Euch zu folgen, und bei der nächsten Gelegenheit werde ich Euch nicht folgen, sondern voranschreiten.«

»Gehen wir zu dem Marschall.«

Und sie begaben sich Beide nach dem Haupteingang des Louvre, wo der Admiral, nachdem er die Parole abgegeben hatte, eintrat und hinter ihm der Prinz von Condé.

---

## VI.

### *Die Sirene.*

Vor der Wohnung angelangt, welche der Herr Marschall von St. André in seiner Eigenschaft als Königlicher Kammerherr im Louvre inne hatte, klopfte der Admiral; aber die langsam aufgestoßene Thüre wich unter seinem Finger und öffnete sich ins Vorzimmer.

Dort stand ein Lakai mit äußerst bestürzter Miene.

»Mein Freund,« sagte der Admiral zu ihm, »ist der Herr Marschall in so späther Nacht noch sichtbar?«

»Der Herr Marschall,« antwortete der Lakai, »würde es gewiß für Eure Excellenz noch sein, aber ein unerwartetes Ereigniß hat ihn so eben genöthigt zum König zu gehen.«

»Ein unerwartetes Ereigniß,« sagte Condé.

»Ein unerwartetes Ereigniß führt auch uns zu ihm,« versetzte Herr von Coligny, »und wahrscheinlich ist es dasselbe. Handelt es sich nicht um einen Stein, der eines seiner Fenster zertrümmert hat?«

»Ja, gnädigster Herr, und der zu den Füßen des Herrn Marschalls in dem Augenblick niederfiel, wo er aus seinem Arbeitscabinet in sein Schlafzimmer trat.«

»Ihr sehet, daß ich das Ereigniß kenne, mein Freund, und da ich dem Herrn Marschall vielleicht aus die Spur des Verbrechers helfen könnte, so hätte ich mich gerne mit ihm über die Sache besprochen.«

»Wenn der Herr Admiral,« antwortete der Lakai, »warten und inzwischen bei Fräulein von St. André vorsprechen möchte, so würde der Herr Marschall wahrscheinlich bald zurückkommen.«

»Aber das Fräulein ist vielleicht in diesem Augenblick nicht mehr auf?« fragte der Prinz von Condé »und wir möchten um Alles in der Welt nicht zudringlich sein.«

»Oh gnädigster Herr,« sagte der Kammerdiener, der den Prinzen erkannt hatte, »Eure Hoheit kann beruhigt sein. Ich habe so eben eine der Frauen des gnädigen Fräuleins gesehen, und sie hat gesagt, das gnädige Fräulein werde nicht zu Bette gehen, bis ihr Vater zurückgekommen sei und bis sie wisse, was dieser Brief bedeute.«

»Welcher Brief?« fragte der Admiral.

Der Prinz stieß ihn mit dem Ellbogen.

»Das ist ganz einfach,« sagte er, »der Brief, der wahrscheinlich um den Stein gebunden war.«

Dann sagte er leise zu dem Admiral:

»Das ist eine Art von Correspondenz, die ich mehr als einmal mit Erfolg angewandt habe, mein Vetter.«

»Nun wohl,« sagte der Admiral, »wir nehmen Euer Anerbieten an, mein Freund. »Fragt das Fräulein von St. André ob sie den Herrn Prinzen von Condé und mich empfangen könne.«

Der Diener entfernte sich und kam nach einigen Secunden mit der Nachricht zurück, das gnädige Fräulein erwarte die beiden Herrn.

Dann schritt er ihnen nach dem Corridor voran, welcher zur Wohnung des Fräuleins von St.



André führte.

»Gesteht, mein lieber Prinz, sagte der Admiral halblaut, »daß Ihr mich da zu einem sonderbaren Handwerk veranlaßt habt.«

»Mein lieber Vetter,« sagte Condé, »Ihr kennet das Sprichwort: Es gibt kein dummes Handwerk, besonders unter denjenigen, die man aus Ergebenheit treibt.«

Der Diener meldete Seine Hoheit den Herrn Prinzen von Condé und Seine Excellenz den Admiral Coligny. Dann hörte man Fräulein von St. André mit ihrer lieblichsten Stimme sagen:

»Sie mögen eintreten.«

»Der Diener entfernte sich« und die beiden Herren traten in das Zimmer, wo Fräulein von St. André sich aufhielt; in der Mitte desselben funkelte jene fünfarmige Lampe, deren Licht der Prinz schon seit drei Monaten zwischen den Scheiben und den Fenstervorhängen des jungen Mädchens hindurch beobachtete.

Es war ein mit hellblauem Atlas ausgeschlagenes Boudoir, in welchem Fräulein von St. André rosaroth, weiß und blond, wie eine Najade in einer azurnen Grotte erschien.«

»Ach mein Gott!« begann der Prinz von Condé wie wenn ihm seine Aengstlichkeit nicht gestattet sich mit den gewöhnlichen Complimenten aufzuhalten, »was ist denn Euch oder dem Herrn Marschall so eben widerfahren?«

»Ah,« versetzte das Fräulein von St. André, »Ihr wißt das Ereigniß schon, Herr Prinz?«

»Ja, mein Fräulein,« versetzte der Prinz; »der Herr Admiral und ich kamen aus dem Louvre; wir befanden uns just unter Euern Fenstern, als ein Stein zischend über unsere Köpfe hinflieg; zu gleicher Zeit hörten wir ein starkes Geklirre von zertrümmerten Fenstern, das uns erschreckte; wir kehrten deßhalb augenblicklich in den Louvre zurück und nahmen uns die Freiheit hierher zukommen, um bei Euern Lakeien zu fragen, ob dem Herrn Marschall Nichts zugestoßen sei. Der brave Mann an den wir uns wandten, hatte und sehr unkluger Weise gesagt, daß wir uns bei Euch selbst erkundigen können, daß Ihr vielleicht trotz der späten Nacht die Gewogenheit haben würdet uns zu Gunsten des Motivs, das uns herbeiführte, Eure Thüre zu öffnen. Der Herr Admiral nahm Anstand. Ich da gegen bei dem großen Interesse, das ich dem Herrn Marschall und den übrigen Personen seiner Familie widme, bestand darauf, daß wir hierhergehen sollten, und so sind wir denn da, mein Fräulein, mögt Ihr uns nun zudringlich nennen oder nicht.«

»Ihr seid in Wahrheit allzu gütig, mein Prinz, daß Ihr uns bloß allein bedroht glaubtet und Euch um unsertwillen beunruhiget. Aber diese Gefahr gilt, wenn sie vorhanden ist, höheren Häuptern als die unsrigen sind.«

»Was wallt Ihr damit sagen, mein Fräulein?« fragte der Admiral lebhaft.

»Dieser Stein, der die Scheiben zertrümmerte, war mit einem beinahe drohenden Schreiben an den König umwickelt. Mein Vater hat die Botschaft aufgehoben und an ihre Adresse gebracht.«

»Aber,« fragte der Prinz von Condé in plötzlicher Inspiration, »hat man den Hauptmann der Gardien in Kenntniß gesetzt?«

»Das weiß ich nicht, gnädigster Herr,« antwortete Fräulein von St. André, »aber jedenfalls sollte man, wenn es nicht geschehen ist« es sogleich tun.«

Allerdings, es ist keine Minute zu verlieren,« fuhr der Prinz fort. Dann wandte er sich zu Coligny mit der Frage:

»Commandirt nicht Euer Bruder Dandelot diese Wache im Louvre?«

»Er selbst, mein lieber Prinz,« antwortete der Admiral, der Condé's Gedanken im Flug erfaßte;

»jedenfalls will ich ihm selbst sagen, daß er seine Wachsamkeit verdoppeln, die Parole verändern, kurz und gut auf seiner Hut sein solle.«

»Geht, Herr Admiral,« rief der Prinz ganz vergnügt darüber, daß man ihn so gut begriffen hatte, »und Gott gebe, daß er noch zur Zeit ankommt!«

Der Admiral trat lächelnd ab und ließ den Prinzen von Condé allein bei dem Fräulein von St. André zurück.

Das junge Mädchen schaute mit spöttischem Blick dem ernstesten Admiral nach.

Dann wandte sie sich an den Prinzen und sagte:

»Jetzt behaupte man noch, daß Eure Hoheit dem König nicht wie Ihrem eigenen Bruder zugethan sei.«

»Wer hat denn je an dieser Anhänglichkeit gezweifelt, mein Fräulein?« fragte der Prinz.

»Der ganze Hof, gnädigster Herr, und ich ins Besondere.«

»Daß der Hof daran zweifelt, finde ich sehr natürlich; der Hof gehört Herrn von Guise, während Ihr, mein Fräulein. . .«

»Ich gehöre ihm noch nicht; aber ich werde ihm gehöre: das ist der Unterschied zwischen dem Präsens und dem Futurum, gnädigster Herr, mehr nicht.«

»Also hält man noch immer an dieser unglaublichen Verbindung fest?«

»Mehr als je, gnädigster Herr.«

»Ich weiß nicht warum,« sagte der Prinz, »aber ich habe in meinem Kopf, ich sollte sagen in meinem Herzen, den geheimen Gedanken, daß sie nie zu Stande kommen werde.«

»Wahrhaftig, mein Prinz, ich würde Angst bekommen, wenn Ihr nicht ein so schlechter Prophet wäret.«

»Gütiger Gott! Wer hat denn meine astrologische Wissenschaft bei Euch so sehr in Verruf gebracht?«

»Ihr selbst, Prinz.«

»Und wie das?«

»Indem Ihr mir prophezeitet, daß ich Euch lieben werde.«

»Hab ich das wirklich prophezeit?«

»Oh, ich sehe, daß Ihr den Tag des wunderbaren Fischfangs vergessen habt.«

»Um ihn zu vergessen, mein Fräulein müßte ich die Maschen des Netzes zerrissen haben, worin Ihr mich an diesem Tage fangt.«

»Oh Prinz, Ihr würdet besser von einem Netz sprechen, worin Ihr Euch selbst gefangen habt. Ich habe, Gott sei Dank, niemals ein Netz ausgespannt, womit es auf Euch abgesehen gewesen wäre.«

»Nein; aber Ihr habt mich an Euch gelockt wie jene Sirenen, von denen Horaz spricht.«

»Oh,« sagte Fräulein von St. André die, wie damals alle Damen, die beinahe eben so gelehrt als galant waren, Latein verstand, »desinit in pisceam« sagt Horaz. Schaut mich einmal an, höre ich als Fisch auf?«

»Nein, und Ihr seid deßhalb nur um so gefährlicher, weil Ihr die Stimme und die Augen der antiken Zauberinnen habt. Ihr habt mich ohne es zu wissen, unschuldiger Weise vielleicht, an Euch gelockt, aber ich bin jetzt da und ich schwöre Euch, daß ich in unauflösliche Ketten geschlagen bin.«

»Wenn ich Euren Worten den mindesten Glauben schenken könnte, Prinz, so würde ich Euch aufrichtig beklagen, denn unerwiderte Liebe scheint mir der grausamste Schmerz zu sein, den ein fühlendes Herz empfinden kann.«

»Beklaget mich also von ganzer Seele, mein Fräulein; denn nie ist ein liebender Mann weniger geliebt worden als ich.«

»Ihr werdet mir wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, Prinz,« antwortete Fräulein von St. André lächelnd, »daß ich Euch zur Zeit gewarnt habe.«

»Ich bitte um Entschuldigung, mein Fräulein; es war bereits zu spät.«

»Und von welcher Aera datiret Ihr die Geburt Eurer Liebe? von der christlichen oder von der muhamedanischen?«

»Beim Landifest, mein Fräulein, von jenem unglücklichen oder glücklichen Tag, wo ich Euch gänzlich in Euren Mantel vermummt sah, wo Eure Haare im Sturm sich aufgelöst hatten und in blonden Flechten um Euren Schwanenhals sich schlängelten.«

»Aber Ihr habt mich an diesem Tag kaum an geredet, Prinz.«

»Wahrscheinlich sah ich Euch zu viel an, und so hat die Anschauung das Wort getötet. Man spricht zu den Sternen auch nicht: man schaut sie an, man träumt und man hofft!«

»Aber wißt Ihr auch, Prinz, daß dieß eine Vergleichung ist, die Herrn Ronsard eifersüchtig machen könnte?«

»Sie wundert Euch?«

»Ja, ich wußte nicht, daß Ihr so viel poetischen Sinn habt.

»Die Poeten, mein Fräulein, sind die Echos der Natur: die Natur singt, und die Poeten singen die Lieder der Natur nach.«

»Es kommt immer besser, Prinz, und ich sehe, daß man Euch verleumdet hat, wenn man sagte, daß Ihr bloß Geist besitzet; Ihr besitzet, wie mir scheint, noch überdieß eine glänzende Einbildungskraft.«

»Ich habe in meinem Herzen Euer Bild, und dieses strahlende Bild beleuchtet selbst meine unbedeutendsten Worte: schreibt also das Verdienst, das Ihr mir zuerkennen wollt, einzig und allein Euch selbst zu.«

»Nun wohl, Prinz, so laßt Euch einen Rath geben: Schließt Eure Augen und sehet mein Bild nicht an, das ist das Glücklichste was ich Euch wünschen kann.«

»Fräulein von St. André trat jetzt, eben so triumphirend über ihren Sieg als Herr von Condé durch seine Niederlage gedemüthigt war, einen Schritt auf ihn zu und reichte ihm die Hand mit den Worten:

»Sehet, Prinz, so behandle ich einen Besiegten.«

Der Prinz ergriff die weiße, aber kalte Hand des jungen Mädchens und drückte feurig seine Lippen darauf.

Bei dieser schlecht berechneten Bewegung fiel eine Thräne, die im Winkel seines Auges zitterte und die sein Hochmuth vergebens zu trocknen versucht hatte, auf diese Marmorhand, wo sie zitterte und wie ein Diamant glänzte.

Fräulein von St. André fühlte und sah sie zugleich.

»Ei warhaftig, ich glaube, Ihr weinet in allem Ernst, Prinz,« rief sie mit lautem Lachen.

»Es ist ein Regentropfen nach einem Gewitter,« antwortete der Prinz seufzend. »Was gibt es

da zum Verwundern?«

Fräulein von St. André heftete einen flammenden Blick auf den Prinzen und schien einen Augenblick zwischen Coketterie und Mitleid zu schwanken; endlich aber zog sie, ohne daß man sagen konnte, welches von beiden Gefühlen obsiegte, vielleicht unter dem Einfluß der Vermischung beider, ein seines Battisttüchlein ohne Wappen und Anfangsbuchstaben, aber ganz von ihrem Lieblingsgeruch durchduftet, aus der Tasche, warf es dem Prinzen zu und sagte:

»Sehet gnädigster Herr, solltet Ihr zufällig an dieser Krankheit des Weinens leiden, so habt Ihr hier ein Schnupftuch, um Eure Thränen zu trocknen.«

Dann fügte sie mit einem Blicke, der ganz entschieden dem Gebiet der Coketterie angehörte, hinzu: »Behaltet es zum Andenken an eine Undankbare.«

Und sie verschwand leicht wie eine Fee.

Der Prinz nahm halb liebestoll das Schnupftuch und eilte, als fürchtete er, man möchte ihm das kostbare Geschenk wieder nehmen, die Treppe hinab. Er dachte nicht mehr daran, daß das Leben des Königs bedroht war; er vergaß daß sein Vetter, der Admiral, ihn bei dem Fräulein von St. André abholen sollte, und das Einzige was er zu thun vermochte war, darüber das theure Tüchlein mit Liebesküssen bedeckte

---

## VII.

### *Die Tugend des Fräuleins von St. André.*

Erst am Uferrand blieb Condé stehen, wie wenn er gedacht hätte, daß zum mindesten die fünfhundert Schritte, die er jetzt zwischen sich und Fräulein von St. André gebracht hatte, nöthig seien, um ihm den ruhigen Besitz des kostbaren Schnupftuchs zu sichern.

Jetzt erst fiel ihm auch ein, daß er dem Admiral versprochen hatte auf ihn zu warten: er wartete also ungefähr eine Viertelstunde, während welcher er das Tüchlein an seine Lippen preßte und an seine Brust drückte, wie etwa ein sechzehnjähriger Gymnasiast bei seiner ersten Liebe.

Erwartete er jetzt wirklich den Admiral oder blieb er ganz einfach stehen, um noch länger dieses Licht zu sehen, das den fatalen Einfluß hatte, ihn, den glänzenden Nachtschmetterling anzulocken, bis er sich daran verbrannte?

Im Uebrigen war der arme Prinz in allem Ernst entflammt, und dieses durchduftete Schnupftuch trug dazu bei ihn schrecklich in Brand zu stecken.

Der stolze Kämpfe der Liebe war weit entfernt sich überwunden zu glauben, und hätte das junge Mädchen, hinter ihren Fenstervorhängen verborgen, beim Mondschein eine zweite Thräne, diesmal eine Thräne der Wonne, in den Wimpern des Prinzen glänzen gesehen, so würde sie ohne Zweifel begriffen haben, daß dieses Schnupftuch die Thränen nicht nur nicht trocknete, sondern vielmehr die Gabe hatte sie hervorzulocken und daß dies Thränen des Kummers durch die Thränen der Wonne vermischt waren.

Nach einigen Minuten dieser Liebesentzückungen und wahnsinnigen Küsse wurde einer der Sinne des Prinzen, der nicht beschäftigt war, ohne Zweifel zur Rache dafür, daß sein Herr ihn gänzlich vergessen hatte, plötzlich durch ein unerwartetes Geräusch geweckt. Dieser Sinn war der Gehörsinn.

Das Geräusch kam offenbar aus den Falten des Schnupftuchs. Es erinnerte an den Tanz der beim ersten Hauch des Herbstwindes abgefallenen Blätter oder auch an eine kleine Völkerschaft von Insekten, die nach dem Fest des Tages massenhaft in ihre Baumhöhle zurückkehrt; oder endlich an jene melancholischen Töne, welche die Wassertropfen machen, wenn sie aus den Brunnen in die Becken herabfallen.

Es war eine Art von Geknitter, wie wenn man ein seidenes Kleid unter die Hand bekommt.

Woher kam es?

Augenscheinlich konnte dieses allerliebste Battisttüchlein nicht aus eigenem Antrieb und vermöge seiner eigenen Willenskraft ein Geräusch erregen, das für ihn eine so entschiedene Wirklichkeit hatte.

Verwundert über dieses Geräusch wickelte der Prinz sorgfältig das Schnupftuch auf, das ihm naiv sein Geheimniß überlieferte.

Es war ein zusammengerolltes Papierchen, das sich ohne Zweifel aus Versehen in den Falten dieses Schnupftuchs befand.

Dieses Billet schien nicht blos von desselben, Parfum durchduftet zu sein, wie das

Schnupftuch, sondern dieses allerliebste Parfum kam vielleicht nicht von dem Schnupftuch, sondern von dem Billet.

Herr von Condé schickte sich an das Papierchen zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger zu fassen, und zwar so sorgfältig wie ein Kind, das einen auf einer Blume sitzenden Schmetterling an den Flügeln zu ergreifen wünscht; aber wie der Schmetterling dem Kind entwischt, so entwischte das Billet durch einen Windstoß entführt, Herrn von Condé.

Herr von Condé sah es in der Nacht wie eine Schneeflocke flattern und sprang ihm mit noch weit größerer Hast nach, als ein Knabe seinem Schmetterling nachjagt.

Unglücklicher Weise war das Papier mitten unter die für die Palastbauten zugehauenen Steine gefallen, und da es beinahe dieselbe Farbe hatte, so war es schwer es unter ihnen herauszufinden.

Der Prinz begann mit hartnäckigem Eifer zu suchen. Hatte er sich nicht in den Kopf gesetzt (die Verliebten sind doch in Wahrheit sonderbare Leute), Fräulein von St. André habe ihn unter ihren Fenstern gesehen, sie habe dieses Billetchen, zum Voraus geschrieben, um es ihm bei kommender Gelegenheit zu geben, und jetzt da diese Gelegenheit sich gefunden, habe sie es ihm überreicht?

Dieses Billetchen gab ihm wahrscheinlich die Erklärung ihres Benehmens: das Geschenk mit dein Schnupftuch war bloß eine Beförderung des Billets auf die Post.

»Man muß gestehen, es war wirklich Unglück ein solches Billet zu verlieren.

Aber das Billet durfte nicht verloren gehen; Herr von Condé schwur es zu Gott, und mußte er bis zum Morgen warten.

Inzwischen suchte er, aber vergebens.

Einen Augenblick kam er auf die Idee nach der Wachstube im Louvre zu laufen, dort ein Licht zu entlehnen und dann weiter zu suchen.

Ja; aber wenn während dieser Zeit der Fenstern einen neuen Windstoß herbeiführte, wer sagte dann dem Prinzen, daß er das Billet da finden werde, wo er es gelassen?

Während der Prinz sich diesen schmerzlichen Betrachtungen überließ, sah er eine Patrouille auf sich zukommen, von einem Sergenten geführt, der eine Laterne in der Hand trug.

Besseres konnte er sich für den Augenblick nicht wünschen.

Er rief den Sergenten, gab sich zu erkennen und borgte ihm seine Laterne ab.

Nachdem er zehn Minuten lang gesucht, stieß er einen Freudenschrei aus: er hatte das glückselige Papier so eben bemerkt.

Dießmal machte es keinen Fluchtversuch und mit unsäglicher Freude deckte der Prinz seine Hand darauf.

Aber im selben Augenblick verspürte er eine Hand, die sich auf seine Schulter legte, und eine wohlbekannte Stimme fragte ihn in verwunderten Tone:

»Was zum Teufel macht Ihr denn da, mein lieber Prinz? Solltet Ihr zufällig einen Menschen suchen?«

Der Prinz erkannte die Stimme des Admirals.

Er gab dem Sergenten rasch die Laterne zurück und schenkte den Soldaten die zwei oder drei Goldstücke, die er bei sich hatte, und die wahrscheinlich für den Augenblick das ganze Vermögen des armen jüngeren Sohnes ausmachten.

»Ah, sagte er, »ich suche Etwas was für einen Verliebten noch weit wichtiger ist als ein

Mensch für einen Philosophen: ich suche einen Brief.«

»Und habt Ihr ihn gefunden?«

»Ja, zum Glück, denn hätte ich ihn nicht so hartnäckig gesucht, so würde wahrscheinlich morgen eine ehrsame Dame vom Hof schrecklich compromitirt werden.«

»Ei zum Teufel, das nenne ich einen discreten Kavalier Und dieses Billet. . .«

»Hat nur für mich Wichtigkeit, mein lieber Admiral,« sagte der junge Prinz, indem er es in die Seitentasche seines Wamses steckte. »Sagt mir also, während ich Euch in die Rue Bethisy begleite, was zwischen dem Marschall von St. André und dem König vorgefallen ist.«

»So wahr ich lebe, etwas sehr Seltsames: ein Brief, worin gegen die auf den 22. angekündigte Hinrichtung des Rathes Anna Dubourg protestirt wird.«

»Ei ei, mein lieber Admiral,« sagte der Prinz lachend, »das sieht mir gerade aus, als käme es von irgend einem kezerischen Tollkopf.«

»Ich fürchte es in der That, versetzte Coligny, »und ich zweifle sehr daran, ob dem armen Rath damit ein Gefallen geschieht. Wie kann man jetzt noch um seine Begnadigung bitten? Der König kann immer antworten: Nein, denn wenn ich den Rath nicht hinrichten ließe, so wurde man glauben, ich habe Furcht.«

»Nun wohl,« sagte Condé überlegt diese wichtige Frage, mein lieber Admiral. und ich zweifle nicht daran, daß Ihr in Eurer Weisheit ein Mittel finden werdet die Sache in Ordnung zu bringen.«

Und da man erst an der Kirche St. Giermain-l'Auxerrois angelangt war, da ferner der Prinz auf der Müllerbrücke über die Seine gehen mußte um sein Hotel zu erreichen, da endlich die Nachtwächter zehn Schritte von ihm Ein Uhr schreen, so lieferte ihm das Alles zusammen, die Localität, der weite Weg und die späte Nacht, einen erwünschten Vorwand, um den Admiral zu verlassen und nach Hause zu gehen.

Der Admiral seinerseits war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um ihn zurückzuhalten.

Es stand also dem Weggang des Herrn von Condé Nichts im Weg, und als dieser sich einmal außer der Sehweite des Herrn von Chatillon befand, da begann er aus Leibeskräften zu laufen, hielt aber beständig seine Hand fest auf dem kost baren Billet in seiner Wammstasche, um es nicht von Neuem zu verlieren. Aber diesmal war kleine Gefahr vorhanden.

Nach Hause kommen, die fünfzehn oder achtzehn Stufen, die in seine Wohnung führen, hinanstiegen, durch seinen Kammerdiener Wachskerzen anzünden lassen, ihn fortzuschicken mit dem Bedeuten, daß er seiner Dienste nicht mehr bedürfe, die Thüre schließen, an die Lichter treten und das Papier aus seiner Tasche ziehen — das Alles war die Sache von kaum zehn Minuten.

Nur zog im Augenblick, wo er diese bezaubernde Liebesbotschaft — ein so süß duftendes Billet konnte nichts Anderes sein — aufrollte und las, eine Wolke über seine Augen hin, und sein Herz schlug so heftig, daß er genöthigt war sich an das Kamin zu stützen.

Endlich beruhigte sich der Prinz. Seins Augen klärten sich, konnten auf dem Billet haften, und er las folgende Zeilen, auf welche er in dem holden Wahn einer Selbsttäuschungen ganz und gar nicht gefaßt war.

Und Ihr, liebe Leser. seid Ihr wohl gefaßt auf den Inhalt dieses Briefs, der aus Versehen in dem Schnupftuch geblieben, das Fräulein von St. André ihrem verzweifelten Liebhaber

zugeworfen hat?

Ihr Kenner des Menschenherzens, habt Ihr eine gute Meinung von dem jungen Mädchen, das weder für diesen hübschen Pagen noch für diesen schönen Prinzen Liebe empfindet, und das dem Einen Rendezvous gibt um eine Angelleine von ihm zu verlangen, dem Andern ihr Schnupftuch zuwirft, damit er sich die Thränen trockne, die ihretwegen fließen, und zwar dieß Alles, während sie im Begriff steht einen Dritten zu heirathen?

Bringt die Natur wirklich solche steinerne eher Herzen hervor, welche die stärkste und schneidendste Klinge nicht zu ritzen vermag? Ihr zweifelt?

Sehet den Inhalt des Briefes an und Ihr werdet nicht mehr zweifeln.

*»Lieber Schatz. kommt morgen Nacht um Ein Uhr sei gewiß in das Zimmer der Verwandlungen: das Zimmer, wo wir gestern Nacht beisammen waren, es liegt zu nahe beim Gemach der beiden Königinnen; unsere Vertraute wird dafür sorgen, daß die Thüre offen bleibt.«*

Keine Unterschrift; die Hand unbekannt.

»Oh, das verworfene Geschöpf!« rief der Prinz, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug und den Brief fallen ließ.

Und nach diesem ersten Ausbruch, der aus seinem tiefsten Herzen kam, stand er einen Augenblick wie vernichtet da.

Bald aber bekam er wieder Sprache und Bewegung; er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und rief:

»Also hatte der Admiral Recht.«

Er bemerkte jetzt den Brief, den er auf einen Lehnstuhl hatte fallen lassen.

»Also,« fuhr er immer hitziger werdend fort, »also bin ich das Spielzeug einer ausgemachten Cokette gewesen, und Diejenige die mit mir gespielt hat, ist ein Kind von fünfzehn Jahren! Ich, der Prinz von Condé, d. h. der Mann, der bei Hof für den feinsten Kenner des Frauenherzens gilt, ich habe mich durch die Gaunereien eines kleinen Mädchens bethören lassen. Beim Blute Christi, ich schäme mich meiner selbst! Ich habe mich wie ein Schuljunge hänseln lassen, und ich habe drei Monate meines Lebens, drei Monate im Leben eines gescheidten Mannes mit zwecklosen Opfern ohne Vernunft, ohne Nutzen, ohne Ruhm vergeuden ich habe drei Monate mit einer fieberhaften Liebe zu einer nichtswürdigen Dirne vergeudet, ich! ich!«

Er erhob sich wüthend.

»Ach ja; aber jetzt da ich sie kenne,« fuhr er fort, »jetzt soll sie es mit mir zu thun haben; wir wollen sehen, wer von uns Beiden am feinsten spielt. Du kennst mein Spiel, schönes Jungfräulein; aber ich kenne jetzt auch das Deinige. Oh, ich büрге dir dafür, ich werde den Namen dieses Menschen erfahren, der kein ruhiges Vergnügen genießen konnte.«

Der Prinz zerknitterte den Brief, steckte ihn zwischen seine hohle Hand und seinen Handschuh, nahm seinen Degen wieder, setzte seinen Hut auf und wollte eben ausgehen, als plötzlich ein Gedanke ihn zurückhielt.

Er stemmte sich mit dem Ellbogen an die Wand, lehnte seine Stirne in seine Hand und sann tief nach; dann, nach einem Augenblick der Ueberlegung, nahm er seinen Hut wieder ab, ließ ihn durch's Zimmer fliegen, setzte sich wieder an den Tisch und las diesen Brief, der eine so schreckliche Aenderung in seinem Gemüth hervorgebracht hatte, zum zweiten Male.

»Teufelsbrut!« sagte er, als er mit der Lectüre fertig war, »heuchlerisches und lügnerisches



Weibsstück du stießest mich mit der einen Hand zur und locktest mich mit der andern an; da gebrauchtest gegen mich, einen bis zur Einseitigkeit ehrlichen Mann, alle Mittel Deiner höllischen Falschheit, und ich sah Nichte; ich begriff Nichts; als ehrlicher Mann war ich so dumm an Ehrlichkeit zu glauben, als tugendhafter Mann, war ich so dumm mich vor der falschen Tugend zu verbeugen. Ach ja, ich weinte; ja ich weinte vor Aerger; ja ich weinte vor Wonne! Fließet, fließet jetzt, meine Thränen! Thränen der Scham und Wuth! Fließet und verwischet die Flecken, womit diese unsaubere Liebe mich bedeckt hat! Fließet und reißet, wie ein Strom das dürre Laub, die letzten Selbstverwünschungen meiner Jugend, den letzten Glauben meiner Seele mit fort!!!

Und in der That begann dieser kräftige Geist, dieses Löwenherz zu schluchzen wie ein Kind.

Als er auf solche Art seinem Schmerz Genüge geleistet, las er den Brief zum dritten Mal, aber dießmal ohne Bitterkeit.

Die Thränen hatten die Selbsttäuschungen der Jugend und den Glauben der Seele, welchen nur diejenigen Verlieren die ihn nie gehabt haben, nicht fortgerissen, wohl aber im Gegentheile den Zorn und die Galle.

Freilich lassen sie Hohn und Verachtung hinter sich.

»Jedenfalls,« sagte er nach einem Augenblick, »habe ich mir selbst geschworen den Namen dieses Mannes in Erfahrung zu bringen, und ich werde ihn auch in Erfahrung bringen; man soll nicht sagen, daß ein Mann, mit welchem sie sich über meine lächerliche Leidenschaft lustig gemacht, mich verhöhnt habe und am Leben geblieben sei. Aber dieser Mann, fuhr der Prinz fort, »wer mag er sein?.«

Und er las den Brief von Neuem.

»Ich kenne diese Handschrift beinahe sämtlicher Herrn am Hofe, vom König an bis herab bis auf Herrn von Mouchy, und doch ist mir diese da unbekannt. Bei genauerer Betrachtung könnte man sie für eine Frauenhand, für eine nachgemachte Hand halten. Nachts Ein Uhr Saal der Verwandlungen. Warten wir auf morgen; Dandelot hat die Wache im Louvre, Dandelot wird mir behilflich sein, und nöthigenfalls auch der Herr Admiral.«

Und nachdem der Prinz diesen Entschluß gefaßt hatte, ging er noch drei oder viermal in seinem Zimmer auf und ab, dann warf er sich zuletzt ganz angekleidet aus sein Bett.

Aber die Gemüthsbewegungen aller Art, die ihn heimgesucht, hatten ihm ein Fieber zugezogen, das ihm nicht gestattete ein Auge zu schließen.

Nie hatte er vor einer wenn auch nach so mörderischen Schlacht eine solche Nacht erlebt.

Glücklicher Weise war es schon sehr spät; die Nachtwächter riefen drei Uhr, als der Prinz sich auf sein Bett warf.

Bei Tagesanbruch stand er auf und ging zum Admiral.

Herr von Coligny war ein Frühaufsteher, und der Prinz fand ihn schon auf den Beinen. Als der Admiral Herrn von Condé erblickte, erschreckte er über seine Blässe und Aufregung.

»Oh mein Gott!« rief er, »was habt Ihr denn, mein lieber Prinz, was ist Euch zugestoßen?«

»Ihr erinnert Euch,« sagte der Prinz, »daß Ihr mich gestern angetroffen habt, wie ich unter den Steinen im Louvre einen Brief suchte, nicht wahr?«

»Ja, und Ihr habt auch das Glück gehabt ihn zu findend.«

»Das Glück! Ich glaube in der That, daß ich diesen Ausdruck gebraucht habe.«

»War dieser Brief nicht von einer Frau?«

»Doch.«

»Und diese Frau?«

»Sie ist, wie Ihr gesagt habt, mein Vetter ein Ungeheuer von Heuchelei.«

»Ah, ah! Fräulein von St. André; es scheint, daß von ihr die Rede ist.«

»Da leset selbst; dieß ist der Brief, den ich verloren und den der Wind aus einem Schnupftuch entführt hatte, das sie mir geschenkt.«

Der Admiral las.

Im Augenblick wo er zu Ende war kam Dandelot vom Louvre her, wo er die Nacht zugebracht hatte. Dandelot war im Alter des Prinzen und sehr nahe mit ihm verbunden.

»Ah, mein lieber Dandelot,« rief Condé, »ich kam zu dem Herrn Admiral hauptsächlich in der Hoffnung Euch da zu treffen!«

»Nun wohl, da bin ich, mein Prinz.«

»Ich habe Euch um einen Dienst zu ersuchen.«

»Zu Eurem Befehl.«

»So hört, um was es sich handelt: Ich muß aus einem Grund, den ich Euch nicht mittheilen darf, heute Abend um Mitternacht in's Zimmer der Verwandlungen kommen; habt Ihr irgend einen Grund mir den Gang zu verschließen?«

»Ja, gnädigster Herr, und zu meinem großen Bedauern.«

»Und warum das?«

»Weil Seine Majestät heute Nacht einen Drohbrief erhalten hat, worin ein Mann erklärt, daß er Mittel habe bis zum König zu gelangen, und weil der König die strengsten Befehle ertheilt hat, wodurch sämmtlichen Edelleuten, die keinen Dienst haben, der Eintritt in den Louvre nach zehn Uhr untersagt ist.«

»Aber, mein lieber Dandelot,« sagte der Prinz, »diese Maßregel kann mich nicht betreffen; ich habe bis jetzt zu jeder Stunde meinen Eintritt im Louvre gehabt, und wenn die Maßregel nicht persönlich gegen mich erlassen werden ist. . .«

»Es versteht sich von selbst, gnädigster Herr daß die Maßregel nicht gegen Euch persönlich erlassen sein kann; da sie aber gegen Alle erlassen ist, so seid Ihr auch darunter begriffen.«

»Nun wohl, Dandelot,« Ihr müßt zu meinen Gunsten eine Ausnahme machen aus Motiven, die der Herr Admiral kennt und die diesen Vorgängen da gänzlich, fremd sind: aus einem ganz persönlichen Grund muß ich heute um Mitternacht in den Saal der Verwandlungen gelangen, und es ist überdieß dringend nöthig, daß dieser Besuch für Jedermann, selbst für Seine Majestät ein Geheimnis bleibe.«

Dandelot zögerte, weil er sich schämte dem Prinzen Etwas abzuschlagen.

Er wandte sich gegen den Admiral, um ihn mit den Augen zu befragen, was er thun solle

Der Admiral machte mit dem Kopf ein Zeichen das so viel bedeutete als die vier Worte: »Ich hatte für ihn.«

Dandelot faßte wacker seinen Entschluß.

»Nun, gnädigster Herr,« sagte er, »so gestehet mir, daß die Liebe einigen Antheil an Eurer Expedition hat, damit ich einen etwaigen Verweis wenigstens wegen einer Sache erhalte, die ein Edelmann gestehen kann.«

»Oh, in dieser Beziehung will ich Euch Nichts verhehlen, Dandelot: auf Ehre, die Liebe ist der

einziges Grund, weshalb ich Euch um diesen Dienst ersuche.«

»Nun denn, gnädigster Herr,« sagte Dandelots »es bleibt also dabei, um Mitternacht werde Ich Euch in den Saal der Verwandlungen einführen.«

»Dank, Dandelot,« sprach der Prinz, indem er ihm die Hand reichte, »und wenn Ihr je in einer Angelegenheit dieser oder irgend einer andern Art eines Beistandes bedürft, so bitte ich Euch Niemand anders als mich darum anzugehen.«

Nachdem er sodann beiden Brüdern die Hände gedrückt, stieg Heinrich von Condé rasch die Treppe des Hotels Coligny hinab.

---

## VIII.

### *Der Saal der Verwandlungen.*

Erinnert Euch, theure Leser, der fieberischen Stunden, welche ihr langsam eine um die andere zähltet, als Ihr dem Augenblick Eures ersten Rendezvous entgegenharrtet, oder noch besser, denket an die qualvollen Bangigkeiten zurück, die Euch das Herz zusammenschnürten, wenn Ihr der unglücksschwangern Minute entgegensehet, welche Euch den Beweis für die Untreue Eurer Angebeteten bringen sollte, dann könnt Ihr Euch einen Begriff machen, wie langsam und schmerzlich sich für den armen Prinzen von Condé dieser ewige Tag hinschleppte.

Er versuchte es jetzt mit dem bekannten Recept der Aerzte und Philosophen aller Zeiten, nämlich daß man die Kümmernisse des Geistes durch körperliche Anstrengungen bekämpfen müsse. Er befahl sein schnellstes Roß schwang sich hinauf, überließ ihm den Zügel oder glaubte dieß wenigstens Zeit thun, und nach einer Viertelstunde befanden sich Roß und Reiter in St. Cloud, wo Herr von Condé indeß als er sein Hotel verließ keineswegs einen Besuch beabsichtigt hatte.

Er trieb sein Pferd in eine entgegengesetzte Richtung. Nach einer Stunde befand er sich wieder an demselben Platz das Schloß von St. Cloud war für ihn der Diamantberg der Schiffer von Tausend und eine Nacht, wohin die Schiffe unaufhörlich zurückkommen, da alle ihre Anstrengungen um sich zu entfernen nutzlos bleiben, Das Mittel der Philosophen und Aerzte, das bei andern Leuten unfehlbar ist, wollte, wie es scheint, bei dem Prinzen von Condé nicht verfangen. Er war Abends zwar körperlich wie gerädert, aber moralisch noch eben so krank, eben so bekümmert wie am Morgen.

Als der Tag sich neigte, kehrte er erschöpft, niedergeschlagen, sterbend in sein Hotel zurück.

Sein Kammerdiener überreichte ihm drei Briefe, denen er ansah, daß sie von den ersten Damen des Hofes kamen: er öffnete sie nicht einmal. Der Kammerdiener meldete ihm, ein junger Mensch sei den Tag über sechsmal in#s Hotel gekommen, um, wie er behauptet, dem Prinzen Mittheilungen der wichtigsten Art zu machen, er habe jedoch trotz der dringendsten Vorstellungen seinen Namen verweigert; allein der Prinz beachtete diese Nachricht ebenso wenig, als wenn man zu ihm gesagt hätte: »Gnädigster Herr, es ist schön Wetter,« oder: »Gnädigster Herr, es regnet.«

Er ging in sein Schlafzimmer und schlug mechanisch ein Buch auf. Aber welches Buch konnte die Bisse dieser Schlange übertäuben, die an seinem Herzen nagte?

Er warf sich auf sein Bett. Aber so schlecht er in der letzten Nacht geschlafen hatte, so müde er vom heutigen Rennen geworden war, so rief er doch vergebens den Freund, den man Schlaf nennt, und der gleich andern Freunden in den Tagen des Glückes an Eurer Seite steht, aber, wenn man feiner am meisten bedarf, in den Augenblicken des Mißgeschickes sich fern hält.

Endlich kam die so ersehnte Stunde: eine Uhr ließ zwölf Glockenschläge vernehmen; der Nachtwächter ging vorbei und rief:

»Es hat zwölf Uhr geschlagen.«

Der Prinz nahm seinen Mantel, gürtete sein Schwert um, hing seinen Dolch an und ging.

Unnütz zu fragen, welche Richtung er einschlug.

Zehn Minuten nach zwölf Uhr stand er vor dem Louvrethor.

Die Schildwache hatte die Losung, der Prinz brauchte sich bloß zu nennen: er trat ein. Ein Mann erging sich in dem Corridor, auf welchem die Thüre des Zimmers der Verwandlungen sich öffnete.

Condé zögerte einen Augenblick. Dieser Mann kehrte ihm den Rücken zu; aber bei dem Geräusch, das der Prinz machte, drehte er sich um, und unser Verliebter erkannte Dandelot, der ihn erwartete.

»Hier bin ich,« sagte dieser, »um Euch meinem Versprechen gemäß gegen jeden Liebhaber oder Ehemann beizustehen, der Euch den Weg versperren könnte.

Condé drückte mit fieberischer Hand die Hand seines Freundes.

»Dank!« sagte er, »aber ich habe meines Wissens Nichts zu fürchten: ich bin nicht der Mann, den man liebt.«

»Zum Teufel, warum kommt Ihr aber hierher?« fragte Dandelot.

»Um zu sehen, wen man liebt. . . aber, still, hier kommt Jemand.«

»Wo? Ich sehe Niemand.«

»Aber ich, ich höre Tritte.«

»Zum Henker!« sagte Dandelot, »was für feine Ohren doch die Eifersüchtigen haben.«

Condé zog seinen Freund in eine Vertiefung und von da sahen sie Etwas wie einen Schatten herbeikommen, der, vor der Thüre des Saales der Verwandlungen angelangt, einen Augenblick stehen blieb, lauschte, sich umschaute, dann aber, als er Nichts hörte und Nichts sah, die Thüre aufstieß und eintrat.

»Es ist nicht Fräulein von St. André,« murmelte der Prinz; »diese da ist um einen Kopf größer.«

»Also Fräulein von St. André erwartet Ihr?« fragte Dandelot. »Ich erwarte sie nicht; ich laure ihr auf.«

»Aber wie könnte Fräulein von St. André. . . «

»Still!«

»Gleichwohl. . . «

»Seht, mein lieber Dandelot, um Euer Gewissen zu beruhigen, nehmt dieses Billet hier; bewahrt es wie den Stern Eurer Augen; leset es mit Muße, und wenn ich zufällig heute Nacht nicht entdecken sollte was ich suche, so gebt Euch Mühe unter allen Handschriften, die Ihr kennen den Herrn dieser da aufzufinden.«

»Darf ich dieses Billet meinem Bruder mittheilen?«

»Er hat es bereits gelesen: vor ihm habe ich keine Geheimnisse. Ach, ich gäbe viel dafür, um zu erfahren, wer dieses Billet geschrieben hat.«

»Morgen werde ich es Euch zurückschicken.«

»Nein, ich werde es selbst bei Euch holen; laßt es Eurem Bruder; vielleicht werde ich Euch selbst Etwas zu erzählen haben. . . Ei sehet, da kommt dieselbe Person heraus.«

Der Schatten, der in's Zimmer gegangen war, kam wirklich heraus und schlug diesmal die Richtung der beiden Freunde ein; glücklicher Weise war dieser Corridor, wahrscheinlich mit Vorbedacht, schlecht beleuchtet, und in ihrer Vertiefung befanden sie sich außerhalb des Wegs,

so wie in gänzlicher Dunkelheit.

Aber aus dem schnellen und sichern Schritt, womit dieser Schatten trotz der Finsterniß einherging, war leicht zu ersehen, daß er mit dem Weg vollkommen vertraut war.

Im Augenblick, wo er an den beiden Freunden vorbeikam, drückte Herr von Condé Dandelot die Hand.

»Lanoue!« murmelte er.

Lanoue war eine der Frauen Catharinas von Medici, und zwar, wie man sagte, die Lieblings- und Vertrauensdame der Königin Mutter.

Was hatte sie hier zu thun, wenn sie nicht durch das im Billet angezeigte Rendezvous berufen wurde?

Im Uebrigen hatte sie die Thüre nicht geschlossen, sondern halb offen gelassen: folglich wollte sie wie der kommen.

Es war kein Augenblick zu verlieren, denn das nächste Mal wurde die Thüre höchst wahrscheinlich hinter ihr geschlossen.

Alle diese Betrachtungen fuhren dem Prinzen blitzschnell durch den Kopf; er drückte noch einmal Dandelots Hand und stürzte auf den Saal der Verwandlungen zu.

Dandelot machte eine Bewegung, um ihn zurückzuhalten: Condé war schon fern.

Wie er gedacht hatte, wich die Thüre unter einem einfachen Druck, und er befand sich im Zimmer.

Dieses Zimmer, eines der schönsten im Louvre, ehe Carl IX. die kleine Gallerie beginnen ließ, führte seinen mythologischen Namen von den Tapisserien, die es bedeckten.

Die Hauptgegenstände dieser Gemälde, bei denen die Nadel mehr als einmal siegreich gegen den Pinsel gekämpft hatte, waren in der That die Fabeln von Perseus und Andromeda, von der Medusa, vom Gott Pan, von Apollo und Daphne.

Diejenige aber, welche die Aufmerksamkeit ganz besonders anzog, war, sagt ein Geschichtsschreiber, die Fabel von Jupiter und Danae.

Danae war von so zarter und kunstfertiger Hand ausgeführt, daß man auf ihrem Gesicht das Entzücken wahrte, womit sie den Goldregen fühlte, sah und hörte.

Sie war als Königin der andern Tapisserien von einer silbernen Lampe beleuchtet, die von Benvenuto Cellini selbst sculptirt und nicht, wie man versicherte, gegossen worden war. Und in der That, welcher andere als der florentinische Meiselkünstler hatte sich schmeicheln können einen Silberblock in eine Blumenvase umzuschaffen, aus welcher die Flamme selbst als Lichtblume hervorstrahlt!

Diese Danae bildete die Wände eines Alkovens, und die Lampe, welche die unsterbliche gemalte Danae beleuchtete, hatte zugleich die Bestimmung all die lebendigen sterblichen Danaen zu bestrahlen, welche in dem Bett, worüber sie hing, den Goldregen der Jupiter dieses irdischen Olymps erwarten sollten, den man den Louvre nannte.

Der Prinz schaute um sich, hab die Fenster und Thürvorhänge auf um sich zu vergewissern, daß er allein sei, stieg dann nach dieser genauen Durchsuchung über das Geländer weg, legte sich auf den Teppich und schlüpfte unter das Bett.

Für diejenigen unserer Leser, die mit dein Ameublement des sechzehnten Jahrhunderts nicht vertraut sind, wollen wir sagen was das Geländer war.

Geländer nannte man die gallerieartige Verzäunung aus kleinen Pfeilern, die sich um die Betten herumzog, um die Alcoven zu schließen, wie man sie nach heutzutage im Chor der Kirchen und Capellen und in Ludwigs XIV. Schlafzimmern in Versailles sieht.

Wir haben geglaubt, der Leser würde uns, indem er mit Herrn von Condé über das Geländer stiege und zwar so schnell, wie wirs ihn thun ließen, mit seinen Bemerkungen verschonen, allein bei näherer Ueberlegung matten wir doch der Erklärung nicht ausweichen, sondern ihr lieber mit frischem Muth entgegen gehen.

Der Prinz, sagten wir, legte sich aus den Teppich und schlüpfte unter das Bett

Ach ja, allerdings, dieß war eine lächerliche Stellung und unwürdig eines Prinzen, zumal wenn dieser Prinz Condé heißt. Ader was wollt Ihr? Es ist nicht meine Schuld, wenn der junge, schöne, verliebte Prinz von Condé bis zur Lächerlichkeit eifersüchtig war, und da ich die Thatsache in der Geschichte des Prinzen verzeichnet finde, so wird man mir erlauben, nicht scrupulöser zu sein als der Geschichtsschreiber.

Und Ihre Bemerkung, lieber Leser, ist so wahr und so verständig, daß der Prinz, als er kaum unter dem Bett war, ganz aus dieselben Betrachtungen gerieth und mit den strengsten Selbstvorwürfen sich fragte, welche unanständige Figur er unter diesem Bett machen würde, wenn ihn auch nur ein Bedienter entdecken sollte, zu welchen zahllosen Sticheleien und boshaften Spöttereien er seinen Feinden reichlichen Stoff liefern würde, mit welcher Schmach er sich in den Augen seiner Freundes zu bedecken riskire. Er ging so weit, darüber dass zornige Gesicht des Admirals auf der Tapisserie zu erblicken glaubte, denn wenn wir uns als Kinder oder Männer in einer zweifelhaften Lage befinden, so ist die Person an die wir denken, deren Dazukommen und Vorwürfe wegen unserer Narrheit wir am meisten fürchten, immer diejenige, die wir am meisten lieben und verehren.

»Der Prinz ertheilte sich also — wir bitten den gewissenhaften Leser davon überzeugt zu sein, all die Verweise, die ein Mann von seinem Character und, seiner Stellung in einer solchen Lage sich er theilen mußte; aber das Ergebniß all seiner Betrachtungen war, darüber etwa zwanzig Centimeter tiefer, wie man heutzutage sagen wurde, unter das Bett schlüpfte und sich möglichst bequem da ein richtete.

Ueberdieß hatte er an etwas ganz anderes zu denken.

Er mußte sich über das Benehmen klar werden, das er einzuhalten hätte, wenn er sich einmal den beiden Liebenden gegenüber befände.

Das Einfachste schien ihm plötzlich hervorzurücken und ohne lange Erklärungen mit seinem Nebenbuhler den Degen zu kreuzen.

So einfach indeß diese Maßregel war, so schien sie ihm doch bei näherer Ueberlegung nicht ohne Gefahr zu sein, wenn auch nicht für seine Person, so doch für seine Ehre. Wer dieser Nebenbuhler immer sein mochte, so war er zwar allerdings ein Mitschuldiger an der Coketterie des Fräuleins von St. André aber ein sehr unschuldiger Mitschuldiger.

Der Prinz ging also von seinem ersten Plane ab und beschloß ganz kalt zuzusehen und zuzuhören, was sich unter den Augen und vor den Ohren eines Nebenbuhlers zutragen würde. Er hatte eben diesen großen Act der Selbstverleugnung vollbracht, als das sehr laute Schlagen seiner Uhr ihm plötzlich eine Gefahr enthüllte, an die er nicht gedacht hatte. Damals waren, wie übrigens die Beschäftigung Carls V. In St. Just beweist, die Taschen und Pendeluhrn nicht bloß Luxusgegenstände, sondern auch Phantasiestücke, und gingen weit weniger nach der Hoffnung

des Mechanikers, als nach ihrer eigenen Laune; So kam es, daß die Uhr des Herrn von Condé die der Louvreuhr um eine halbe Stunde nachging, auf einmal zwölf schlug.

Herr von Condé wurde, wie man bereits gesehen hat, von einer ungewöhnlichen Ungeduld heim gesucht. Er fürchtete, seines Uhr könnte, wenn sie geendet hätte, Lust bekommen von vorn anzufangen, und ihn durch ihren Schlag zu verrathen; deßhalb nahm er das indiscrete Kleinod in die Höhlung seiner linken Hand, hielt den Griff seines Dolches fest daraus. drückte ihn fest gegen das Zifferblatt, und unter diesem Druck, der das doppelte Gehäuse zertrümmert hauchte die unschuldige Uhr ihren letzten Seufzer aus.

Die menschliche Ungerechtigkeit war befriedigt.

Kaum war diese Execution vollendet, als die Zimmerthüre von Neuem mit einem Geräusche aufging, welches die Augen des Prinzen auf sie lenkte: er sah jetzt Fräulein von St. André mit lauernden Blicken und lauschendem Ohr hereintreten, auf den Zehen hinter der abscheulichen Creatur einhergehend, die sich Lanoue nannte.

---



## IX.

### *Die Toilette der Venus.*

Wenn wir sagen, sie sei auf Zehen hinter dieser abscheulichen Lanoue einhergeschlichen, so täuschen wir uns, nicht in Bezug auf Lanoue, sondern auf Fräulein von St. André.

Einmal im Saal der Verwandlungen, ging Fräulein von St. André nicht mehr hinterher, sondern vor Lanoue her.

Lanoué blieb hinten, um die Thüre zu schließen.

Das junge Mädchen stellte sich vor einen Toilettentisch, worauf zwei Leuchter standen, welche nur auf die mittheilsame Flamme, die ihnen das Leben geben sollte, warteten, um mit ihrem ganzen Glanze zu leuchten.

»Ihr seid gewiß daß man uns nicht gesehen hat; meine liebe Lanoue?« fragte sie mit jener holden Stimme, welche, nachdem sie im Herzen des Prinzen die Liebe entzündet sehr seinen Zorn entflammte.

»Oh, fürchtet Nichts, gnädiges Fräulein,« antwortete die Kupplerin. »In Folge des Drohbriefes, der gestern dem Könige zukam, sind die strengsten Befehle ergangen, und nach zehn Uhr Abends sind die Thore des Louvre verschlossen worden.«

»Für Jedermann?« fragte das junge Mädchen.

»Für Jedermann.«

»Ohne Ausnahme?«

»Ohne Ausnahme.«

»Selbst für den Prinzen Condé.

Lanoué lächelte.

»Für den Prinzen von Condé ganz besonders, gnädiges Fräulein.«

»Ihr wißt es gewiß Lanoue?«

»Ganz gewiß, gnädiges Fräulein.«

»Ah! Drum. . .«

»Das junge Mädchen hielt inne.

»Was habt Ihr denn von dem Herrn Prinzen zu fürchten?«

»Sehr viel, Lanoue.«

»Wie so, sehr viel?«

»Ja, und ganz besonders Etwas.«

»Was?«

»Daß er mich bis hierher verfolgen könnte.«

»Bis hierher?«

»Ja.«

»Bis in den Saal der Verwandlungen?«

»Ja.«

»Aber wie kann er denn wissen, daß das gnädige Fräulein da ist?«

»Er weiß es, Lanoue.«

»Der Prinz hörte, wie man wohl begreift, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu.

»Wer konnte es ihm mittheilen?«

»Ich selbst.«

»Ihr?«

»Ja, ich selbst in meiner Einfalt.«

»Oh, mein Gott.«

»Denk Dir nur, gestern habe ich im Augenblick, wo er mich verlassen wollte, in Folge eines Scherzes die Unvorsichtigkeit begangen ihm, mein Schnupftuch zuzuwerfen; in diesem Schnupftuch befand sich das Billetten, das Du mir soeben überreicht hattest.«

»Aber es war nicht unterzeichnet!«

»Zu allem Glück nicht.«

»Das ist wirklich ein großes Glück, Jesus Maria.«

Die Kupplerin bekreuzte sich andächtig.

»Und,« fuhr sie fort, »Ihr habt Euer Schnupftuch nicht zurückgefordert?«

»Doch. Ich habe Mezieres den Tag über sechs mal zu ihm geschickt; der Prinz war schon am Morgen ausgeritten und Abends um 9 Uhr noch nicht zurückgekehrt.«

»Ah, ah!« murmelte der Prinz, »das ist der Page mit der Angelschnur, der so dringend darauf bestand mich zu sprechen.«

»Ihr trauet diesem jungen Menschen, gnädiges Fräulein?«

»Er ist in mich vernarrt.«

»Die Pagen sind sehr schwatzhaft; es gibt ein Sprichwort darüber.«

»Mezieres ist nicht mein Page, sondern mein Sklave,« sagte das junge Mädchen im Ton einer Königin. »Ah, Lanoue; dieser verwünschte Herr von Condé! Es kann ihm nichts Schlimmeres begegnen, als was ich ihm wünsche.«

»Dank, Schönste der Schönen!« murmelte der Prinz. »Ich werde Eurer vortrefflichen Gesinnungen gegen mich gedenken.«

»Nun wohl, gnädiges Fräulein,« sagte Lanoue, »für heute Nacht könnt Ihr ruhig sein. Ich kenne den Kapitän der schottischen Garde und ich werde ihm den Herrn Prinzen empfehlen.«

»In wessen Auftrag?«

»Ganz auf eigene Faust! Seid ruhig, das wird genügen.«

»Ah, Lanoue!«

»Was wollt Ihr, gnädiges Fräulein? Während man für die Andern sorget, darf man wohl auch ein wenig an sich selbst denken.«

»Dank, Lanoue; denn dieser Gedanke allein störte das Vergnügen, das ich mir von der heutigen Nacht versprach.«

Lanoue schickte sich an wegzugehen.

»He, Lanoue,« sagte Fräulein von St. André »ehe Du weggehst, zünde mir doch diese Leuchter an: ich will nicht in dieser Dunkelheit bleiben; diese großen halbnackten Figuren machen mir Angst; es ist mir, als wollten sie sich von der Tapissérie abheben und auf mich

zukommen.«

»Ah, wenn sie kommen,« sagte Lanoue, indem sie am Kaminfeuer ein Papier anzündete, »so könnt Ihr ganz ruhig sein, sie thun es dann blos, um Euch als die Göttin Venus einzubeten.«

Und sie zündete den fünfarmigen Leuchter an, so daß das schöne junge Mädchen in einer Flammenglorie den Blicken des Prinzen ausgesetzt blieb.

Sie war entzückend im Wiederstrahl des Toilettenspiegels, in ihrem durchsichtigen Gaskleid, durch welches das Rosenroth des Fleisches hervorschimerte

In der Hand hielt sie einen blühenden Myrtenzweig, den sie als einen Kranz in ihr Haar steckte.

Priesterin der Venus, hatte sie sich mit der heiligen Blüthe geschmückt.

Als das junge Mädchen jetzt allein im Zimmer war oder wenigstens sich allein glaubte, begann sie kokett und verliebt sich im Spiegel zu betrachten, bog mit ihren rosigen Fingerspitzen ihre schwarzen, sammtweichen Augenbrauen und drückte ihre flache Hand aus die goldene Garde ihrer Haare.

So geschmückt und in einer Positur, die ihre feine und geschmeidige Taille hervorhob, wiegte sich das junge Mädchen, frisch wie Quellwasser, roth wie eine Morgenwolke, heiter wie die Jungfrauschaft, lebendig wie jene ersten Frühlingspflanzen, die voll Lebensdrang den letzten Schnee durchbrechen, vor dem Spiegel, und so glich sie, wie Lanoue gesagt hatte, der Venus Cytherea, aber der Venus in ihrem vierzehnten Jahr, am Morgen wo sie, am Ufer stehend, im Begriff ihren Einzug im himmlischen Hofe zu halten, sich zum letzten Mal im Spiegel des Meeres betrachtete, noch abgekühlt von seiner letzten Berührung.

Nachdem sie ihre Augenbrauen krumm gebogen, ihre Haare geglättet, durch einen Augenblick Ruhe ihren Wangen, welche ein unruhiger und hastiger Gang allzu warm bepurpurt hatte, ihren rosigen Ton wiedergegeben, gab das junge Mädchen die Beäugelung ihres Gesichtes im Spiegel auf; ihre Augen senkten sich vom Hals auf die Schultern und schienen ihre Brust zu suchen, die in dunstigen Spitzenwogen, jenen Wolken gleich, welche der erste; Hauch des Nordwinds verjagt, verloren war.

Sie war so schon mit ihren leuchten Augen ihren erröthenden Wangen, dem halboffenen Munde; den Zähnen, die gleich einer doppelten Perlenreihe in einem Korallenkästchen funkelten; sie war so wahrhaft das Abbild der Wollust, daß der Prinz in diesem Augenblick ihre Kotetterie, ihren Haß ihre Drohungen vergaß und im Begriff stand aus seinem Versteck hervorzukommen, sich ihr zu Füßen zu werfen und zu rufen:

»Was Himmels willen, junges Mädchen, liebe mich seine Stunde und nimm für diese Stunde der Liebe mein Leben hin!«

Zum Glück oder Unglück für ihn, denn wir haben die Vor- oder Nachtheile nicht erwogen, welche die Ausführung dieses plötzlichen Gedankens hätte haben dürfen, drehte sich das junge Mädchen nach der Thüre um und sagte oder stammelte vielmehr:

»Ach, Geliebtester meines Herzens, wirst Du denn nicht kommen?«

Dieser Ausruf und dieser Anblick gaben dem Prinzen seinen ganzen Zorn zurück, und Fräulein, von St. André erschien ihm von Neuem als das hassenswertheste Geschöpf der Erde.

»Sie ging nachdem nächsten Fensters zog die dichten Vorhänge hinweg, versuchte das schwere Fenster zu öffnen, und da es ihren zarten länglichen Händen an Kraft zu einem solchen Geschäft mangelte, so begnügte sie sich, ihren Kopf an das kostbare Glas zu drücken.

Das Gefühl der Frische, das sich ihrer Stirne mittheilte, veranlaßte sie ihre schmach tenden Augen wieder aufzuschlagen; sie blieben eine Weile unklar und wie geblendet, dann begannen sie allmählig die Gegenstände zu unterscheiden, und hefteten zuletzt auf einem in einen Mantel gehüllten Manne, der unbeweglich in Steinwurfsweite vom Louvre stand.

Der Anblick dieses Mannes entlockte dem Fräulein ein Lächeln, und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Prinz, wenn er dieses Lächeln gesehen hätte, den boshaften Gedanken, der es hervorgerufen, geahnt haben würde.

Uederdieß wäre er, wenn er nahe genug gewesen wäre, um dieses Lächeln zu sehen, auch nahe genug gewesen, um die Worte zu hören, die in triumphirendem Ton zwischen den Lippen des jungen Mädchens hervorglitten: »Er ist's!«

Dann fügte sie mit einem Ausdruck unnennbaren Spottes hinzu:

»Gehet immerhin spazieren, mein lieber Herr von Condé, ich wünsche Euch viel Vergnügen zu Eurem Spaziergang.«

Es war augenscheinlich, daß Fräulein von St. André den Mann im Mantel für den Prinzen von Condé hielt.

Und dieser Irrthum war ganz natürlich

Fräulein von St. André war aufs Genaueste von den Besuchen unterrichtet, welche der Prinz seit drei Monaten jeden Abend incognito unter ihren Fenstern abstattete, aber sie hatte sich wohl gehütet Etwas davon gegen ihn verlauten zu lassen, denn wenn sie gesagt hätte, daß sie es bemerkt habe, so hätte sie auch eingestanden, daß sie sich seit drei Monaten leise mit einem Gedanken beschäftigte, den sie laut verläugnete.

Fräulein von St. André glaubte also den Prinzen am Ufer zu sehen.

Nun war der Anblick des am Ufer spazierenden Prinzen, während sie davor zitterte ihm im Louvre zu begegnen, das allerberuhigendste Bild, das Frau Luna, diese blasse und melancholische Freundin der Verliebtem ihr zeigen konnte.

Beeilen wir uns jetzt unsern Lesern, die recht gut wissen, daß der Prinz nicht allgegenwärtig war, folglich nicht zu gleicher Zeit innen und außen unter dem Bett und am Ufer sein konnte, mitzutheilen, wer dieser in einen Mantel gehüllte Mann war, welchen Fräulein von St. André für den Prinzen hielt, der nach ihrer Ansicht mit den Zähnen klappern mußte.

Dieser Mann war unser Hugenotte von gestern, unser schottischer Freund, Robert Stuart, der statt der erwarteten Antwort auf sein Schreiben in Erfahrung gebracht hatte. Daß die Herrn vom Parlament den Tag über Alles aufgeboten, damit die Hinrichtung Anne Dubourgs am morgenden oder übermorgenden Tag vor sich gehen sollte; es war Robert Statut, entschlossen einen zweiten Versuch zu wagen.

In Folge dieses Entschlusses sah das junge Mädchen in demselben Augenblick, wo das boshafte Lächeln auf ihren Lippen schwebte, den Mann am Ufer seinen Arm aus dem Mantel hervorstrecken, eine Bewegung machen, die sie für eine drohende Geberde hielt, und mit großen Schritten hinwegeilen.

Zu gleicher Zeit hörte sie ein ähnliches Geklirre wie in der letzten Nacht, das heißt das Zersplittern einer Fensterscheibe.«

»Ah!« rief sie, »er war es nicht!

Und die Rosen ihres Lächelns verschwanden augenblicklich unter den Veilchen ihrer Haut.

Oh, diesmal schauerte sie in allem Ernst, nicht mehr vor Vergnügen, sondern vor Schreck; sie

ließ den Fenstervorhang zurückfallen und kam taumelnd und blaß zurück, um sich auf die Lehne des Canapees zu stützen auf welchem sie vor einigen Minuten noch so schmachkend hingegossen gelegen hatte.

Wie am vorhergehenden Tag, war eines der Fenster in der Wohnung des Marschalls von St. André zertrümmert worden.

Nur war es diesmal eines der Fenster von der Seineseite her, aber es gehörte noch immer zur Wohnung ihres Vaters.

Wenn der Marschall, wie am vorhergehenden Tag, noch auf, oder wenn er schon zu Bette gegangen war, aber plötzlich aus dem Schlafe geschreckt wurde und ans Zimmer seiner Tochter klopfte jedoch keine Antwort erhielt. was konnte da geschehen?

Sie zitterte jetzt voll Angst und fiel halb in Ohnmacht, zum großen Erstaunen des Prinzen, der die plötzliche Veränderung auf dem Gesichte des jungen Mädchens gesehen hatte, ohne ihre Ursache errathen zu können; sie befand sich in jenem Zustand gänzlicher Erschöpfung, wo Alles was geschehen kann Demjenigen was ist vorzuziehen ist, als die Thüre sich öffnete und Lanoue hastig eintrat.

Sie war beinahe eben so verstört wie das Mädchen selbst.

»Oh, Lanoue, sagte Diese, »weißt Du, was so eben geschehen ist?«

»Nein, gnädiges Fräulein,« antwortete die Kupplerin, »aber es muß etwas sehr Schreckliches sein, denn Ihr seid todttenblaß.«

»Sehr schrecklich in der That, und Du mußt mich augenblicklich in meine Wohnung zurückbegleiten.«

»Und warum Das, gnädiges Fräulein?«

»Du weißt, was gestern um Mitternacht geschehen ist?«

»Das gnädige Fräulein meint den Stein, der mit einem Drohbrief gegen den König umbunden war?«

»Ja. »Dasselbe ist so eben wieder geschehen, Lanoue, ein Mann, ohne Zweifel der gleiche, »den ich für den Prinzen von Condé hielt, hat, wie gestern so eben einen Stein geworfen und eine Fensterscheibe des Marschalls zertrümmert.«

»Und Ihr habt Angst?«

»Allerdings, Du begreifst, Lanoue, ich fürchte, mein Vater könnte an meine Thüre klopfen, und wenn er keine Antwort bekommt, aus Mißtrauen oder Unruhe mein Zimmer öffnen, das er dann leer finden würde.«

»Oh, wenn Ihr Das fürchtet, gnädiges Fräulein,« sagte Lanoue, »so könnt Ihr Euch beruhigen.«

»Warum?«

»Eurer Vater ist bei der Königin Catharina.«

»Bei der Königin Morgens um ein Uhr?«

»Ach, gnädiges Fräulein, es hat sich ein großer Unfall zugetragen.«

»Was denn?«

»Ihre Majestäten sind heute auf die Jagd geritten.«

»Nun?«

»Nun, gnädiges Fräulein, das Pferd der kleinen Königin (so nannte man Maria Stuart) hat

gestrauchelt, Ihre Majestät ist gefallen, und da sie im dritten Monat schwanger ist, so fürchtet man, sie möchte sich verletzt haben.«

»Ah, mein Gott!«

»So daß der ganze Hof auf den Beinen ist.«

»Ich glaube es wohl.«

»Daß alle Ehrenfräulein sich in den Vorzimmern oder bei der Königinmutter befinden.«

»Und Du hast mich nicht benachrichtigt, Lanoue?«

»Ich habe die Sache so eben erst selbst erfahren, gnädiges Fräulein, und habe mir nur die Zeit genommen hinzulaufen, um mich von der Wahrheit zu versichern.«

»Dann hast Du ihn gesehen?«

»Wen?« »

»Ihn.«

»Natürlich.«

»Nun wohl?«

»Nun wohl, gnädiges Fräulein, die Sache ist verschoben. Ihr begreift wohl, daß er sich in einem solchen Augenblick nicht entfernen kann.«

»Und auf wann verschoben?«

»Auf morgen.«

»Wo?«

»Hier.«

»Zur selben Stunde?«

»Ja.«

»So komm schnell, Lanoue.«

»Da bin ich schon, gnädiges Fräulein, Laßt mich nur zuvor die Kerzen auslöschen.«

»In Wahrheit,« rief das junge Mädchen, »Man sollte glauben, ein böser Geist sei gegen uns entfesselt.«

»Oh, im Gegentheil,« sagte Lanoue, indem sie die letzte Kerze ausblies.

»Wie so, im Gegentheil?« fragte Fräulein von St. André vom Gange her.

»Allerdings; dieser Unfall wird Euch Eure Freiheit schenken.«

Und sie eilte dem Fräulein nach.

Die Tritte der beiden Weggehenden verhallten bald in den Tiefen des Ganges.

»Also morgen,« sagte seinerseits der Prinz, der aus seinem Versteck hervorkam und das Geländer wieder überstieg, ohne über den Namen seines Nebenbuhlers klüger geworden zu sein, als er gestern war. »Morgen, übermorgen, alle Tage, wenn es sein muß aber bei der Seele meines Vaters, ich werde bis zum Aeüßersten schreiten.«

Und er verließ gleichfalls den Saal der Verwandlungen, schlug im Corridor die entgegengesetzte Richtung von Fräulein von St. André und Lanoue ein, schritt durch den Hof und erreichte die Straßenthüre, ohne daß inmitten der Verwirrung, welche die beiden obenerwähnten Vorfälle im Louvre hervorgerufen hatten, Jemand daran dachte, wohin oder woher zu fragen.

## Zweiter Band.

### I

#### *Die beiden Schotten.*

Robert Stuart welchen Fräulein von St André vom Zimmer der Verwandlungen aus, das so schnell und so seltsam wieder in Dunkelheit versetzt wurde, bemerkt hatte; Robert Stuart, welchen das junge Mädchen im Anfang so boshaft für den Prinzen von Condé gehalten, war, nachdem er seinen zweiten Stein geworfen und somit dem König einen zweiten Brief zugesandt hatte, wie gesagt eiligst verschwunden.

Bis zum Chatelet war er stark gelaufen; aber einmal dort, hatte er sich vor Verfolgung sicher gefühlt und war, abgesehen von der Begegnung mit zwei oder drei Straßendieben, an denen er auf den Brücken vorbeigekommen war, die aber der Anblick seines langen Degens und seines am Gürtel hängenden Pistols in Entfernung gehalten hatte, ziemlich ruhig zu seinem Freund und Landsmann Patrick zurückgekehrt.«

Dort hatte er sich mit der scheinbaren Ruhe, die er seiner Selbstbeherrschung verdankte, schlafen gelegt; aber so groß auch diese Selbstbeherrschung war, so ging sie doch nicht so weit, daß sie dem Schläfe gebot, und so kam es, daß er sich zwei oder drei Stunden lang in seinem oder vielmehr in seines Landsmannes Bett herumwälzte, ohne darin die Ruhe zu finden, die ihn seit drei Nächten floh.

Erst gegen Tagesanbruch schien der Geist, durch die Müdigkeit überwältigt, den Körper zu verlassen und gestattete dem Schlaf seine Stelle einzunehmen. Aber nun gehörte dieser Körper so vollständig dem Schlaf an und versank in eine so tiefe Lethargie, daß Jedermann ihn für einen gänzlich vorn Leben verlassenen Leichnam gehalten haben würde.

Uebrigens hatte er am Tag zuvor seinem Versprechen gemäß seinen Freund Patrick bis zum Abend erwartet, allein der Bogenschütze war am Abend zuvor von seinem Capitän, welcher Befehl erhalten hatte keinen einzigen Mann aus dem Palast zu lassen — wir wissen schon warum — in den Louvre consignirt worden, und hatte somit die Kleider Roberts nicht benutzen können.

Abends sieben Uhr hatte sich Robert Stuart, da er keine Nachricht von seinem Freund erhalten, nach dem Louvre begeben und daselbst die strengen Befehle, die ertheilt worden, so wie die Veranlassung dazu erfahren.

Er war sodann in den Straßen von Paris umhergeschweift und hatte hundert verschiedene Lesarten, eine wunderbarer als die andere über die Ermordung des Präsidenten Minard gehört dem seine Todesart weit mehr Glanz verschaffte, als irgend ein Art seines Lebens.

Robert Stuart, der sich der Unwissenheit der Einen und der Neugierde der Andern erbarmte, hatte seinerseits und nach guten Quellen, wie er versicherte, diesen Tod mit all seinen wahren Einzelheiten und wirklichen Umständen erzählte aber es versteht sich von selbst, daß seine Zuhörer kein Wort von seiner Darstellung hatten glauben wollen.

Wir wissen für diese Ungläubigkeit keinen andern Grund anzuführen, als daß diese Darstellung die einzige wahre war.

Er hatte überdieß die Raschheit und Strenge erfahren, womit das Parlament sein Urtheil gegen den Rath Dubourg zu vollstrecken gedachte, dessen Hinrichtung, wie man versicherte, binnen achtundvierzig Stunden auf dem Greveplatz stattfinden sollte.

Gegen diese Starrköpfigkeit der Richter hatte Robert Stuart kein anderes Mittel gewußt, als daß er eine neue und noch bestimmtere Epistel an den König erließ.

Nach seiner Wache war sein Freund Patent der endlich aus dem Louvre entlassen worden, in aller Geschwindigkeit nach Hause geeilt, seine Leiter, wie er sagte, hinaufgestiegen und in sein Zimmer gestürzt mit dem Ruf:

»Feuer!«

Er hatte dieß für das einzige Mittel gehalten, um Robert Stuart zu wecken als er sah, daß das Geschmetter der Thüre, die er zugeschlagen, der Stühle, die er herumgestoßen und des Tisches, den er verrückt hatte, nicht genügten, um ihn aus seinem Schlafe zu rütteln.

Patrick's Geschrei, noch weit mehr als der Sinn desselben, erweckte Robert endlich; das Geräusch drang bis zu ihm, aber seine Ideen klärten sich nicht sogleich. Die erste war, daß man ihn verhaften wolle; er streckte daher den Arm gegen seinen Degen aus, der im Bettgange stand und zog ihn halb aus der Scheide.

»Ei, ei,« rief Patrick lachend, »es scheint Du bist mit großer Streitlust aufgewacht, mein lieber Stuart, beruhige Dich nur und vor allen Dingen steh auf, es ist Zeit«

»Ah, Du bist?« sagte Sinnen

»Freilich bin ichs. Ich will Dir ein andermal mein Zimmer leihen, Du kannst darauf zählen, damit Du mich umbringen kannst, wenn ich heim komme.«

»Was willst Du? Ich schlief.«

»Ich sehe es wohl und gerade das wundert mich; Du schliefst.«

»Patrick ging ans Fenster und zog die Vorhänge.

»Da sieh her, sagte er.

Der helle Tag drang ins Zimmer.

»Wie viel Uhr ist es denn?« fragte Stuart.

»Zehn Uhr hat es schon in allen Kirchen von Paris geschlagen,« sagte der Bogenschütze.

»Ich erwartete Dich gestern den ganzen Tag, und ich kann sogar sagen die ganze Nacht.

Der Bogenschütze machte seine Bewegung mit den Schultern.

»Was willst Du?« sagte er, »ein Soldat ist bloß ein Soldat, und wäre er auch ein schottischer Bogenschütze; wir waren den ganzen Tag und die ganze Nacht im Louvre consignirt, aber heute bin ich frei, wie Du siehst.«

»Das heißt, Du verlangst jetzt Dein Zimmer zurück, Patrick?«

»Nein aber ich erbitte mir Deine Kleider.«

»Ah, es ist wahr, ich hatte die Frau Rätthin vergessen.«

»Glücklicher, Weise vergißt sie mich nicht, wie Dir diese Wildpretpastete beweisen kann, die auf dem Tisch steht und nur auf unsern gnädigen Appetit wartet. Hat der Deinige sich eingestellt? der meine steht schon seit zwei Stunden auf dem Posten.«

»Und um auf meine Kleider zurückzukommen. . .«



»Ja, richtig: nun wohl Du begreifst daß meine Rätin nicht mir Nichts Dir Nichts meine vier Stockwerke hinaufklettern kann. Nein, diese Pastete ist nur ein Bote; sie überbrachte mir einen Brief des Inhalts, daß man mich von 12 Uhr an — dieß ist die Stunde, wo unser Rath nach dem Parlament absegelt — bis vier Uhr, wo er in den Hafen der ehelichen Glückseligkeit zurückkehrt, erwarte.« Fünf Minuten nach 12 Uhr werde ich also bei ihr sein und ihre Hingebung dadurch belohnen, daß ich mich, in einem Costüm einfinde, das sie nicht bloßstellen kann, vorausgesetzt daß Du noch in den gleichen Gesinnungen gegen Deinen Freund verharrst.«

»Meine Kleider sind zu Deiner Verfügung«, lieber Patrick, « sagte Robert. »Sie liegen, wie Du siehst, auf diesem Stuhle da und warten nur, auf einen Besitzergreifer. Gib mir dagegen die Deinigen und verfügt über diese hier ganz nach Deinem Gutdünken.«

»Sogleich; aber zuvörderst wollen wir ein Wort mit dieser Pastete plaudern; Du brauchst nicht aufzustehen, um an der Unterhaltung Theil zu nehmen; ich werde den Tisch an Dein Bett rücken. Hier! ist es recht so?«

»Ganz vortrefflich, mein lieber Patrick.«

»Jetzt« — Patrick zog seinen Dolch und über reichte ihn seinem Freunde am Stiel — Jetzt schneide mir, während ich Etwas zum Anfeuchten hole, diesem Burschen da den Bauch auf und sag mir dann, ob meine Rätin nicht eine Frau von Geschmack ist.«

Robert gehorchte dem Befehl mit derselben Pünktlichkeit, womit ein schottischer Bogenschütze selbst den Befehlen seines Hauptmanns gehorcht haben würde, und als Patrick mit beiden Händen den runden Bauch einen vollen Weinkruges streichelnd, an den Tisch zurückkam, fand er die Kuppel des gastronomischen Gebäudes bereits abgehoben.

»Ah ! beim heiligen Dunstan!« sagte er, »ein Hase, der mitten unter sechs Rebhühnern im Lager sitzt! Welch ein schönes Land, wo das Haar und die Feder in so holder Eintracht beisammen leben! Nennt Herr Rabelais es nicht das Schlaraffenland Robert mein Freund, folge meinem Beispiel. Verliebe Dich in eine Juristenfrau, mein Junge, statt in ein Soldatenweib, und dann brauche ich nicht wie Pharao sieben fette Kühe im Traum zu sehen, um Dir den doppelten Ueberfluß der Güter des Himmels und der Erde zu prophezeien. Laß uns sie benützen mein lieber Stuart, sonst wären wir nicht würdig sie erhalten zu haben.«

Um seine Lehre praktisch zu beweisen, setzte sich, der Bogenschütze an den Tisch und nahm eine erste Portion, welche Demjenigen was er die Vorhut seines Appetits nannte alte Ehre machte, auf seinen Teller.

Robert aß gleichfalls. Mit zwanzig Jahren ißt man immer, welche Bekümmernisse auch den Geist befangen halten mögen.

Er aß also schweigsamen sogar sorgenvoller als sein Freund, aber er aß doch.

Uebrigens wurde Patrick durch die Idee demnächst seine Rätin zu sehen so heiter gestimmt, daß er für Beide plauderte.

Es schlug halb zwölf.

Patrick erhob sich hastig von der Tafel zermalmte ein letztes Stück von der goldenen Kruste der Pastete unter seinen Zähnen, die so weiß waren wie die des Wolfes in seinen Bergen, trank ein letztes Glas Wein und begann die Kleider seines Landsmannes anzulegen.

In diesem Aufzug hatte er das eigenthümlich steife Wesen, das die Kriegshelden unserer Tage gewöhnlich haben; wenn sie ihre Uniformen gegen städtische Kleider vertauschen.

Das Gesicht und, die Haltung eines Soldaten bargen in der That immer Etwas von seiner

Uniform und verrathen ihn überall, wohin er gehen, unter welchem Costüm er auftreten mag.

Der Bogenschütze war nichtsdestoweniger in diesem Anzug ein schöner Kavalier mit blauen Augen, rothen Haaren und einer frischen glänzenden Haut.

Als er sich in einem Spiegelbruchstück betrachtete, schien er zu sich selbst zu sagen: »Wenn meine Rätthin nicht zufrieden ist, so muß sie wahrhaftig sehr heikel sein.

Gleichwohl wandte er sich, sei es nun aus Mißtrauen gegen sich selbst oder weil er Roberts Beistimmung zu erhalten wünschte, gegen seinen Kameraden und fragte ihn:

»Wie findest Du mich, lieber Freund?«

»Ei, ganz vortrefflich von Gesicht und Haltung ;sich zweifle nicht, daß Du einen tiefen Eindruck auf Deine Rätthin hervorbringst.«

Das war es just was Patrick wollte, und er sah sich nach Wunsche bedient.

Er lächelte, machte seinen Kragen zurecht und reichte Robert die Hand.

»Nun denn auf Wiedersehen, « sagte er, »ich eile sie zu beruhigen, denn die arme Frau muß in Todesangst sein, sie hat mich seit zwei Tagen nicht gesehen und Nichts von mir gehört.«

Er machte eine Bewegung gegen die Thüre, blieb aber stehen und fügte hinzu:

»Appropos, ich brauche Dir nicht zu sagen, daß meine Uniform Dich nicht verurtheilt hier zu bleiben Du bist nicht in meinen vierten Stock consignirt, wie ich es gestern in dem Louvre war. Du kannst frei und im hellen Sonnenschein, wenn solcher vorhanden ist, oder im Schatten, wenn sich keine Sonne zeigt, in der Stadt umher gehen, und wenn Du nur unter meinen Kleidern keinen schlimmen Handel bekommst — was ich Dir aus zwei Gründen empfehle : erstens weil man Dich verhaften, ins Chatelet führen und dort erkennen würde, zweitens weil ich, Dein unschuldiger Freund, wegen Verlassung meiner Uniform gestraft würde — wenn Du also, ich wiederhole Dies, unter meinen Kleidern nur keinen schlimmen Handel bekommst, so bist Du frei wie ein Spatz.«

»In dieser Beziehung hast Du Nichts zu fürchten, Patrick, « antwortete der Schotte, »ich bin von Natur nicht sehr händelsüchtig.«

»Hem, hem!« machte der Bogenschütze, indem er den Kopf schüttelte »Ich möchte mich nicht darauf verlassen, Du bist ein Stück von einem Schotten, und Du mußt, wie jeder Mensch, der jenseits der Tweed aufgewachsen ist, Stunden haben wo es nicht rathsam ist Dich scheel anzusehen. Im Uebrigen begreifst Du, daß ich Dir blos einen Rath gebe und weiter Nichts. Ich sage Dir suche keine Händel, aber wenn man mit Dir anbinden will, bei meinem heiligen Schutzpatron, so weiche nicht aus Zum Henker, es handelt sich darum die Ehre; der Uniform aufrecht zu erhalten, und wenn Du Deine Gegner nicht bei Zeit umbrächtest, so hast Du, merk Dies wohl, an Deiner Seite einen Claymore und einen Dirk, die von selbst aus der Scheide springen würden.«

»Sei ruhig, Patrick, Du wirst mich hier finden, wie Du mich verlassen hast.«

»Nein, nein, Du sollst Dich nicht langweilen, eiferte der starrköpfige Bergbewohner, »denn es ist ganz trostlos in meinem Zimmer da ; Abends zwar ist die Aussicht nicht unangenehm, weil man gar Nichts sieht, aber bei Tag sieht man Nichts als Dächer und Glockenthürme, wenn nämlich der Rauch und der Nebel es gestattet.«

»Dann ist es hier immer noch so gut wie in unserem viel geliebten Vaterland, wo es beständig regnet, « bemerkte Robert.

»Bah!« sagte Patrick, »und wenn es schneit.«

Und zufrieden, daß er sein Schottland in atmosphärischer Beziehung wieder zu Ehren gebracht, entschloß sich Patrick endlich zu gehen, blieb aber an der Treppe noch einmal stehen, öffnete die Thüre wieder und sagte:

»Alles das war blos Scherz: Lauf herum, wo Du willst, fang Händel an und schlage Dich nach Herzenslust ; wenn Du nur ohne Löcher in Deiner Haut und folglich auch in Deinem Wamms nach Hause kommst, so ist Alles recht, aber, lieber Freund, ich habe Dir eine einzige ernstliche Vorstellung ans Herz zu legen, und die mußst Du wohl bedenken.«

»Welche ?«

»Mein Freund, in Anbetracht der schwierigen Umstände, worin wir leben, und der Drohungen, die schändliche Ketzer sich gegen den König erlauben, bin ich genöthigt Schlag acht Uhr wieder im Louvre zu sein; man hat auf heute Abend den Appell um eine Stunde früher angesagt.«

»Du wirst mich bei Deiner Rückkehr hier wieder treffen.«

»Nun, so behüte Dich Gott!«

»Viel Vergnügen!«

»Das erwartet mich sicher, « sagte der Bogenschütze mit der Geberde eines verliebten Siegers.

Und dießmal ging er, leicht wie ein Eroberer, stolz wie der schönste Herr am Hof, eine Melodie aus seinem Heimathland trällernd, die bis zu Robert Bruce hinaufgehen mochte.

Der arme schottische Soldat war in dieser Stunde weit glücklicher als der Vetter des Frankenkönigs, als der Bruder des Königs von Navarra, als der junge und schöne Ludwig von Condé.

Wir werden übrigens sogleich erfahren, was der Prinz in diesem Augenblick that und sagte; aber wir sind genöthigt noch einige Augenblicke in Gesellschaft mit Meister Robert Stuart zu verweilen.

Dieser hatte, wie er seinem Freunde gesagt, zwei Gegenstände ernster Ueberlegung, die wichtig genug waren, daß er sich bis vier Uhr Nachmittags nicht langweilte; er hielt ihm also Wort und erwartete ihn.

Von vier bis fünf Uhr wartete er noch immer, aber mit größerer Ungeduld.

Dieß war die Stunde, wo er sich an die Thüre des Parlaments zu stellen gedachte, um frische Nachrichten, nicht über die Verurtheilung des Rathes Dubourg, sondern über den Beschluß in Betreff seiner Hinrichtung zu erhalten.

Um halb sechs ertrug er es nicht mehr und ging ebenfalls aus hinterließ jedoch seinem Landsmann ein paar Zeilen, worin er ihm sagte, er könne ruhig sein, er werde ihm Schlag sieben Uhr seine Uniform ganz sicher zurückbringen.

Die Nacht begann hereinzubrechen; Robert ging in großer Hast bis vor das Thor des Palastes.

Eine ungeheure Volksmenge hatte sich auf dem Platz versammelt; die Sitzung des Parlaments dauerte noch.

Dieß erklärte ihm das Ausbleiben seines Freunde Patrick, aber er erfuhr auf diese Art nicht, was drinnen verhandelt wurde.«

Erst um sechs Uhr gingen die Räte auseinander.

Was vom Ergebnis der Sitzung zu Roberts Ohren gelangte, war unheilvoll.

Die Hinrichtungsart war beschlossen worden der Rath sollte auf dem Scheiterhaufen sterben.

Nur wußte man nicht, ob die Hinrichtung am nächsten, am zweitnächsten oder erst am dritten

Tag, das heißt am 22, am 23 oder am 24 stattfinden sollte. Vielleicht gab es sogar noch mehrere Tage Aufschub, damit die arme Königin, Maria Stuart, die sich Tags zuvor verletzt hatte, anwohnen konnte.

Aber Dieß sollte nur dann geschehen, wenn die Wunde leicht genug war, um die Hinrichtung nicht länger als eine Woche zu verschieben.

Robert Stuart verließ den Platz des Palastes in der Absicht nach der Rue du Battoir-St. André zurückzukehren.

Aber er sah von Ferne einen schottischen Bogenschützen, der sich schon vor der Stunde des Appells nach dem Louvre verfügte.

Jetzt kam ihm eine Idee: er wollte unter dem Costüm seines Freundes in den Louvre eindringen und daselbst das heißt an zuverlässiger Quelle, Nachrichten über die junge Königin einziehen, deren Gesundheitsumstände einen so furchtbaren Einfluß auf das Leben des Verurtheilten haben sollten.

Er hatte beinahe zwei Stunden vor sich und begab sich nach dem Louvre.

Weder am ersten noch am zweiten Thor wurde ihm eine Schwierigkeit gemacht. Er befand sich also im Hofe.

Kaum war er da, so meldete man einen Abgesandten des Parlaments.

Dieser Abgesandte des Parlaments wünschte im Namen der erlauchten Versammlung, deren Botschafter er war, mit dem König zu sprechen. Man ließ Dandelot kommen.

Dandelot holte die Befehle des Königs ein.

ach zehn Minuten kam er zurück mit dem Auftrag in eigener Person den Rath einzuführen.

Robert Stuart begriff daß er mit einiger Geduld und Gewandtheit erfahren konnte, was er zu erfahren wünschte, wenn der Rath weggegangen war. Er wartete also.

Der Rath blieb beinahe eine Stunde bei dem König.

Robert hatte bereits so lange gewartet, daß er entschlossen war auch noch bis ans Ende zu warten.

Endlich kam der Rath heraus.

Dandelot der ihn begleitete, sah sehr traurig, ja sogar düster aus.

Er sagte ganz leise dem Capitän der schottischen Gendamerie einige Worte ins Ohr und entfernte sich.

Diese Worte bezogen sieh augenscheinlich auf die Botschaft des Rathes.

»Meine Herrn, « sagte der Capitän der schottischen Garde zu seinen Leuten, »ich melde Euch hiermit daß übermorgen ein außerordentlicher Dienst stattfindet, wegen der Hinrichtung des Rathes Anne Dubourg auf dem Greveplatz.«

Robert Staat wußte was er wissen wolltet; er that also schnell einige Schritte gegen das Thor, aber ohne Zweifel besann er sich anders, denn er blieb plötzlich stehen, und nach einigen Minuten tiefen Nachdenkens kam er zurück und verlor sich inmitten seiner Kameraden, was beiden Anzahl der Mannschaft und der Dunkelheit der Nacht sehr leicht war.

---

## II.

*Was sich unter einem Bett zutragen kann.*

Der Prinz Condé hatte als er in den Saal der Verwandlungen trat Dandelot für den folgenden Mittag um zwölf Uhr ein Rendezvous bei seinem Bruder, dem Admiral gegeben. Es drängte ihn dermaßen Coligny und besonders dein jüngeren und weniger ernsten Dandelot die Ereignisse der Nacht zu erzählen, daß er sich schon vor der festgesetzten Stunde in der Rue Bethisy einfand.

Dandelots seinerseits war schon vor dem Prinzen gekommen. Er befand sich seit einer Stunde bei Coligny und die verliebte Laune des Fräuleins von St André war zwischen diesen beiden ernsten Geistern ernster verhandelt worden, als zwischen dem Prinzen und Dandelot.

Die Verbindung des Marschalls von St André mit den Guises war keine bloße Familienverbindung, sondern ein religös-politischer Bund gegen die calvinistische Partei und die Art, wie man mit dem Rath Anne Dubourg verfuhr, bewies, das man ganz und gar nicht geneigt war mit Sectirern viele Umstände zu machen.

Die beiden Brüder hatten sich über das Billet des Fräuleins von St. André die Köpfe zerbrochen; vergebens hatten sie alle ihre Erinnerungen zu Rathe gezogen, keiner von Beiden hatte die Schriftzüge erkannt, und man hatte bei der Frau Admiralin, die in ihrem Zimmer eingeschlossen ihre Andachtsübungen hielt angefragt, ob sie von ihren Erinnerungen nicht besser bedient werde, als ihr Gatte und ihr Schwager.

Bei jeder andern Veranlassung würden Dandelot und besonders Coligny sich dagegen ausgesprochen haben, daß ihr Vetter, der Prinz von Condé, sich auf diese abenteuerlichen Tollheiten einlasse, allein selbst die ehrlichsten Herzen schließen Gewissenscapitulationen ab und glauben in den äußersten Umständen Etwas nachgeben zu müssen.

Nun war es von großer Wichtigkeit für die calvinistische Partei, daß Herr von Joinville Fräulein von St André nicht heirathete, und wenn anders das Rendezvous des Fräuleins nicht dem Prinzen von Joinville galt, was sich nicht wohl annehmen ließ, so war es mehr als wahrscheinlich, daß Herr von Condé, wenn er überhaupt Etwas sah, einen solchen Lärm aufschlug, daß die Sache der Familie Guise zu Ohren kam und irgend ein Bruch erfolgte.

Noch mehr ; aus dieser Indiscretion des Prinzen wußte höchst wahrscheinlich eine Widerwärtigkeit für ihn selbst entstehen; und dann konnte der Prinz, der zwischen der katholischen und der calvinistischen Religion schwankte, vielleicht Protestant werden, zumal da Coligny und Dandelot ihn nach dieser Seite hinzogen.

Oft ist ein Mann für eine Partei mehr werth als ein Sieg.

Nun aber war dieser schone, junge und tapfere Prinz nicht blos ein Mann, sondern auch ein siegreicher Kriegsheld.

Man erwartete ihn also im Hotel Coligny mit Einer Ungeduld, woran er selbst keinen Begriff hatte.

Er kam, wie wir gesagt haben, vor der bezeichneten Stunde, und als die beiden Brüder ihn zu einer Generalbeichte aufforderten, begann er eine Erzählung, worin er, sagen wirs zur Ehre seiner Wahrhaftigkeit, Nichts von Allem verschwieg was ihm widerfahren war.

Er erzählte Alles was er gesehen und gehört, er überging nicht einen einzigen Umstand und gestand sogar die Lage ein, in die er sich versetzt hatte.

Als Mann von Geist machte der Prinz gleich Anfangs einige Witze über sich selbst, um den Andern zuvorzukommen, und damit diese, nachdem die Sache einmal geschehen war, sich nicht über ihn lustig machen konnten.

»Und jetzt, « fragte der Admiral nachdem der Prinz seine Erzählung beendet hatte, »was gedenket ihr jetzt zu thun?«

»Bei Gott, « sagte Condé, »etwas höchst Einfaches, und wobei ich mehr als je auf Euern Beistand rechne, mein lieber Dandelot; ich will meine Expedition erneuern..«

Die beiden Brüder schauten sich an.

Sie waren ganz mit dem Prinzen einverstanden; gleichwohl glaubte Coligny, seine Ehre gebiete ihm einige Einwendungen zu machen.

Aber beim ersten Wort, das er wagte um dem Prinzen abzurathen, legte dieser die Hand auf seinen Arm und sagte zu ihm:

»Mein lieber Admiral, wenn Ihr in diesem Punkt nicht mit mir einverstanden seid, so laßt uns von etwas Anderem reden, denn mein Entschluß ist gefaßt, und es würde mich gar zu hart ankommen mit demjenigen Mann, den ich am meisten in der Welt liebe und verehere, d h. mit Euch zu rechten.«

Der Admiral verneigte sich als ein Mann, der sich in einen Entschluß, dessen Bekämpfung er nicht in seine Macht gestellt sieht, ergibt, war aber im Grunde seines Herzens hoch erfreut über die Beharrlichkeit seines Veters.

Es wurde also ausgemacht, daß Dandelot am heutigen Abend, wie am gestrigen, im dem Prinzen Gelegenheit verschaffen solle in den Saal der Verwandlungen zu gelangen.

»Man bestellte sich auf ein Viertel vor Zwölf in denselben Gang wie am Abend zuvor.

Das Losungswort wurde dem Prinzen anvertraut, damit er ohne Schwierigkeiten herein konnte. Dann forderte er sein Billet zurück.

Nun gestand der Admiral dem Prinzen, daß er, da weder er selbst noch sein Bruder die Schrift zu erkennen vermocht, das Bittet der Frau Admiralin geschickt habe, die man aber um diese Stunde nicht stören dürfe, da sie ihr Andachtsübungen halte.

Dandelot verpflichtete sich es noch am Abend im Cirkel der Königin Catharina seiner Schwägerin einzufordern und der Admiral seinerseits versprach seine Frau daran zu erinnern, daß sie das Billet in den Louvre mitnehmen müsse.

Nachdem diese verschiedenen Punkte abgemacht waren verabschiedeten sich Dandelot und der Prinz von dem Admiral, Dandelot um auf seinen Posten der Prinz um in seine Wohnung zurückzukehren.

Der Rest des Tages verging für den Letzterer eben so langsam und fieberisch wie der vorhergehende Tag.

Endlich verflossen die Stunden eine um die andere, und es wurde halb Zwölf.

Aus dem was unserem Robert Stuart drei Stunden vor dem Eintritt des Prinzen in den Palast widerfahren, weiß man bereits, von welchen Gedanken der Hof in Anspruch genommen wurde.

Man sprach im Louvre von Nichts als von der Hinrichtung des Rathes Dubourg, welche der König selbst aus den nächstfolgenden Tag festgesetzt hatte.

Der Prinz fand Dandelot tief betrübt; da jedoch diese Hinrichtung von unwiderleglicher Weise die Summe des Credits darstellte, welchen Herr von Guise, der erklärte Verfolger des Rathes Dubourg bei dem Könige genoß, so wünschte Dandelot nur um so sehnlicher das Gelingen der Mystifikation womit Herr von Joinville bedroht war, damit seine Feinde inmitten ihres blutigen Triumphes wenigstens lächerlich gemacht würden.

Wie am Abend zuvor, war der Gang in Dunkelheit gehüllt; wie am Abend zuvor, war der Saal der Verwandlungen nur von der silbernen Lampe beleuchtet; wie am Abend zuvor, war der Toilettentisch vorbereitet; wie am Abend zuvor, warteten die armen Leuchter nur auf Befehl, um von Neuem die zauberischen Schönheiten von gestern zu bestrahlen.

Nur stand dießmal das Geländer des Alkovens offen.

Dieß war eine weitere Anzeige, welche bekräftigte daß das Rendezvous nicht abbestellt worden war.

Da nun der Prinz Schritte im Gang zu vernehmen glaubte, so schlüpfte er rasch unter das Bett, ohne daß er sich die Mühe nahm dieselben Betrachtungen wie gestern anzustellen ; ein Beweis, daß man sich an Alles gewöhnt, sogar an das Versteckspielen unter den Decken.

Der Prinz hatte sich nicht getäuscht, es waren allerdings Tritte, die er im Gang gehört hatte, und diese Tritte suchten allerdings den Saal der Verwandlungen, denn sie hielten vor dem Eingang inne und der Prinz hörte das leichte Knarren einer Thüre, die sich in ihren Angeln dreht.

»Gut, « sagte er, »unsere Verliebten haben heute mehr Eile als gestern. Das ist ganz einfach, sie haben sich seit vierundzwanzig Stunden nicht gesehen.«

Die Tritte näherten sich leise, wie wenn Jemand verstohlener Maßen eintritt.

Der Prinz reckte seinen Kopf vor und sah die nackten Beine eines Bogenschützen der schottischen Garde.

»Oh, oh! machte der Prinz, »was soll das heißen?«

Und er reckte den Kopf noch etwas mehr vor, so daß er nach den Beinen auch den Leib sah.

Er hatte sich nicht getäuscht, es war wirklich ein Bogenschütze der schottischen Garde, der hereingekommen war.

Nur schien der neue Ankömmling im Zimmer eben so fremd zu sein wie er selbst es gestern gewesen; auch er hob die Vorhänge und die Teppiche der Tische in die Höhe, aber da ihm Nichts von alle dem eine sichere Zufluchtestätte zu verbeißen schien, so näherte er sich dem Bett, und da er wie der Prinz das Versteck für gut hielt, so schlüpfte er hinab, aber aus der entgegengesetzten Seite von derjenigen, wo Herr von Condé selbst so eben hinabgeschlüpft war.

Ehe jedoch der Schotte Zeit hatte sich unter dem Bett bequem zu machen, verspürte er die Spitze eines Dolche an seinem Herzen, während eine Stimme ihm ins Ohr sagte:

»Ich weiß nicht, wer Ihr seid, noch welche Absicht Euch hierher fährt, aber kein Wort, keine Bewegung, sonst seid Ihr ein Mann des Todes.«

»Ich weiß nicht, wer Ihr seid, noch welche Absicht Euch hierher führt, antwortete der neue Ankömmling im gleichen Ton, »aber ich nehme von Niemand Bedingungen an: stoßet also immerhin zu, wenn es Euch gut dünkt; Euer Dolch ist am rechten Platz, ich fürchte den Tod nicht.«

»Ah, ah!« sagte der Prinz, »Ihr scheint mir ein tapferer Mann zu sein, und die Tapfern sind mir immer willkommen. Ich bin der Prinz Ludwig von Condé, mein Herr, und stecke meinen Dolch wieder in die Scheide. Ich hoffe daß Ihr jetzt dasselbe Vertrauen gegen mich zeigen und mir

sagen werdet wer Ihr seid.«

»Ich bin Schotte gnädigster Herr, und heiße Robert Stuart.«

»Dieser Name ist mir unbekannt, mein Herr.

Der Schotte schwieg.

»Würde es Euch gefallen, « fuhr der Prinz fort, »mir zu sagen, in welcher Absicht Ihr in dieses Zimmer kommt und warum Ihr Euch unter dieses Bett versteckt habt?«

»Ihr seid mir mit dem Beispiel des Vertrauens vorangegangen, gnädigster Herr ; es wäre Euer würdig fortzufahren und mir zu sagen, in welcher, Absicht Ihr selbst hier seid.«

»Wahrhaftig, das ist leicht, « sagte der Prinz indem er sich bequemer legte, »ich bin in Fräulein von St. André verliebt.«

»In die Tochter des Marschalls?« fragte der Schotte.

»Just in diese, mein Herr. Da ich nun auf indirectem Weg in Erfahrung gebracht, daß sie heute Abend ihrem Geliebten hier ein Stelldichein gegeben, so habe ich die strafbare Neugierde gehabt, den glücklichen Sterblichen erfahren zu wollen, welcher die Gunst des ehrsamten Fräuleins genießt, und habe mich unter dieses Bett gesteckt, wo ich mich, ehrlich gestanden, nicht ganz behaglich fühle. Sprecht jetzt Ihr, mein Herr.«

»Gnädigster Herr, man soll nicht sagen, daß ein Unbekannter einem Prinzen weniger Vertrauen schenke als dieser Prinz einem Unbekannten geschenkt hat: Ich bin es, der vorgestern und gestern an den König geschrieben hat.«

»Ah, zum Henker! und der die Fensterscheiben des Marschalls von St André als Briefpost benützte?«

»Ich bin derselbe.«

»Entschuldigt, « sagte der Prinz, »aber dann. . .«

»Was, gnädigster Herr ?«

»Wenn ich mich recht erinnere, so habt Ihr in diesem Brief, wenigstens im ersten, den König bedroht?«

»Ja, gnädigster Herr, für den Fall, daß er dem Rath Dubourg seine Freiheit nicht wieder schenke.«

»Und um Eurer Drohung mehr Gewicht zugeben, sagtet Ihr, das Ihr es gewesen seid, der den Präsidenten Minard getödtet habe?« fragte der Prinz, dem es bei dieser unmittelbaren Nachbarschaft mit einem Manne, der einen solchen Brief geschrieben hatte, nicht ganz wohl zu Muthe war.

»Allerdings, gnädigster Herr, bin ich es der den Präsidenten Minard getödtet hat, « antwortete der Schotte ohne daß man seiner Stimme das mindeste Beben anmerkte.

»Würdet Ihrs vielleicht gar wagen dem König Gewalt anzuthun?«

»Ich bin in dieser Absicht hierher gekommen.«

»In dieser Absicht!« rief der Prinz, welcher vergaß, wo er sich befand und wie gefährlich es für ihn war gehört zu werden.

»Ja, gnädigster Herr, aber ich möchte Euer Hoheit zu bemerken geben, daß sie etwas laut spricht, und daß unsere gegenseitige Stellung uns die Verpflichtung auferlegt leise zu sprechen.«

»Ihr habt Recht, « sagte der Prinz.«

»Ja bei Gott, mein Herr, laßt uns leise sprechen denn wir reden von Dingen die in einem Palast



wie der Louvre übel klingen.«

Und er fuhr wirklich mit gedämpfter Stimme fort:

»Zum Henker, es ist ein großes Glück für Seine Majestät, daß ich, mich am bestimmten Platz eingefunden habe, obschon ich in einer ganz andern Absicht gekommen bin.«

»Ihr gedenket Euch also meinem Plane zu widersetzen?«

»Ich glaube es wohl. Was fällt Euch denn ein? Ihr wollt Euch an einem König vergreifen, damit ein Rath nicht verbrannt werden solle.«

»Dieser Rath, gnädigster Herr, ist der rechtschaffenste Mann auf Erden.«

»Gleichviel!«

»Dieser Rath, gnädigster Herr, ist mein Vater.«

»Ah! das ist etwas Anderes. Nun denn, dann ist es ein großes Glück nicht mehr für den König, sondern für Euch, dass ich Euch getroffen habe.«

»Warum?«

»Ihr werdet es sogleich sehen. . . Verzeiht, hab ich nicht Etwas gehört?. . . Nein ich täuschte mich. Ihr fragtet mich, warum es ein großes Glück sei, daß ich Euch getroffen habe ?«

»Das will ich Euch sagen: vor allen Dingen müsst Ihr mir bei Eurer Ehre schwören daß Ihr kein Attentat auf den König machen wollt.«

»Nie!«

»Aber wenn ich Euch mein prinzliches Wort verpfände, daß ich die Begnadigung den Rathes auswirken werde?«

»Wenn Ihr Euer Wort verpfändet, gnädigster Herr?«

»Ja.«

»Dann werde ich wie Ihr sagen: das ist etwas Anderes.«

»Nun wohl, so wahr ich ein Edelmann bin, ich werde mein Möglichstes thun, um Herrn Dubourg zu retten.«

»Nun wohl, so wahr ich Robert Stuart heiße, gnädigster Herr, wenn der König Euch diese Gnade bewilligt, so wird der König mir heilig sein.«

»Zwei Männer von Ehre brauchen blos ein Wort auszutauschen; unser Wort ist ausgetauscht, mein Herr, sprechen mir von etwas Anderem.«

»Ich glaube, gnädigster Herr, daß es besser wäre, wenn wir gar nicht sprächen.«

»Habt Ihr ein Geräusche gehört ?«

»Nein, aber jeden Augenblick könnte . . .«

»Bah! Sie werden Euch wohl noch Zeit lassen mir zu sagen, wie Ihr hie hergekommen seid.«

»Das ist ganz einfach, gnädigster Herr : ich bin mit Hilfe dieser Verkleidung in den Louvre gelangt«

»Ihr seid also kein Bogenschütze?«

»Nein ich habe das Costüm von einem meiner Freunde entlehnt.«

»Da habt Ihr Eurem Freunde einen schönen Streich gespielt.«

»Ich hätte erklärt, daß ich ihm das Costüm gestohlen habe.«

»Und wenn Ihr den König getödtet hättet ohne Zeit zu dieser Erklärung gehabt zu haben?«

»Dann hätte man in meiner Tasche ein Papier gefunden, das seine Unschuld darthat.«

»Nun ich sehe, daß Ihr ein Mann von Ordnung seid, aber dieß Alles erklärt mir noch nicht, wie Ihr hierher gekommen seid, und warum Ihr Euch unter das Bett in diesem Zimmer versteckt habt, das Seine Majestät vielleicht nicht viermal im Jahre betritt.«

»Weil Seine Majestät heute Nacht hierher kommt, gnädigster Herr.«

»Ihr seid dessen gewiß?«

»Ja, gnädigster Herr.«

»Aber woher wißt Ihr es? Bitte sagt mir das.«

»Vor einem Augenblick stand ich in einem Corridor.«

»In welchem?«

»Ich weiß es nicht, ich komme zum ersten Mal in den Louvre.«

»Nun wahrhaftig, für das erste Mal wißt Ihr Euch recht wohl zu behelfen.«

»Also Ihr waret in einem Corridor.«

»Ich steckte hinter dein Thürvorhang eines unbeleuchteten Zimmers, als ich zwei Schritte vor mir zischen hörte. Ich lauschte und hörte folgende Worte die zwei Damen zu einander sprachen:

»Es bleibt also für heute Abend ausgemacht, nicht wahr ?«

»Ja.«

»Im Saal der Verwandlungen?«

»Ja.«

»Schlag ein Uhr wird der König dort erscheinen. Ich will den Schlüssel hineinstecken.«

»Ihr habt das gehört!« rief der Prinz, der abermals vergaß, wo er sich befand, und seiner Stimme eine furchtbare Gewalt gab.

»Ja, gnädigster Herr, « antwortete der Schotte; »was sollte ich sonst in diesem Zimmer thun ?«

»Das ist richtig, « sagte der Prinz.

Dann murmelte er bei Seite:

»Oh! es war der König!«

»Ihr sagt, gnädigster Herr?« fragte der Bogenschütze in der Meinung, diese Worte seien an ihn gerichtet.«

»Ich frage Euch, mein Herr, wie Ihr es angestellt habt, um dieses Zimmer zu finden, da Ihr selbst gesteht, daß Ihr im Louvre nicht bekanntet seid.«

»Oh, das war ganz einfach, gnädigster Herr, ich habe den Thürvorhang halb geöffnet und der Person nachgeschaut, die den Schlüssel hineinstecken sollte. Als sie dieß gethan hatte, ging sie ihres Wegs weiter und verschwand am Ende des Corridors. Jetzt wollte ich mich herauswagen, als ich Tritte herankommen hörte; ich verbarg mich wieder hinter meiner Tapiserie, und ein Mann ging in der Dunkelheit an mir vorüber ; als er vorüber war verfolgte ich ihn gleichfalls mit den Augen und sah, daß er vor der Thüre dieses Zimmer stehen blieb, sie ausstieß und hineintrat. Da sagte ich zu mir: dieser Mann ist der König. Ich nahm mir nur noch Zeit meine Seele Gott zu befehlen. Ich schlug den Weg ein welchen mir die Frau und der Mann nach einander angezeigt hatten. Ich fand nicht nur den Schlüssel in der Thüre, sondern auch die Thüre halb offen; ich stieß sie auf und ging hinein; als ich Niemand sah glaubte ich mich getäuscht zu haben, und dachte der Mann der offenbar im Louvre wohl bekannt war, sei in ein benachbartes Zimmer getreten. Ich suchte einen Plan um mich zu verstecken. Ich sah ein Licht. . . Das Uebrige wißt Ihr, gnädigster Herr.«

»Ja, bei Gott« ich weiß es, aber . . .«

»Stile, gnädigster Herr.«

»Warum?«

»Dießmal kommt man.

»Ich habe Euer Wort, mein Herr.«

»Und ich das Einige gnädigster Herr.«

Die Hände der beiden Männer berührten sich.

Ein leichter Tritt, ein Frauentritt berührte schüchtern den Teppich.«

»Fräulein, von St André, « sagte der Prinz ganz leise, »hier zu meiner Linken.«

In diesem Augenblick öffnete sich eine Thüre am andern Ende des Zimmers, und ein junger Mensch, beinahe noch ein Kind, trat ein.«

»Der König !« sagte der Schotte ganz leise, »hier zu meiner Rechten.«

»Ha, bei Gott, murmelte der Prinz, »ehrlich gestanden ich hätte an ihn nicht gedacht.«

---

### III.

#### *Die Porten der Königin Mutter.*

Das mit braunen Stoffen ausgelegte und mit dunklem eichenem Getäfel eingefasste Zimmer, welches Catharina von Medici im Louvre bewohnte, so wie das lange Trauerkleid, das sie als Wittve von etlichen Monaten in diesem Augenblick und überdieß für den Rest ihres Lebens trug, machten auf den ersten Blick einen traurigen Eindruck; aber man brauchte nur über den Thronhimmel, unter welchem sie saß, hinauszuschauen, um sich zu überzeugen, daß man sich in keiner Todtenstadt befand.

In der That strahlte über diesem Thronhimmel ein Regenbogen, von einer griechischen Devise ein gefaßt, welche der König seiner Schwiegertochter gegeben hatte, und die sich, wie wir schon anderwärts gesagt zu haben glauben, mit den Worten wieder geben ließ: Ich bringe das Licht und die Heiterkeit.

Wenn übrigens dieser Regenbogen als eine Brücke zwischen der Vergangenheit und der Zukunft, zwischen einer Trauer und einem Freudenfest nicht genügt hätte den Fremden aufzuheitern, der plötzlich in dieses Zimmer gerathen wäre, so hätte er blos seine Augen unter den Thronhimmel zu senken gebraucht, um das wahrhaft schöne Geschöpf das in diesem Lehnstuhl saß und Catharina von Medici hieß, umgeben von sieben jungen Damen, welche man die königliche Plejade nannte, anzuschauen.

Im Jahr 1519 geboren ging Lorenz's Tochter bereits in ihr vierzigstes Jahr, und wenn die Farbe ihrer Kleider den Tod in seiner ganzen kalten Strenge vor Augen führte, so enthüllten ihre lebhaften, durchdringendem von beinahe übernatürlichem Glanz strahlenden Augen das Leben in seiner ganzen Kraft und Schönheit. Ueberdieß die elfenbeinerne Weiße ihrer Stirne, der Glanz ihres Teints, die Reinheit, der Adel, die Strenge ihrer Gesichtszüge, die Unbeweglichkeit ihrer Physiognomie, wogegen die Beweglichkeit ihrer Augen unaufhörlich contrastirte, alles das machte diesen Kopf zur Maske einer römischen Kaiserin; vom Profil gesehen, mit dem festen Auge und den unbeweglichen Lippen hatte man sie für eine antike Camee gehalten.

Gleichwohl hatte diese gewöhnlich düstere Stirne sich so eben aufgeklärt ; diese meist unbeweglichen Lippen hatten sich so eben halb geöffnet und bewegt, und als die Frau Admiralin eintrat, hatte sie Mühe einen Ausruf der Ueberraschung zurück zuhalten, weil sie diese sonst so ernsthafte Frau lächeln sah.

Aber sie errieth bald, wobei der Wind wehte.

Bei der Königin befand sich der hochwürdigste Herr Cardinal von Lothringen, Erzbischof von Reims und von Narbonne, Bischof von Metz, von Toul und von Verdun, von Therouanne, von Lucon, von Valence, Abt von Saint-Denis, von Fecamp, von Cluny, von Marmoutiere u. s. w.

Der Cardinals von Lothringen, mit dem wir uns schon beinahe so oft wie mit der Königin Catharina selbst beschäftigt haben, da er in der Geschichte des Ausgangs des XVI. Jahrhunderts eine sehr bedeutende Stelle einnimmt; dieser Cardinal von Lothringen, der zweite Sohn des Herzogs von Guise, der Bruder des Benarbtens, der Mann, über welchen sich alle in Frankreich bekannten und unbekanntem geistlichen Gnaden zugleich ergossen, der Mann endlich der, als er

im Jahr 1548 nach Rom geschickt wurde, durch seine Jugend, seine Schönheit, seine Anmuth, seinen majestätischen Wuchs, seinen prächtigen Aufzug, seine leutseligen Manieren, seinen Geist, seine Liebe zur Wissenschaft, in der ewigen Stadt den größten Eindruck hervorgebracht hatte, war ein Jahr zuvor von dem Papst Paulus III. mit dem römischen Purpur beehrt worden.

Er war im Jahr 1525 geboren und zählte also in dem Zeitpunkt, wo wir jetzt angelangt sind, vierunddreißig Jahre. Er war ein verschwenderischer prachtliebender stolzer Cavalier und sagte, wie seine Gevatterin Catharina, wenn man ihm die Erschöpfung der Finanzen vorhielt: »Man muß Gott um Alles loben; aber man muß leben.«

Seine Gevatterin Catharina, da wir ihr diesen vertrauten Namen einmal gegeben haben, war wirklich in der vollen Bedeutung des Worten seine Gevatterin; sie würde damals keinen Schritt gethan haben, ohne den Herrn Cardinal von Lothringen zu Rath zu ziehen. Diese Vertraulichkeit erklärt sich durch die Herrschaft, welche der Cardinal über die Königin Mutter ausübte, und gibt den Schlüssel zu der unbeschränkten Macht der absoluten Gewalt des Hauses Lothringen am französischen Hof.

Als daher die Frau Admiralin den Cardinal von Lothringen auf den Lehnstuhl Catharina's gestützt sah, da erklärte sie sich das Lächeln der Königin Mutter: »Ohne Zweifel hatte der Cardinal mit dem feinen Spott, dessen Gabe er im höchsten Grade besah, irgend Etwas erzählt.

Die andern Personen, welche die Königin Mutter umgaben, waren Franz von Guise und der Prinz von Joinville, sein Sohn, der Verlobte des Fräuleins von St André ; der Marschall von St André selbst; der Prinz von Montpensier, seine Frau, Jacobine von Ungarn, so berühmt durch ihren Einfluß auf Catharina von Medici, und der Prinz de la Roche-sur-Yon.

Hinter ihnen der junge Herr von Bourdeilles (Brantome), Ronsard, Bäif, ein guter Kerl, aber schlechter Poet, sagt der Cardinal Duperron-Daurat; ein Schöngeist, abscheulicher Poet und Pindar Frankreichs, sagen seine Zeitgenossen.

Dann Remi Belleau, weniger bekannt durch seine schlechte Uebersetzung Anakreons und sein Gedicht über die Verschiedenheit der Edelsteine, aber berühmt durch sein frisches Lied auf den Monat April; Pontus von Thiart, Mathematiker, Philosoph, Theolog und Dichter, derselbe der, wie Ronsard sagt, die Sonnette in Frankreich einführte; Jodelle, Verfasser der Cleopatra, der ersten französischen Tragödie — Gen vergebe ihm im Himmel wie wir ihm auf Erden vergeben! — Verfasser der Dido, der zweiten Tragödie, der Comödie Eugen, so wie einer Masse von Sonnetten, die damals sehr im Schwung waren, unserer Epoche aber unbekannt sind, kurz die ganze Plejade, mit Ausnahme von Clemens Marot, der 1544 starb, und Joachim von Bellay, welchen Margareth von Navarra den französischen Ovid nannte.

Was am heutigen Abend all diese Poeten, die gewöhnlich ihre eigene Gesellschaft unter sich nicht sehr suchten, bei der Königin Mutter zusammenführte, das war der Unfall, welcher Tags zur vor der jungen Königin Maria Stuart zugestoßen war.

Es war wenigstens der Vorwand, den Jeder ergriffen hatte, denn, die Wahrheit zu sagen, die Schönheit, die Jugend, die Anmuth, der Geist der jungen Monarchin traten in ihren Augen vor der Majestät und Allmacht der Königin-Mutter gänzlich in den Hintergrund. Nach einigen alltäglichen Beileidsbezeugungen über ein Ereigniß, das jedoch so furchtbare Folgen, nämlich den Verlust eines Thronerben nach sich führen konnte, hatte man die Ursache des Besuches vergessen, um nur noch der Gnaden, Gunstbezeugungen und Wohlthaten zu gedenken, welche man für die Seinigen oder sich selbst erbitten wollte.

Man hatte sogar von den beiden Drohbriefen gesprochen, die dem König Schlag auf Schlag

durch die Fenster des Marschalls von St. André herein geworfen worden; aber die Unterhaltung hatte, wie es scheint, kein genügendes Interesse dargeboten und von selbst aufgehört.

Bei der Ankunft der Admiralin runzelten sich all diese lächelnden Gesichter wieder, und das bisher heitere Geplaudere wurde auf einen Augenblick kalt und ernsthaft. Es war, als wäre ein Feind in ein Lager von Verbündeten gekommen. In der That stand die Frau Admiralin von Coligny durch ihre religiöse Strenge den sieben Sternen, die Catharina umgaben, im Wege. Gleich den sieben Töchtern des, Atlas, fühlten sich diese glänzenden Sternbilder unbehaglich gegenüber dieser unerschütterlichen Tugend, die man so oft anzugreifen gesucht hatte und die man verläumden mußte, weil es unmöglich war, ihr in Wahrheit etwas Böses nachzusagen.

Inmitten dieses so bedeutungsvollen Schweigens, das sie indessen nicht zu beachten schien, küßte die Admiralin der Königin Catharina die Hand und setzte sich dann auf ein Tabouret, wo sie den Prinzen von Joinville zu ihrer Rechten, den Prinzen de la Roche-sur-Yon zu ihrer Linken hatte.

»Nun wohl, meine Herrn vom Parnassus, « sagte Catharina, nachdem die Admiralin sich gesetzt hatte, »sollte Uns denn keiner von Euch irgendein neues Lied, ein neues Triolet oder ein gutes Epigramm zum Besten zu geben wissen? He da, Maestro Ronsard, monsou Joinville, monsou Remi Belleau, an Euch ist es die Kosten der Unterhaltung zu tragen; ein schönes Verdienst Vögel bei sich zu haben, wenn diese Vögel nicht singen! Herr Peter von Bourdeilles hat uns so eben mit einer schönen Erzählung erfreut; belustiget Ihr uns mit einer schönen Poesie.«

Die Königin sagte diese Worte mit jener halb französischen halb italienischen Aussprache, die ihrer Unterhaltung einen so pikanten Zauber verlieh, wenn sie heiter war, die aber dennoch gleich der Sprache Dantes einen so furchtbaren Ton anzunehmen wußte, wenn diese Unterhaltung sich verdüstere.

Und da Catharinas Blick auf Ronsard haften geblieben war, so trat er jetzt vor, um dem Aufruf Folge zu leisten.

»Huldreiche Königin, « sprach er, »Alles was ich gemacht habe ist zur Kenntniß Eurer Majestät gekommen, und das was Ihr nicht kennt möchte ich Euch nicht mitzuthemen wagen.«

»Und warum Das, Maestro?« fragte Catharina.

»Nun, weil es Liebesverse für die Damen sind und weil Eure Majestät zu große Ehrfurcht gebietet, als daß man es wagen könnte in Ihrer Gegenwart die Liebesliedchen der Schäfer von Knidus und Cythere zu singen.«

»Bah!« sagte Catharina, »bin ich nicht aus dem Lande Petrarca's und Boccaccio's? Sprech, sprech, Meister Peter, wenn nämlich die Frau Admiralin es erlaubt.«

»Die Königin ist hier wie überall Königin; sie gibt ihre Befehle, und ihre Befehle werden befolgt, « antwortete die Admiralin, sich verneigend.

»Ihr seht, Maretro, « sagte Catharina, »Ihr habt alle Freiheit. Wohlan denn! Wir hören Euch.

Ronsard trat einen Schritt vorwärts, fuhr mit der Hand in seinen schönen blonden Bart schlug seine sanftesten Augen zum Himmel auf, um sich das Gedächtnis von da zu erbitten von wo er die Begeisterung suchte, und sagte mit bezaubernder Stimme ein Liebeslied, um das ihn mehr als einer unserer zeitgenössischen Dichter beneiden würde.

Nach ihm trug Remi-Belleau auf verlangender Königin Catharina eine Villanelle über die Klagen eines Turteltaubers um sein Täubchen vor. Es war eine Bosheit gegen die Admiralin von

Coligny, welche von den bösen Zungen am Hof einer zärtlichen Neigung gegen den Marschall von Strozzi beschuldigt wurde, der im vorhergehenden Jahr beider Belagerung von Thionville durch einen Musketenschuß getötet worden war.

Die Versammlung klatschte in die Hände zur großen Verlegenheit der Admiralin, die trotz all ihrer Selbstbeherrschung nicht verhindern konnte, daß ihr das Blut ins Gesicht stieg.

Als die Ruhe ein wenig hergestellt war, wurde Peter von Bourdeilles, Herr von Brantome, aufgefordert einige seiner galanten Anekdoten zu erzählen, die mit einem allgemeinen tolleren Gelächter endigte; man drehte und krümmte sich, man klammerte sich an den Nachbar an, um nicht zu fallen. Alle schrien laut auf vor Lachen, Thränen kamen in Aller Augen, Alle zogen ihre Schnupftücher heraus und riefen:

»Oh genug, Herr von Brantome, bitte, genug!«

Die Frau Admiralin war wie die Andern von dem unwiderstehlichen Nervenkrampf ergriffen worden, den man Lachen nennt, und wie die Andern hatte sie unter einer Menge krampfhafter Bewegungen ihr Schnupftuch aus der Tasche gezogen.

Nun geschah es, daß sie beim Herausziehen ihres Schnupftuchs zu gleicher Zeit das Billet herauszog, das sie Dandelot bringen sollte.

Nur fiel, während sie das Schnupftuch an ihre Augen führte, das Billet zur Erde.

Der Prinz von Joinville saß, wie wir gesagt haben, neben der Admiralin. Während er lachte, sich zurückwarf und sich die Seiten hielt, sah der junge Prinz das Billet, ein parfümiertes, zusammengelegtes, seidenweiches, ein wahres Billet-doux aus der Tasche der Admiralin fallen.

Herr von Joinville hatte wie die Andern sein Schnupftuch herausgezogen. Er ließ es auf das Billet fallen und hob dann Billet und Schnupftuch zugleich auf

Nachdem er sich versichert hatte« daß erstere im letzteren enthalten war, steckte er das Ganze in seine Tasche, mit dem Vorbehalt das Billet zur geeigneten Zeit zu lesen.

Diese geeignete Zeit war der Weggang der Frau Admiralin.

Wie bei allen Paroxysmen der Freude, des Schmerzes oder des Lachens, folgten auch auf diese lärmenden Ausbrüche der königlichen Gesellschaft einige Minuten Stille, während deren es zwölf Uhr schlug.

Dieser Schlag der Uhr und diese Stunde der Nacht erinnerten die Admiralin daran, daß es Zeit war das Billet an Dandelot zurückzugeben und ins Hotel Coligny zurückzukehren. Sie stöberte in ihrer Tasche um das Billet zu suchen. Es war nicht mehr vorhanden. Sie durchsuchte alle ihre Taschen nach einander, ihren Beutel, ihre Brust: Alles vergebens. Das Billet war verschwunden, entwendet oder verloren, höchst wahrscheinlich das Letztere.

Die Admiralin hielt noch ihr Schnupftuch in der Hand. Auf einmal kam ihr die Idee, daß sie heim herausziehen desselben das Billet herausgeworfen habe.

Sie sah auf den Boden: es war nicht mehr da Sie rückte ihren Stuhl: kein Billet.

Die Admiralin fühlte, daß sie ihre Farbe wechselte.

Herr von Joinville, der das ganze Treiben beobachtete, konnte nicht mehr an sich halten.«

»Was habt Ihr denn« Frau Admiralin?« fragte er. Man sollte meinen, Ihr sucht Etwas.«

»Ich? Nein. . . ja . . . Nichts. . . Nichts . . .«

»Ich habe Nichts verloren, « stammelte die Admiralin, indem sie sich erhob.

»Oh mein Gott, liebe Freundin, « fragte Catharina, »was ist Euch denn? Ihr werdet ja

feuerrot.«

»Ich fühle mich unwohl, « antwortete die Admiralin beunruhigt, »und mit Eurer Majestät Erlaubniß will ich mich entfernen.«

Catharina begegnete dem Blick des Herrn von Joinville und begriff, daß sie der Admiralin volle Freiheit geben mußte.

»Oh« liebe Freundin, sagte sie zu ihr, »Gott behüte mich davor, daß ich Euch zurückhalten sollte, während Ihr leidend seid. Geht nach Hause zurück und pfelegt Eurer Gesundheit, die uns Allen so theuer ist.«

Die Admiralin verneigte sich halb erstickend, ohne zu antworten, und trat ab.

Mit ihr gingen Ronsard, Baïf, Daurat, Jodelle, Thiard und Belleau, welche sie, bis zu ihrer Sänfte zurückbegleiteten, während die Dame beständig in ihren Taschen suchte. Als dann die sechs Poeten sahen, daß dies Träger dem Hotel Coligny zuzogen, begaben sie sich auf die Quais und von da unter Gesprächen über Rhetorik und Philosophie in die Rue des Fosses-Saint-Victor, wo das Haus Baïfs lag, eine Art vorzeitiger Academie, wo die Poeten sich an gewissen Tagen oder vielmehr in gewissen Nächten versammelten, um über Poesie oder irgend einen andern literarischen oder Philosophischen Stoff zu verhandeln.

Lassen wir sie gehen — denn sie entfernen sich von dem Faden der uns in das Labyrinth politischer und verliebter Intriguen führt, auf das wir uns eingelassen haben, und kehren wir in Catharinas Salon zurück.

---



## IV.

### *Mars und Venus.*

Kaum war die Admiralin gegangen, so riefen Alle zusammen, da man nicht zweifelte, daß etwas Außerordentliches vorgegangen sei:

»Ei, was hatte denn die Frau Admiralin?«

»Fragt Herrn Joinville, « antwortete die Königin Mutter.

»Wie! Euch?« fragte der Cardinal von Lothringen.

»Sprecht, Prinz riefen sämmtliche Damen.«

»Wahrhaftig, meine Damen« antwortete der Prinz, »ich weiß noch nicht was ich Euch sagen soll. Aber, « fügte er, das Billet aus seiner Tasche ziehend, hinzu: »Dies; da wird für mich sprechen.«

»Ein Billet!« rief man von allen Seiten.

»Ein Billet! ganz lau, parfümirt, satinirt, und aus welcher Tasche gefallen?«

»Oh, Prinz . . .«

»Rathet.«

»Nein« sagt es sogleich.«

»Aus der Tasche unserer gestrengen Feindin, der Frau Admiralin.«

»Ah!« sagte Catharina, »deßhalb winktet Ihr mir, daß ich sie gehen lassen solle?«

»Ja« ich gestehe meine Indiscretion; es drängte mich den Inhalt zu erfahren.«

»Und was steht darin?« fragte Catharina.

»Ich hätte es für eine Respectwidrigkeit gegen Eure Majestät gehalten, wenn ich dieses kostbare Billet vor Euch gelesen hätte.«

»Nun, so gebt her, Prinz.«

Und mit einer ehrerbietigen Verbeugung über reichte Herr von Joinville das Schreiben der Königin Mutter.

Man drängte sich um Catharina, die Neugierde siegte über die Ehrfurcht.

»Meine Damen, « sagte Catharina, »es ist möglich, daß dieser Brief ein Familiengeheimniß enthält. Laßt mich ihn zuerst allein lesen, und ich verspreche Euch, daß ich, wenn er laut gelesen werden kann, Euch dieser Freude nicht berauben werde.«

Man entfernte sich von Catharina: dadurch wurde ein Leuchter frei, und die Königin Mutter konnte das Billet lesen.

Herr von Joinville folgte ängstlich den Bewegungen der Physiognomie Catharina's, und als diese vollendet hatte, sagte er:

»Meine Damen« die Königin will jetzt vorlesen.«

»Wahrhaftig, Prinz, ich finde, daß Ihr Euch sehr beeilt. Ich weiß nicht, ob ich Euch auf solche Art die verliebten Geheimnisse meiner werthen Freundin, der Frau Admiralin, preisgeben darf.«

»Es ist also wirklich ein Liebesbrief?« fragte der Herzog von Guise.«

»So wahr ich lebe« antwortete die Königin; »urtheilet selbst, denn ich für meine Person glaube falsch gelesen zu haben.«

»Und deßhalb werdet Ihr noch einmal lesen, nicht wahr Madame?« sagte der Prinz von Joinville ungeduldig.

»Hört!« sprach Catharina.

Es entstand eine wunderbare Stille, in welcher man nicht einen einzigen Athemzug hörte, obschon etwa fünfzehn Personen da waren.

Die Königin las:

»Komm gewiß Nachts ein Uhr ins Zimmer der Verwandlungen. Das Zimmer, wo wir uns in der letzten Nacht sahen, liegt zu nahe bei der Wohnung der beiden Königinnen. Unser Vertrauter, dessen Treue Ihr kennt, wird dafür sorgen, daß die Thüre offen bleibt.«

Es war nur *ein* Schrei des Erstaunens.

Es war ein Rendezvous, ein ganz förmliches Rendezvous; —ein Rendezvous, das die Admiralin gab, denn das Billet war aus ihrer Tasche gefallen.

Also war der Besuch der Admiralin bei der Königin Catharina blos ein Vorwand, um in den Louvre zu gelangen, und da Dandelot die Wache hatte, so hoffte die Admiralin, die ohne Zweifel auf ihren Schwager zählen durfte nach Belieben wieder hinauskommen zu können.

Aber wer mochte der Mann sein?

Man ließ sämmtliche Freunde der Admiralin, einen um den andern, Revue passiren, aber Frau von Coligny führte ein so strenges Leben, daß man nicht wußte, bei wem man stehen bleiben sollte.

Man verdächtigte zuletzt Dandelot selbst, so leicht war der Verdacht an diesem verdorbenen Hofe.

»Ei, « sagte der Herzog von Guise, »es gibt ja ein höchst einfaches Mittel den Galan kennen zu lernen.«

»Welches ?« fragte man von allen Seiten.

»Das Rendezvous ist für heute Nacht?«

»Ja, « sagte Catharina.

»Im Zimmer der Verwandlungen?«

»Ja.«

»Nun wohl, dann muß man es den Liebenden gerade so machen, wie die Götter des Olymps es Mars und Venus machten.«

»Man muß sie während ihres Schlafs besuchen!« rief Herr von Joinville.

Die Damen schauten sich an. Sie hätten den Vorschlag von Herzen gern mit einstimmigem Beifallsgeschrei aufgenommen, aber sie wagten es nicht ihr Verlangen zu gestehen.

Es war halb ein Uhr Man mußte noch eine halbe Stunde warten, und mit übeln Nachreden über seinen Nebenmenschen geht eine halbe Stunde schnell hin.

Man zog über die Admiralin los, man malte sich zum Voraus ihre Beschämung aus, und die halbe Stunde ging vorüber.

Aber Niemand war entzückter als Catharina, welche die Idee ganz vortrefflich fand, ihre theure Freundin, die Admiralin, « auf der That zu ertappen.

Es schlug ein Uhr.

Jedermann klatschte in die Hände, mit solcher Ungeduld wurde die Stunde erwartet.

»Wohlan, sagte der Prinz von Joinville, »laßt uns aufbrechen.«

Aber der Marschall von St. André hielt ihn an.

»Oh« unvorsichtige Jugend!« sagte er.

»Habt Ihr eine Einwendung zu machen ?« fragte Herr de la Roche-sur-Yon.

»Ja, « sagte der Marschall.

»In diesem Fall höret sie an, « versetzte Catharina, »und zwar mit Andacht, meine Herrn. Unser Freund, der Marschall, besitzt eine große Erfahrung in allen Dingen und ganz besonders in solchen Angelegenheiten.«

»Nun wohl« sagte der Marschall, »ich wollte um die Ungeduld meines Schwiegersohns des Herrn von Joinville, zu zügeln, bloß so viel sagen, daß man sich zuweilen auch nicht ganz pünktlich beim Rendezvous einstellt, und daß unser Plan leicht scheitern könnte, wenn wir allzu bald kämen.«

Man fügte sich in diesen klugen Rath des war Marschalls, und Alle stimmten mit der Königin Catharina dahin überein, daß er ein vollendeter Meisterin solchen Dingen sei.

Es wurde also ausgemacht noch eine halbe Stunde zu warten.

Sie verfloß.

Aber setzt war die Ungeduld so hoch gestiegen, daß selbst die weisesten Bemerkungen, die der war Marschall von St André hätte machen können, nicht gehört worden wären.

Er machte deßhalb auch keine mehr, sei es nun daß er ihre gänzliche Nutzlosigkeit begriff, oder daß er die Stunde zur Unternehmung der Expedition wirklich gekommen glaubte.

Nichts desto weniger versprach er der lustigen Bande bis an die Thüre mitzugehen und dort das Ergebnis abzuwarten.

Es wurde beschlossen, daß die Königin Mutter sich in ihr Schlafzimmer begeben und der Prinz von Joinville ihr dort über sämtliche Vorgänge Bericht erstatten solle.

Nachdem alle Förmlichkeiten festgesetzt waren, nahm Jeder eine Kerze in die Hand. Der junge Herzog von Montpensier und der Prinz de la Roche-sur-Yon nahmen ihrer zwei, und der Zug setzte sich mit Herrn von Guise an der Spitze feierlich in Bewegung nach dem Saal der Verwandlungen.

Vor der Thüre hielt man an, und Jedermann drückte sein Ohr an das Schloß.

Nicht das mindeste Geräusch war hörbar.

Man erinnerte sich, daß man auf dieser Seite noch durch ein Vorzimmer vom Saal der Verwandlungen getrennt war.

Der Marschall von St André wollte sachte die Thüre dieses Vorzimmers ausstoßen, allein sie widerstand.

»Teufel!« jagte er, »an das haben wir nicht gedacht: die Thüre ist von innen geschlossen.«

»Stoßen wir sie ein, sagten die jungen Prinzen.

»Nur: sachte, meine Herrn, « mahnte Herr von Guise, »wir sind im Louvre.«

»Immerhin, antwortete der Prinz de la Roche-sur-Yon, »aber wir gehören auch zum Louvre.«

»Meine Herrn, meine Herrn, « drängte der Herzog, »wir wollen einen Scandal ans Licht bringen, rechtfertigen wir ihn nicht durch einen andern.«

»Es ist wahr, « sagte Brantome, »der Rath ist gut. Ich habe eine schöne und rechtschaffene

Dame gekannt. . .«

»Herr von Brantome« sagte der Prinz von Joinville lachend, »wir *machen* in diesem Augenblick Geschichte und erzählen nicht. Findet uns ein Mittel hineinzukommen, so gibt das ein neues Capitel zu Euern *galanten Damen*.«

»Nun wohl, « sagte Herr von Brantome, »macht es wie man es beim König macht kratzet leise an der Thüre, so wird man Euch vielleicht öffnen.«

»Herr von Brantome hat Recht, « sagte der Prinz von Joinville. »Kratzet, Schwiegervater, kratzet.«

Der Marschall von St André kratzte.

Ein Bedienter, der im Vorzimmer machte oder vielmehr schlief und von dem ganzen so eben mit getheilten Gespräch Nichts gehört hatte, da dasselbe leise geführt worden, wachte auf, und in der Meinung, es sei Lanoue, die nach ihrer Gewohnheit Fräulein von St André wieder abholen wolle, öffnete er die Thüre halb und fragte sich die Augen reibend:

»Was gibt's?«

Der Marschall von St. André stellte sich hinter die Thüre, und der Bediente sah sich dem Herzog von Guise gegenüber.

Als er *alle* diese Kerzen, alle diese vornehmen Herren und Damen, diese vor Vergnügen strahlen den Augen und spöttisch verzogenen Lippen sah, begann er an eine Überrumpelung zu glauben, und versuchte es die Thüre wieder zu schließen.

Allein der Herzog von Guise hatte als wahrer Städteeroberer bereits einen Fuß in das Vorzimmer gesetzt, und die Thüre, die sich wieder schließen sollte, prallte an seinem Lederstiefel ab.

Der Bediente drückte fortwährend aus Leibeskräften.

»He, Schlingel, « sagte der Herzog, »mach einmal auf.«

»Ach« gnädigster Herr, « antwortete der arme Teufel, an allen Gliedern zitternd, als er den Herzog erkannte, »ich habe förmliche Befehle. . .«

»Ich kenne Deine Befehle, aber ich kenne auch das Geheimniß, das da innen vorgeht, und es geschieht im Dienste und mit Beistimmung des Königs, wenn diese Herren und ich hineinwollen.«

Er hatte hinzufügen können: diese Damen, denn fünf oder sechs neugierige Frauenzimmer folgten der Bande, ins Fäustchen lachend.

Der Bediente, der, wie Jedermann, die Herrschaft kannte, welche Herr von Guise am Hof ausübte, meinte in der That, es handle sich um eine zwischen dem Herzog und dein König ausgemachte Sache. Er öffnete zuerst das Vorzimmer, dann den Saal der Verwandlungen, indem er sich auf seine Zehen stellte, um von der drinnen aufgespielten Scene Etwas zu erhaschen.

Es war kein Eintritt, sondern ein wahrer Einbruch. Die Menge stürzte sich in's Zimmer wie eine steigende Fluth

\*

\*

\*

## V.

*Wo Herr von Joinville genöthigt ist sein schlimmes Abenteuer zu erzählen.*

»Ich glaube gnädigster Herr, « sagte Robert Stuart, indem er zuerst sein Versteck verließ, »daß Ihr keine sonderliche Ursache habt mit Seiner Majestät sehr zufrieden zu sein, und daß Ihr, wenn Seine Majestät Euch jetzt die Begnadigung Anne Dubourgs nicht bewilligt, keine so starken Einwendungen gegen weinen Plan mehr haben solltet.«

»Ihr täuscht Euch, mein Herr, « sagte der Prinz von Condé, indem er auf der entgegengesetzten Seite hervorkam und sich wieder auf seine Beine stellte: »Hätte der König mich auch noch schwerer beschimpft, so ist er doch immerhin der König, und ich darf eine persönliche Beleidigung nicht am Haupte der Nation rächen.«

»Die Vorgänge so eben ändern also Nichts an der Verpflichtung die Ihr gegen mich übernommen habt, gnädigster Herr ?«

»Ich habe Euch versprochen, mein Herr, beim Lever des Königs um die Begnadigung Anne Dubourgs zu bitten. Heute früh um acht Uhr werde ich im Louvre sein und um diese Begnadigung bitten.«

»Offen gestanden, gnädigster Herr, glaubt Ihr daß man sie Euch bewilligen wird?«

»Mein Herr, « antwortete der Prinz von Condé mit ungemeiner Würde, »seid überzeugt, daß ich mir nicht die Mühe nehmen würde um diese Begnadigung zu bitten wenn ich nicht so ziemlich sicher wäre sie zu erhalten.«

»Es seit!« murmelte Robert Stuart mit einer Geberde, welche anzeigte, daß er nicht dasselbe Vertrauen hegte; »in einigen Stunden ist es Tag und dann werden wir sehen.«

»Jetzt, mein Herr, « sagte der Prinz, indem er um sich schaute, »handelt es sich darum, daß wir uns schnell und auf geschickte Art davon machen. Euern beiden Episteln und der etwas ungewöhnlichen Art ihrer Beförderung haben wirs zu verdanken, daß die Thore des Louvre bewacht werden, wie wenn der Feind davor läge, und ich glaube, daß es Euch, besonders in dieser Uniform, schwer werden, dürfte vor morgen früh hinauszukommen. Ich ersuche Euch also wohl zu merken, daß ich, indem ich Euch mit mir nehme, sowohl Euch als Euern Freund, der Euch die Uniform geliehen hat, aus einem ziemlich schlimmen Handel ziehe.

»Gnädigster, Herr, ich vergesse niemals weder das Gute noch das Böse.«

»Glaubt, daß ich dies durchaus nicht sage, um Euch Dankbarkeit zu empfehlen, sondern nur um Euch die Ehrlichkeit meinen Absichten zu beweisen, und hierin ein Beispiel zu geben; denn Ihr werdet bemerken, daß ich Euch bloß ganz einfach hier zu verlassen brauchte, um meines, Eides entbunden zu sein, ohne mich gleichwohl dagegen verfehlt zu haben.«

»Ich kenne die Biederteit des Herrn :Prinzen von Condé, « antwortete der junge Mann mit einer gewissen Rührung, »und ich glaube, daß er sich über die meinige nicht zu beklagen haben wird. Von heute an bin ich, Euch mit Leib und Seele ergeben. Wirkt die Begnadigung meines Vaters aus, so werdet Ihr keinen Diener haben, der so gerne wie ich für Euch stürbe.«

»Ich glaube Euch, mein Herr, antwortete der Prinz von Condé, »und obschon die Ursache sowie die Art unseres, Zusammentreffens höchst eigenethümlicher Art sind, so kann ich Euch

doch nicht verhehlen, daß ich sogar für Eure That, so tadelnswerth sie jedem rechtschaffenen Menschen erscheinen muß in Folge des Beweggrundes, der Euch dazu, trieb, eine gewisse Nachsicht, ja beinahe Sympathie hege. Nur müßt Ihr mir Etwas sagen, nämlich wie es kommt, daß Ihr einen schottischen Namen führet, während der Rath Anne Dubourg Euer Vater ist.«

»Dieß ist ganz einfach, gnädigster Herr, wie alle Liebesgeschichten. Vor zweiundzwanzig Jahren war der Rath Anne Dubourg achtundzwanzig alt;« er machte, eine Reise nach Schottland, um seinen Freund Johann Knox zu besuchen. Er lernte dort ein junges Mädchen aus Lothian kennen; dieß war meine Mutter. Erst nach seiner Rückkehr nach Paris erfuhr er, daß das junge Mädchen schwanger war. Da er niemals an ihrer Tugend gezweifelt hatte, so erkannte er das Kind das sie gebar, an und empfahl es John Knox.«

»Es ist« gut, mein Herr« sagte der Prinz von Condé, »ich weiß, was ich wissen wollte. Beschäftigt wir uns jetzt mit unserm Hinauskommen.«

Der Prinz ging voran und öffnete die Thüre des Saales der Verwandlungen halb. Der Gang war wieder dunkel und einsam geworden, sie gelangten also mit einer gewissen Seicherheit hinein. Als sie an das Thor des Louvre kamen, warf der Prinz seinen Mantel über die Schultern des Schotten und fragte nach Dandelot.

Dandelot kam.

Der Prinz erzählte ihm mit wenigen Worten, was vorgefallen war, aber bloß was sich zwischen dem Könige, Fräulein von St. André und den unglückseligen Besuchen, welche das Paar im Schlaf gestört, zugetragen hatte. Von Robert Stuart sagte er bloß die fünf Worte.

»Dieser Herr ist bei mir.«

Dandelot begriff, daß es für Condé höchst nothwendig war so schnell als möglich aus dem Louvre zu kommen. Er ließ eine besondere Thüre öffnen, und der Prinz und sein Begleiter befanden sich draußen.

Sie begaben sich eiligst nach dem Fluß, ohne ein einziges Wort zu sprechen ; ein Beweis, daß sie Beide die Gefahr wohl zu würdigen wußten, der sie so eben entronnen waren.

Als sie ans Ufer kamen, fragte der Prinz den Schotten, wohin er gehe.«

»Rechts, gnädigster Herr, « antwortete dieser.

»Und ich links, « sagte der Prinz. »Jetzt stellt Euch heute Abend um zehn Uhr vor St. Germain l'Auxerrois ein; ich hoffe, daß ich Euch gute Nachrichten mitzutheilen habe.«

»Dank, gnädigster Herr, « sagte der junge Mann, indem er sich respektvoll verbeugte, »und erlaubt mir, Euch zu wiederholen, daß ich Euch von Stund an mit Leib und Seele ergeben bin.«

Damit ging Jeder seines Weges.

Es schlug drei Uhr.

Just in demselben Augenblick wurde der Prinz von Joinville ins Schlafzimmer Catharinas von Medici eingeführt.

Wie kam der junge Prinz, obschon gegen seinen Willen, zu einer solchen Stunde ins Zimmer der Königin Mutter, und mit welchem Recht maßte sie sich der Neffe die Privilegien des Onkels an?

Wir wollen es sagen.

Der arme Prinz kam nicht aus freiem Willen und nicht mit freudigem Herzen.

Man höre was sich zugetragen hatte.

Bekanntlich war die Königin Mutter zu Hause geblieben und hatte erklärt daß sie ins Bett gehen wolle, dort aber den Prinzen von Joinville, erwarte, der ihr als erster Beförderer all dieses Skandals ausführlichen Bericht erstatten müsse.

Nun aber war der Prinz von Joinville ein seiner Verblüfftheit über das Geschehene weniger als irgend ein anderer geneigt, sich zum Geschichtschreiber einer Katastrophe zu machen, worin seine eheliche Ehre schon vor seiner Verheirathung eine traurige Rolle spielte.

Ohne des gegebene Versprechen vergessen zu haben, hatte also der Prinz von Joinville ganz und gar keine Eile es zu erfüllen.

Aber Catharina erfreute sich nicht derselben Gleichgültigkeit in Betreff des ihr noch unbekanntes Geheimnisses. Sie hatte sich von ihren Frauen entkleiden lassen, war zu Bette gegangen, hatte alle ihre Leute mit Ausnahme ihrer vertrauten Kammerfrau verabschiedet und hatte gewartet.

Es hatte zwei Uhr geschlagen. Noch war keine Zeit verloren.

Dann schlug es sein Viertel auf drei, dann halb drei, dann drei Viertel.

Als die Königin jetzt weder Onkel noch Neffen erscheinen sah, hatte sie die Geduld verloren, Ihrer Kammerfrau gepfiffen (die Erfindung des Glöckchens geht blos zur Frau von Maintenon hinauf), und befohlen, den Prinzen von Joinville zu suchen und todt oder lebendig herbeizubringen.

Man hatte den Prinzen in wichtiger Berathung mit dem Herzog Franz von Guise und dem Cardinal von Lothringen gefunden.

Es versteht steh von selbst daß der Familienrath beschloß, eine Ehe zwischen dem Prinzen von Joinville und Fräulein von St. André sei durchaus unmöglich geworden.

Gegenüber dem von der Königin Mutter ertheilten Befehl zu ihr zukommen, hatte es keine Ausflucht gegeben.

Der Prinz von Joinville war gesenkten Hauptes weggegangen und mit noch gesenkterem Haupte kam er an.

Der Herzog von Montpensier und der Prinz de la Roche-sur-Yon hatten sich unterwegs davon gemacht.

Wir werden später sehen, in welcher Absicht.

Catharinas Ungeduld stieg mit jeder Minute. Wenn die vorgerückte Stunde ihr den Schlaf gebot, so hielt der Gedanke, daß sie irgend ein lustiges Abenteuer zur Beschämung ihrer lieben Freundin, der Frau Admiralin, vernehmen werde, sie wach.

»Ist er's endlich ?« sagte sie zu sich selbst.

Sobald dann der junge Mann sich zeigte, rief sie ihm ziemlich rauh entgegen :

»Ei so kommt doch, Herr von Joinville, ich erwarte Euch seit einer Stunde.«

Der Prinz näherte sich dem Bett, eines Entschuldigung stammelnd, von welcher Catharina nur die Worte verstand:

»Euer Majestät mögen mir verzeihen.«

»Ich werde Euch nicht verzeihen, monsieur von Joinville, « sagte die Königin Mutter mit ihrem florentinischen Accent, »außer wenn Eure Erzählung mich eben so sehr ergötzt, wie Euer langes Ausbleiben mich geärgert hat. Nehmt einen Stuhl und setzt Euch in meinen Bettgang. Ich sehe Euch an, daß außerordentliche Dinge sich zugetragen haben.

»Ja, « murmelte der Prinz, »in der That sehr außerordentliche Dinge, auf die wir ganz und gar nicht gefaßt waren.«

»Zum so besser! um so besser!« rief die Königin Mutter, sich die Hände reibend: »erzählt mir Alles ganz ausführlich. Ich habe schon lange keinen solchen Stoff zur Heiterkeit mehr gehabt. Ach, monsou von Joinville, man lacht nicht mehr bei Hof.«

»Das ist wahr, Madame, « antwortete Herr von Joinville mit der Miene eines Leichenbitters.

»Nun wohl, wenn eine Gelegenheit kommt sich ein wenig lustig zu machen, « fuhr Catharina fort, »so muß man ihr entgegengehen, statt sie entwischen zu lassen. Beginnet also Euere Geschichte, monsou von Joinvilles; »ich höre, und verspreche Euch kein Wort zu verlieren.«

Und in der That machte sichs Catharina in ihrem Bette recht bequem, um durch Nichts in dem Vergnügen gestört zu werden, das sie sich versprach.

Dann wartete sie.

Aber für monsou von Joinville, wie Catharina sagte, war es schwer die Erzählung zu beginnen, und monsou von Joinville blieb stumm.

Die Königin Mutter glaubte Anfangs der junge Mann sammle seine Ideen; aber als sie sah, daß das Schweigen fortwährte, reckte sie ihren Kopf empor, ohne den übrigen Körper zu bewegen, und warf ihm einen unbeschreiblichen Blick dringender Frage zu.

»Nun wohl?« sagte sie.

»Nun wohl, Madame, « antwortete der Prinz, »ich gestehe Euch, daß meine Verlegenheit groß ist.«

»Eure Verlegenheit, warum?«

»Um Euer Majestät zu erzählen, was ich gesehen habe.«

»Was habt Ihr denn gesehen monsou von Joinville? Ich gestehe Euch daß ich vor lauter Neugierde noch, verrückt werde, ich habe lange genug gewartet, « fuhr Catharina fort, indem sie ihre schönen Hände rieb; »aber es scheint, daß ich durchs Warten Nichts verloren haben werde. Wohlan denn . . . es war also wirklich auf heute Nacht, denn Ihr erinnert Euch, lieber monsou von Joinville, daß das Billet, das Ihr mir zugestellt habt, die Worte :»heute Nacht« enthielt, aber kein Datum trug.«

»Ja, Madame, es war für heute Nacht.«

»Sie waren also im Saal der Verwandlungen?«

»Sie waren da.«

»Alle beide?«

»Alle beide.«

»Immer Mars und Venus? Ei so sagt mir doch, ich weiß wer Venus war; aber Mars?«

»Mars, Madame?«

»Ja, Mars . . . ich weiß nicht, wer Mars war.«

»In Wahrheit, Madame, ich frage mich, ob ich es Euch sagen soll.«

»Wie! ob Ihr mirs sagen sollt? Ich glaube wohl, daß Ihr mirs sagen müßt, und wenn Ihr Scrupel habt, so hebe ich sie. Also Mars! Jung oder alt ?«

»Jung!«

»Hübsch von Person?«

»Allerdings hübsch.«



»Von Qualität ohne Zweifel?«

»Von erster Qualität.«

«Oh, oh! Was sagt Ihr mir da, monsou von Joinville?» fragte die Königin Mutter, indem sie sich aufsetzte.

»Die Wahrheit Madame.«

»Nie! es ist nicht irgend ein blinder und unwissender Page?«

»Es ist kein Page.«

»Und dieser kühne junge Mensch, « fragte Catharina, die ihrer Spottsucht nicht widerstehen konnte, »dieser kühne junge Mensch nimmt einen Rang bei Hofe ein?«

»Ja, Eure Majestät, sogar einen sehr hohen!«

»Einen sehr hohen ?«

»Aber um Gotteswillen, sprecht doch, monsou von Joinville, man muß Euch ja die Worte entreißen, wie wenn es sich um ein Staatsgeheimniß handelte.«

»Es handelt sich auch um ein Staatsgeheimniß, « sagte der Prinz.

»Oh dann, monsou von Joinville, *bitte* ich Euch nicht mehr; sondern ich befehle Euch, Sagt mir den Namen dieser Person.«

»Ihr verlangt es?«

»Ich Verlange es.«

»Nun wohl, Madame, « sagte der Prinz, indem er sein Haupt empor richtete, »diese Person, wie Ihr Euch auszudrücken beliebt, ist niemand anders als Seine Majestät der König Franz II.«

»Mein Sohn?« rief Catharina, indem sie in ihrem Bett aufsprang.

»Euer Sohn!s ja, Madame.«

Wenn ganz plötzlich eine Donnerbüchse mitten im Zimmer losgegangen wäre, so hätte sie auf dem Gesicht der Königin Mutter keine heftigere Bewegung, keine raschere Entstellung hervorbringen können.

Catharina fuhr mit der Hand über ihre Augen, wie wenn die Dunkelheit des blos von einer einzigen Lampe beleuchteten Zimmers sie am Sehen hinderte; dann heftete sie ihren durchdringenden Blick auf Herrn von Joinville, näherte sich ihm so, daß sie ihn berührte, und sagte zu ihm halblaut, aber in einem Ton,, der jetzt nicht mehr spöttisch, sondern furchtbar geworden war:

»Ich wache doch, nicht wahr, monsou von Joinville? Ich habe recht gehört? Ihr habt mir wirklich gesagt, daß der Held dieses Abenteuers mein Sohn sei?«

»Ja, Madame.«

»Ihr wiederholt es?«

»Ich wiederhole es.«

»Ihr versichert es?«

»Ich schwöre es.«

Und der junge Prinz streckte die Hand aus.«

»Gut, monsou von Joinville, « sprach Catharina mit düsterer Miene; »ich begreife jetzt Euer Zögern, ich würde sogar Euer Schweigen begriffen haben. Oh, des Blut steigt mir ins Gesicht! Ists möglich? mein Sohn der eine allerliebste junge Frau hat, nimmt eine Maitresse, die doppelt so alt ist wie er! Mein Sohn geht zu meinen Feinden über! mein Sohn, nein bei Gott, es ist

unmöglich! mein Sohn sollte der Liebhaber der Frau Admiralin sein!«

»Madame, « sagte der Prinz von Joinville, »wie das Billet in die Tasche der Frau Admiralin kam, das weiß ich nicht, aber unglücklicherweise weiß ich, daß die Frau Admiralin es nicht war, die sich im Zimmer befand.«

»Wie!« rief Catharina, »was sagt Ihr da? Es war nicht die Frau Admiralin?«

»Nein, Madame sie war es nicht.«

»Nun, wer war es denn?«

»Madame . . .«

»Monsou von Joinville, den Namen dieser Person, ihren Namen im Augenblick!«

»Geruhe Eure Majestät mich zu entschuldigen!«

»Euch entschuldigen! und warum ?«

»Weil ich in Wahrheit der Einzige bin von dem man nicht das Recht hat eine solche Enthüllung zu verlangen.«

»Nicht einmal ich, monsou von Joinville ?«

»Nicht einmal Ihr, Madame. Uebrigens ist Eure Neugierde leicht zu befriedigen, und die erste Person vom Hof, die Ihr statt meiner fragen werdet . . .«

»Aber um diese erste Person zu fragen, muß ich bis morgen warten, monsou von Joinville. Ich will den Namen dieser Person sogleich, augenblicklich wissen. Wer sagt Euch, ob ich nicht eine Maßregel zu ergreifen habe, die einen Aufschub duldet?«

Und Catharinas Augen flammten, indem sie sich auf den jungen Mann hefteten.

»Madame, sagte er, »suchet die einzige Person am ganzen Hof, die ich Euch nicht nennen kann. Nennet sie . . . aber ich, oh ich! Das ist unmöglich.«

Und der junge Prinz hielt beide Hände vor sein Gesicht, um theil seine Schamröthe, theils seine vom Zorn erpreßten Thränen zu verdecken.

Eine Idee fuhr Catharina gleich dem Leuchten eines Blitzes durch den Kopf.

Sie stieß einen Schrei« aus, und indem sie die Hände des jungen Mannes ergriff und wegriß sagte sie:

»Ah! Fräulein von St. André?«

»Der Prinz antwortete nicht, aber in seinem Schweigen lag das vollste Bekenntniß.

Ueberdieß sank er auf dem Stuhle der neben dem Bette stand zusammen.

Catharina betrachtete ihn einen Augenblick mit einem Mitleid, worein Verachtung gemischt war.

Dann sagte sie mit einer Stimme, welche sie so kosend als möglich zu machen suchte:

»Armer Junge! Ich beklage Euch von ganzem Herzen;denn es scheint, Ihr liebtet dieses treulose Geschöpf. Kommt her, gebt mir Eure Hand und ergießet Euren Kummer ins Herz Eurer guten Mutter Catharina. Ich begreife jetzt, warum Ihr schweiget, und ich bereue, daß ich Euch so bedrängt habe. Verzeihet mir also, mein Sohn, und jetzt da ich das Uebel kenne, laßt uns auf das Heilmittel bedacht sein. Es gibt an unserem Hofe noch andere junge Mädchen, als Fräulein von St. André, und wenn an unserem Hof in Paris keine vornehm und schön genug für Euch ist, so wollen wir beim spanischen oder italienischen Hof anfragen. Faßt Euch also, mein lieber Prinz und laßt uns ernsthaft sprechen, wenn es möglich ist.«

Aber statt auf diese Rede zu antworten, die offenbar einen sichtbaren und einen geheimen

Zweck hatte, nämlich ihn zu trösten und seinen Muth zu sondiren, fiel Herr von Joinville vor dem Bett der Königin Mutter auf seine Knie und verbarg schluchzend sein Gesicht zwischen den Tüchern.

»Gnade, Eure Majestät, « rief er unter Thränen, »Gnade und Dank für Eure zärtliche Sorgfalt. Aber ich habe in diesem Augenblick bloß noch die Kraft meine Schande zu ermessen und meinen Schmerz zu fühlen. Ich erflehe also von Eurer Majestät die Erlaubniß mich zurückzuziehen.«

Die Königin Mutter heftete einen Blick tiefer Verachtung auf diesen Menschen, der sich in seinem Schmerz krümmte.

Ohne daß ihre Stimme im Mindestens das Gefühl verrieth, das in ihrem Blick zu lesen stand, sagte sie dann, indem sie dem jungen Prinzen ihre Hand reichte, die er lebhaft küßte:

»Geht, mein Sohn, und kommt morgen früh wieder zu mir, damit mir plaudern können. Bis dahin gute Nacht und behüte Euch Gott!«

Herr von Joinville benützte lebhaft den erhaltenen Urlaub und stürzte aus dem Zimmer.

Catharina sah ihm schweigend nach, bis er hinter der Tapete verschwunden war; dann heftete sie ihren Blick auf diese Tapete, bis die zitternde Bewegung aufhörte, welche der Weggang des Prinzen an dem Gewebe verursacht hatte.

Hierauf stemmte sie sich mit dem Ellbogen auf ihr Kissen und sagte mit dumpfer Stimme:

»Von heute an habe ich eine Nebenbuhlerin, und von morgen an habe ich alle Gewalt über meinen Sohn verloren, wenn ich nicht Ordnung schaffe.«

Dann schwebte nach einem Augenblick tiefen Nachdenkens ein triumphirendes Lächeln auf ihren Lippen.

Ich werde Ordnung schaffen!« sagte sie.

---

## VI.

### *Eine heiser Kehle.*

Jetzt während der Herr Cardinal von Lothringen sich von seinem Kammerdiener zu Bette bringen läßt; während Robert Stuart zu seinem Freund Patrick zurückkehrt; während Herr von Condé wüthend und lachend zugleich sein Hotel wieder aufsucht;« während dies Frau Admiralin unermüdlich ihre Taschen umkehrt und das unglückselige Billet sucht, das all diesen Ärgerniß hervorgerufen hat; während der König die Lanoue verhört, um herauszubringen, wies das Gerücht von seinem Rendezvous sich verbreiten konnte; während der Marschall von St. André sich selbst fragt, ob er für das Geschehene Gott danken oder den Zufall anklagen müsse; während Fräulein von St. André davon träumt, daß sie um ihren Hals und ihre Arme die Juwelen der Frau von Etampes und der Herzogin von Valentinois; auf dem Kopf die Krone der Maria Stuart habe, wollen wir sehen, was die jungen Prinzen von Montpensier und de la Roche-sur-Yon machen, auf dies wir zurückzukommen uns vorgenommen haben.

Die beiden schönen und lustigen jungen Leute hatten sich als Zeugen eines Schauspiels, das sie allerliebste fanden, vor den drei ohnehin, und in diesem Augenblicke ganz, besonders gravitätischen Personen, Herrn von Guise, Herrn von St. André und dem Cardinal von Lothringen, gewaltig zusammennehmen müssen. Noch mehr, sie hatten ein für die Gelegenheiten passendes Gesicht angenommen und dem Herrn Cardinal von Lothringen, dem Herrn Marschall von St. André und Herrn von Guise in der allergebühlichsten Weise ihr Beileid bezeugt. Dann aber hatten sie den ersten Winkel des Ganges, der ihnen ein Wegschleichen gestattete, benützt, und sich still im Schatten gehalten bis die andern Alle sich, Jeder in der ihm beliebigen Richtung, entfernt hatten.«

Endlich als sie sich allein und ganz allein sahen, brach das mühsam in ihrer Brust zurückgehaltene Lachen mit solcher Gemalt los, daß die Fensterscheiben des Louvre davon erzitterten, wie wenn ein schwerer Wagen vorüber führe.

An beiden Seiten der Wand einander gegenüber angelehnt, die Hände in die Seiten gestemmt, die Köpfe rückwärts geworfen, krümmten sie sich in solchen Zuckungen, daß man sie für epileptisch oder, wie man damals sagte, für besessen hätte halten können.

»Ach, lieber Herzog!« sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon der zuerst wieder zu Athem kam.«

»Ach, lieber Prinz!« antwortete dieser mühsam.

»Und wenn man bedenkt . . . daß es Leute gibt . . . die behaupten, man lache nicht mehr . . . man lache nicht mehr in diesem armen Paris!«

»Das sind sehr übelwollende Leute . . . die so Etwas behaupten können.«

»Ach, mein Gott . . . wie wohl und wie weh zu gleich es thut, recht tüchtig zu lachen!«

»Habt Ihr das Gesicht des Herrn von Joinville gesehen?«

»Und das des Marschalls von St. . . . von St André?«

»Ich bedaure nur Eines, Herzog, « sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon, indem er sich ein wenig beruhigte.«

»Und ich bedaure Zweierlei, « antwortete dieser.«

»Daß ich nicht an der Stelle des Königs war, und wenn ganz Paris mich gesehen hätte.«  
 »Und ich, daß mich nicht ganz Paris an der Stelle des Königs gesehen hat.«  
 »Oh, bedauert Nichts, Herzog morgen Vormittag soll ganz Paris es wissen.«  
 »Wenn Ihr so denket wie ich, Prinz, so soll ganz Paris es noch heute Nacht erfahren.«  
 »Und wie denn ?«  
 »Auf eine höchst einfache Art.«  
 »Zum Beispiel?«  
 »Nun bei Gott, wir schreiens auf den Dächern aus.«  
 »Aber Paris schläft in diesem Augenblick.«  
 »Paris soll nicht schlafen wenn sein König wacht«  
 »Ihr habt Recht. Ich stehe dafür, daß Seine Majestät noch kein Auge zugethan hat.«  
 »Wecken wir also Paris.«  
 »Welch eine Narrheit!«  
 »Ihr weigert Euch?«  
 »Gewiß nicht. Da ich Euch sage, daß es eine Narrheit sei, so bin ich natürlich damit einverstanden.«  
 »Also auf den Weg.«  
 »Vorwärts! Ich fürchte nur, die ganze Stadt möchte bereits einen Theil der Geschichte wissen.«

Und die beiden jungen Leute sprangen die Treppen des Louvre herab wie Hippomenes und Atalanta bei ihrem Wettlauf.

Im Hof angekommen, gaben sie sich Dandelot zu erkennen, hüteten sich aber wohl ihm Etwas zu sagen, theils weil seine Schwägerin bei all dem eine Rolle gespielt hatte, theils weil sie fürchteten, er möchte ihnen das Ausgehen verwehren.

Dandelot constatirte ihre Identität, wie er bei dem Prinzen von Condé gethan hatte und ließ ihnen das Thor öffnen.

Die beiden jungen Leute eilten Arm in Arm, in ihre Mantel gehüllt, lachend zum Louvre hinaus, gingen über die Zugbrücke und befanden sich in der Nähe des Flusses, wo ein eisiger Wind ihnen in die Gesichter pfiß. Dann hoben sie unter dem Vorwand sich zu erwärmen Steine auf und warfen in den benachbarten Häusern die Scheiben ein.

Sie hatten schon zwei oder drei Fenster zertrümmert und gedachten sich diesen angenehmen Zeitvertreib noch länger zu verschaffen, als zwei in Mäntel gehüllte Männer, welche die beiden jungen Leute laufen sahen, ihnen den Weg vertraten und Halt zuwiesen.

Sie blieben stehen Sie waren allerdings gelaufen, aber nicht geflohen.

»Und mit welchem Recht könnt Ihr uns Halt gebieten ?« rief der Herzog von Montpensier, indem er auf einen der beiden Männer zutrat. »Geht Eures Wegs und laßt zwei vornehme Edelleute sich in ihrer Weise vergnügen.«

»Ah, entschuldigt gnädigster Herr, ich hatte Euch nicht erkannt, « sagte derjenige der beiden Männer, an welchen der Herzog von Montpensier sich gewendet hatte. »Ich bin Herr von Chavigny, Commandant der hundert Bogenschützen der Garde, und wallte eben in Gesellschaft des Herrn von Carvoysin, ersten Stallmeisters Seiner Majestät, nach dem Louvre zurückkehren.«

»Guten Abend, Herr von Chavigny, « sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon, indem er auf den

Commandanten der hundert Bogenschützen zuzug und ihm die Hand reichte, während der Herzog von Montpensier sehr höflich die Complimente des ersten Stallmeisters erwiderte. »Ihr sagt, daß Ihr in den Louvre zurück wollt, Herr von Chavigny?«

»Ja, Prinz.«

»Nun wohl, wir kommen eben heraus.«

»Zu dieser Stunde ?«

»Bemerket, Herr von Chavigny, daß, wenn die Stunde zum Hineingehen gut ist, sie zum Hinausgehen eben so gut sein muß.«

»Glaubt mir, Prinz, daß ich durchaus nicht die Indiscretion habe Euch ausfragen zu wollen.«

»Und Ihr habt Unrecht, mein lieber Herr, denn wir hätten Euch sehr interessante Dingen zu erzählen.«

»In Bezug auf den Dienst des Königs?« fragte Herr Carvoysin.

»Ganz richtig, in Bezug auf den Dienst des Königs Ihr habt's errathen, Herr Oberststallmeister, « sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon mit lautem Gelächter.

»Wirklich ?« fragte Herr von Chavigny.

»Auf Ehre!«

»Um was handelt es sich, meine Herren?«

»Es handelt sich um die große Ehre, die Seine Majestät erst vor einem Augenblick einem ihrer berühmtesten Feldherren erwiesen hat, « sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon.

»Und meinem Bruder Joinville, « fügte der Herzog von Montpensier wie ein ächter Schuljunge hinzu.

»Von welcher Ehre spricht Ihr, Prinz ?«

»Wer ist dieser berühmte Feldherr Herzog ?«

»Meine Herren, es ist der Marschall von St. André.«

»Und welche Ehren könnte Seine Majestät noch denjenigen beifügen, womit sie Herrn von St. André bereits überladen hat? Ist er nicht Marschall von Frankreich, erster Kammerherr, Großcardon des St. Michaelordens, Ritter des Hosenband? In Wahrheit, es gibt sehr glückliche Leute.«

»Je nach dem.«

»Wie so, je nach dem?«

»Allerdings, es ist ein Glück, das vielleicht Euch, Herr von Chavigny, der Ihr eine hübsche junge Frau besitzt, nicht zusagen würde, und eben so wenig Euch, Herr von Carvoysin, der Ihr eine hübsche junge Tochter habt.«

»Wirklich?« rief Herr von Chavigny, der zu begreifen anfang.

»Ihr seid auf dem rechten Sprung, mein Lieber, « sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon.

»Aber seid Ihr Eurer Sache auch gewiß?« fragte Herr von Chavigny.

»Das will ich meinen.«

»Was Ihr da sagt, mein Prinz, ist eine sehr ernste Sache, « versetzte Herr von Carvoysin.

»Ihr findet? Ich finde es im Gegentheil verdammt comisch.«

»Aber wer hat es Euch gesagt?«

»Wer es uns gesagt hat? Niemand Wir habens gesehen.«

»Wo ?«

»Ich habe es gesehen, und mit mir haben es gesehen Herr de la Roche-sur-Yon, Herr von St. André, mein Bruder Joinville, der es sogar beiläufig gesagt, besser als alle Andern gesehen haben muß, denn er hielt einen Leuchter . . . mit wie viel Armen, Prinz ?«

»Mit fünf Armen!« sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon, indem er von Neuem laut auf lachte.

»Die Verbindung Seiner Majestät mit dem Marschall ist also nicht mehr zweifelhaft, « versetzte der Herzog von Montpensier in ernstem Ton, »und von jetzt an mögen sich die Ketzer wohl zusammenehmen. Das wollen wir jetzt den wahren Katholiken von Paris erzählen.«

»Ist's möglich ?« riefen Herr von Chavigny und Herr von Carvoysin zu gleicher Zeit.

»Es ist, wie ich Euch zu sagen die Ehre hatte, meine Herren, « antwortete der Prinz. »Die Nachricht ist ganz frisch, noch keine Stunde alt; wir glauben Euch also einen wahren Beweis von Freundschaft zu geben, indem wir sie Euch mittheilen. Natürlich knüpfen wir daran die Bedingung, daß Ihr sie in Umlauf setzet und Jedermann erzählt, der Euch in die Hände fällt.«

»Und da zu dieser Stunde der Nacht Einem wenig Freunde in die Hände gerathen, wenn man nicht ein ganz besonderes Glück hat, wie dasjenige, das uns gestattete Euch zu begegnen, so fordern wir Euch auf es eben so zu machen wie wir, das heißt Euch die verschlossenen Thüren öffnen zu lassen, Eure Freunde aus den Betten zu jagen und ihnen unter Anempfehlung des Geheimnisses, wie der Barbier des Königs Midas mit dem Schilfrohr that, zu sagen: Der König Franz II. ist der Liebhaber des Fräuleins von St André.«

»Ah bei Gott, meine Herren, sagte der Oberststallmeister, »es soll geschehen, wie Ihr sagt. Ich kann den Marschall von St. André nicht ausstehen, und ich habe hier in der Nähe einen Freund, dem die Nachricht so viel Vergnügen machen wird, daß ich ihn jetzt sogleich aufwecken will, und wenn er im ersten Schlaf läge.«

»Und Ihr« mein lieber Herr von Chavigny, « sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon, »Ihr traget meines Wissens Herrn von Joinville nicht gerade in Eurem Herzen, und ich bin daher überzeugt, das Ihr das Beispiel des Herrn von Carvoysin befolgen werdet.«

»Oh, ganz gewiß, « rief Herr von Chavigny, »statt in den Louvre zurückzukehren« geh' ich jetzt nach Hause und erzähle die Sache meiner Frau. Morgen früh vor neun Uhr werden vier von ihren Freundinnen Alles wissen, und ich versichere Euch, das ist gerade als ob Ihr vier Trompeter nach den vier Weltgegenden ausschicket.«

Damit verabschiedeten sich die vier Herren: die zwei Prinzen gingen am Ufer hin nach der Rue de la Monnaie, die Herren von Chavigny und von Carvoysin aber kehrten nicht in den Louvre zurück, sondern verbreiteten gewissenhaft, Jeder von seiner Seite, die Nachricht des Tages oder vielmehr der Nacht.

In der Rue de la Monnaie bemerkte der Prinz de la Roche-sur-Yon über einem im Winde knarrenden Schild ein beleuchtetes Fenster.

»Ei sieh da, « sagte der Herzog, »welch ein Wunder, Morgens um halb vier Uhr nach Licht! Das ist ein Bürgersmann, der sich verheirathet, oder ein Poet, der Verse macht.«

»Es ist etwas Wahres daran, mein Lieber, und ich hatte vergessen, daß ich zur Hochzeit geladen war. Wahrhaftig, ich möchte Euch die Braut des Meisters Balthasar zeigen können. Ihr würdet sehen, daß sie, wenn auch keine Tochter eines Marschalls von Frankreich« doch ein sehr schönes Mädchen ist; aber in Ermangelung des Weibes will ich Euch den Mann zeigen.«

»Ach, lieber Prinz« es wäre gegen alle christliche Liebe den armen Mann in einem solchen

Augenblick ans Fenster kommen zu lassen.«

»Oh, sagte der Prinz, »er ist der einzige Mensch, der davon Nichts zu fürchten hat.«

»Und warum?«

»Weil er immer heiser ist. Ich kenne ihn seit zehn Jahren, und ich habe noch nicht ein einziges Mal ein helles und klares *guten Morgen mein Prinz*, aus ihm herausbringen können.«

»Nun« so laßt uns den Mann sehen.«

»Das müssen wir um so mehr thun, als er nicht bloß Wirth, sondern zugleich Bademeister ist; er hat Badestuben an der Seine, und wenn er morgen seine Kunden reibt, so wird er ihnen die Geschichte mittheilen, die wir ihm jetzt erzählen wollen.«

»Bravo!«

Unsere beiden jungen Leute hatten wie zwei Schulknaben, die auf dem Weg an den Fluß ihre Taschen mit Kieselsteinen füllen, um sie über das Wasser hinhüpfen zu lassen, beim Weggehen vom Ufer eine Menge kleiner Steine eingesackt, um sich ihrer als Wurfgeschosse gegen die Häuser zu bedienen, welche sie zu belagern gedachten.

Der Prinz zog einen der Steine aus seiner Tasche trat zwei Schritte zurück um seinen Anlauf zu nehmen, wie wir Robert Stuart, aber in einer unheimlicheren Absicht, thun sahen und schleuderte den Stein in das beleuchtete Fenster.

Das Fenster öffnete sich so rasch daß man hätte glauben können, der Kieselstein habe es geöffnet.

Ein Mann, mit einer Nachtmütze auf dem Kopf und einem Licht in der Hand, kam zum Vorschein und versuchte zu rufen:

»Spitzbuben!«

»Was sagt er ?« fragte der Herzog.

»Ihr sehet wohl, man muß an ihn gewöhnt sein um ihn zu verstehen. Er nennt uns Spitzbuben.«

Dann wandte sich der Prinz wieder gegen das Fenster und rief hinauf:

»Erhitzt Euch nicht, Balthasar, ich bins.«

»Ihr . . . Euer Hoheit? . . . Wollt Euer Hoheit mich entschuldigen! . . . Ihr habt alles Recht meine Scheiben einzuwerfen, wenn es Euch gefällig ist.«

»Ach lieber Gott!« rief der Herzog mit lautem Lachen, »welche Sprache spricht denn der gute Mann, Prinz?«

»Die Sachkenner versichern, es sei ein Kauderwelsch, das zwischen dem Irokesischen und Hottentischen die Mitte halte. Er hat uns nichtsdestoweniger mit dieser Art von Gegrünze etwas sehr Höfliches gesagt.«

»Was denn?«

»Daß wir das Recht besitzen seine Scheiben zu zertrümmern.«

»Ah bei Gott« das verdient einen Dank.«

Dann wandte er sich gegen Balthasar und rief:

»Mein Freund, bei Hof hat sich das Gerücht verbreitet, daß Ihr heute Abend eine Frau genommen habt und daß Eure Frau hübsch sei. Wir sind nun ganz expreß aus dem Louvre gekommen, um Euch unser Compliment zu machen.«

»Und, um Euch zu sagen, mein lieber Balthasar, daß der Himmel kalt und dieß für die Güter



der Erde ein gutes Wetter ist.«

»Während im Gegentheil das Herz Seiner Majestät warm ist, was dem Marschall von St André wohl bekommen wird.«

»Ich begreife nicht.«

»Gleichviel! Wiederholet die Sache wie wir sie Euch sagen, mein lieber Balthasar. Andere werden sie begreifen und wissen, was es bedeuten soll. Unsere Complimente an Madame.«

Und die jungen Leute gingen unter lautem Gelächter die Rue de la Mannaie hinauf, während sie den Wirth zur *schwarzen Kuh* brummen und husten hörten, denn er konnte zwar sein Fenster verschließen, aber die Scheibe nicht zustopfen.

---

## VII.

### *Tire-laine und tire-soie.*

Die beiden jungen Leute gingen unter fortwährendem Gelächter die Rue de la Mannaie hinauf und gelangten in die Rue de Bethisy.

Als sie um die Ecke bogen, meinten sie in der Nähe des Hotels Coligny ein heftiges Waffengeklirr und ein furchtbares Geschrei zu vernehmen.

Die Scene, welche dieses Waffengeklirr und dieses Geschrei hervorrief, trug sich zwanzig oder dreißig Schritte von ihnen in der Dunkelheit zu.

Sie versteckten sich unter der Vorhalle eines Hauses, welches die Ecke der Rue de la Mennaie und der Rue de Bethisy bildete.

»Ah, ah!« sagte eine feste und drohende Stimme, »Ihr seid Diebe wie es scheint.«

»Natürlich, « antwortete eine unverschämte Stimme, »um diese Stunde der Nacht wird man wohl keinen ehrlichen Leuten auf der Straße begegnen.«

»Räuber, « sagte eine Stimme, die weniger sicher war als die erste.

»Wo ist der Dieb der nicht ein wenig Räuber, und der Räuber der nicht ein wenig Dieb wäre?« antwortete die zweite Stimme, die einem Philosophen zu gehören schien.

»Ihr wollt uns also ermorden?«

»Ganz und gar nicht, Euer Herrlichkeit.«

»Was weilt Ihr dann ?«

»Euch Eurer Börse entledigen, sonst Nichts.«

»Ich erkläre Euch, « sagte die Stimme, »daß in meiner Börse nicht viel ist, aber so wie sie ist, sollt Ihr nicht hineinschauen.«

»Ihr habt Unrecht so hartnäckig zu sein, mein Herr.«

»Platz da! sage ich oder ich ziehe vom Leder.«

»Mein Herr, wir bemerken Euch, daß Ihr zwei gegen elf seid, und überdieß scheint Euer Begleiter bloß Euer Lakai zu sein. Jeder Widerstand wäre also ein Wahnsinn.«

»Platz!« rief die Stimme, die immer drohender wurde.

»Ihr scheint in dieser guten Stadt Paris fremd zu sein, mein Herr« sagte die Stimme, die dem Anführer der Bande zu gehören schien, »und vielleicht seid Ihr bloß deswegen so zäh, weil Ihr fürchtet ohne Geld kein Nachtlager zu bekommen; aber wir sind gebildete Diebe mein Herr, tire-soie und keine tire-laine, und wir wissen, welche Rücksichten man einem Mann wie Ihr seid schuldet. Gebt uns artig Eure Börse, mein Herr, dann wollen wir Euch einen Thaler zurückgeben, damit Ihr ein Nachtlager bekommt wenn Ihr nicht anders die Adresse eines anständigen Hotels vorzieht, wo man Euch auf Empfehlung sehr gut aufnehmen wird. Ein Mann wie Ihr muß seine Freunde in Paris haben, und morgen oder vielmehr heute — denn ich möchte Euch nicht zu einem Irrthum verleiten, es ist bald vier Uhr — heute werdet Ihr Euch an Eure Freunde wenden, die Euch gewiß nicht in Verlegenheit lassen werden.«

»Platz!« wiederholte dieselbe Stimme, »Ihr könnt mein Leben haben da wir bloß zwei gegen

elf sind, aber meine Börse sollt Ihr nicht bekommen.«

»Das ist unlogisch, mein Herr, « versetzte derjenige der als Wortführer der Bande aufgestellt schien, »denn, wenn wir einmal Euer Leben haben, so steht es uns frei Eure Börse zu nehmen.«

»Zurück, Canaillen! und nehmt Euch in Ach! Wir haben zwei gute Degen und zwei gute Dolche für uns.«

»Und überdieß das gute Recht, meine Herrn. Aber was nützt das gute Recht, wenn der Schlechte der Stärkere ist.«

»Inzwischen, « sagte der Edelmann der am wenigsten Geduld zu haben schien, »pariert mir einmal dieß da!«

Und er führte einen furchtbaren Stoß gegen den Anführer der Bande, der zu seinem Glück, da er ohne Zweifel an solche Kämpfe gewohnt war, sich auf seiner Hut hielt und mit solcher Gewandtheit und so rechtzeitig rückwärts sprang, daß bloß sein Wamms durchbohrt wurde.

Jetzt begann das Waffengeklirr und das Geschrei, das der Prinz de la Roche-sur-Yon und der Herzog von Montpensier gehört hatten. Einer der beiden Angegriffenen rief, während er focht um Hilfe. Der Andere aber führte als hätte er die Ruhlosigkeit eines Hilferufs begriffen oder einen solchen verschmäht, seine Stöße in alter Stille, und aus verschiedenen Flüchen die seine Gegner ausstießen konnte man abnehmen, daß er nicht in der Luft focht.

Wenn wir sagten, der schweigsame Edelmann sei von der Nutzlosigkeit eines Hilferufs überzeugt gewesen, so hofften wir, der Leser würde unsern Gedanken begreifen.

Es war unnütz die Leute um Hilfe anzurufen, die in solchen Fällen zur Hilfeleistung verpflichtet waren d. h. die Agenten des Herrn von Mouchy, Oberverhörriechters von Frankreich. Diese Agenten, die man Mouchis oder sogar Mouchards nannte, liefen Tag und Nacht durch die Stadt und hatten allerdings den Auftrag alle Diejenigen zu verhaften die ihnen verdächtig schienen.

Aber den Herren Mouchis oder Mouchards, wie man sie nennen will, schienen die Diebsbanden die Paris unsicher machten nicht verdächtig, und mehr als einmal hatten besagte Agenten des Herrn von Mouchy sogar, wenn sie die Gelegenheit günstig fanden und eine reiche Beute lockte, den Verdächtigen Hilfe geleistet, ob nun dieselben der Gesellschaft der *tire-soie* oder vornehmen Diebe angehörten, die bloß Leute von Stand angriffen, oder ob sie zu der Klasse der *tire-laine* gehörten, armer Teufel und Diebe der untersten Kategorie, die sich damit begnügten Spießbürgern die Taschen zu leeren.

Außer den beiden großen Kategorien die wir soeben bezeichnet haben, gab es noch die Gesellschaft der *bösen Buben*, Bravi, die in Regimenten und Sectionen eingetheilt waren und sich als Mörder allen Denjenigen verdingten, von denen sie mit ihrem Vertrauen beehrt wurden. Und bemerken wirs im Vorübergehen, da die Zahl Derjenigen die sich in diesen Zeiten der Liebe und des Hasses irgend Jemandens zu entledigen wünschten groß war, so mangelte es nicht an Arbeit.

»Auch diese schienen den Agenten des Herrn von Mouchy nicht verdächtig. Man wußte, daß sie im Allgemeinen für vornehme und reiche Herren, ja sogar für Prinzen arbeiteten, und man hütete sich wohl sie in der Ausübung ihrer Verrichtungen zu stören.

Blieben noch die *guilleries*, die *plumets* und die *grisons*, die unsern Beutelschneidern, unsern *voleurs à la tire* und unsern *barboteurs* entsprachen. Diese aber waren so verächtliche Bursche, daß die Agenten des Herrn von Mouchy, selbst wenn sie ihnen verdächtig geschienen hätten, es unter ihrer Würde gefunden haben würden sich mit ihnen einzulassen.

Es war daher sehr selten, daß ein Edelmann bei Nacht anders als wohl bewaffnet, und besonders mit einem tüchtigen Gefolge von Dienern sich auf die Straßen von Paris wagte.

Es war also eine große Unvorsichtigkeit von unsern jungen Leuten zu einer solchen Stunde ohne alles Gefolge auszugehen, und wir können ihnen diesen Leichtsinns nur mit Berücksichtigung des wichtigen Geschäfts verzeihen, das sie hinaustrieb.

Deßhalb hatte der Anführer der *tire-soie*, als er den Mann mit der drohenden Stimme angriff, sogleich eingesehen, daß derselbe ein Edelmann aus der Provinz sein mußte.

Nach unsern vorausgeschickten Bemerkungen über das Verfahren der Agenten des Herrn von Mouchy wird man sich nicht wundern, daß auf das Hilfesgeschrei des Bedienten Niemand herbeikam. Aber, dieses Geschrei war, wie es scheint, von, einem jungen Mann gehört worden, der vom Hotel Coligny wegging. Da er begriff, um was es sich handele, so hatte er seinen Mantel um seinen linken Arm geschlungen, mit der rechten Hand seinen Degen gezogen, und war herbeigeeilt mit dem Ruft:

»Haltet fest, Herr! Ihr ruft um Hilfe, da ist Hilfe.«

»Ich rufe nicht um Hilfe, « antwortete der Edelmann, indem er weiter focht; »nur dieser Heuler von La Briche da glaubt sich berechtigt um fünf oder sechs elender Mörder willen einen Edelmann zu bemühen und ein ganzes Quartier aufzuwecken.«

»Wir sind keine Mörder, mein Herr, antwortete der Anführer der Bande, »und Ihr könnt dieß aus der Höflichkeit ersehen, womit wir Euch angreifen. Wir sind *tire-soie*, wie wir Euch bereits gesagt haben, Diebe aus guter Familie, wir haben Jeder ein eigenes Haus und wir plündern nur Edelleute. Statt einen Dritten zu Hilfe zu rufen, der die Sache vergiften wird würdet Ihr weit besser thun, wenn Ihr Euch gutwillig ergäbet und uns nicht zu Gewaltmaßregeln zwanget, die uns unaussprechlich zuwider sind.«

»Ihr sollt keine Pistole bekommen!« antwortete der angegriffene Edelmann.

»Ha, Banditen! Ha, Canaillen! Ha, elende Schufte!« rief der Edelmann, der vom Admiral herauskam, indem er sich mitten ins Gewühl stürzte.«

Und einer der *tire-soie* stieß einen Schrei aus, welcher bewies, daß der neue Ankömmling die That mit der Drohung verbunden hatte.

»Wohlan denn!« sagte der Anführer der Bande »da Ihr so starrköpfig seid, so sehe ich wohl, daß man der Sache ein Ende machen muß.«

Und im Schatten wurde die formlose Gruppe belebter, das Geschrei der Verwundeten wiederholte sich gellender, zahlreichere Funken sprühten aus Schwertern und Dolchen.

La Briche focht zwar nach besten Kräften, schrie aber fortwährend um Hilfe. Das war bei ihm System, und er konnte behaupten, daß es gut sei, da es schon einmal geglückt war.

Sein Geschrei hatte den gewünschten Erfolg, nachdem die Inscenirung der Personen einmal gegeben war.

Wir können doch diese drei Männer nicht kaltblütig ermorden lassen, « sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon, indem er nach dem Degen griff.

»Es ist wahr, Prinz, « antwortete der Herzog von Montpensier, »und wahrhaftig, ich schäme mich, daß wir so lange gewartet haben.«

Und nun stürzten sich auch die beiden jungen Leute in Folge des Hilfesgeschreis von La Briche auf den Kampfplatz, indem sie ihrerseits riefen:

»Haltet fest, ihr Herren! wir sind da! auf Tod und Leben!«

Die tire-soie, die schon vorher drei Männer zu bekämpfen gehabt, bereits zwei von den ihrigen verloren hatten und jetzt diese neue Verstärkung in ihren Rücken fallen sahen, beschlossen eine letzte Anstrengung zu versuchen, obschon sie nur noch neun gegen fünf waren.

Der Anführer blieb mit fünf Mann den drei ersten Angegriffenen gegenüber stehen, während vier Banditen Recksumkehrt machten, Inn die Herren von Montpensier und de la Roche-sur-Yon zu empfangen.

»Also auf Tod und Leben, meine Herren, da Ihr es durchaus wollt, « rief der Anführer.

»Auf Tod und Leben!« wiederholte die ganze Bande.

»Ei, ei, wie Ihr ins Zeug geht Kameraden! auf Tod und Leben?« sagte der Edelmann, der aus dem Hotel Coligny gekommen war. »Nun wohl denn, ja, auf Tod und Leben! Da . . . «

Und indem er so weit ausschritt, als seine kurze Taille ihm gestatten, rannte er einem der Eingreifer seinen Degen durch den Leib.

Der Verwundete stieß einen Schrei aus, that drei Schrittes rückwärts und fiel todt auf das Pflaster.

»Ein hübscher Stoß!« sagte der Edelmann, der zuerst angehalten worden. »Aber ich glaube ich kann Euch mit einem ähnlichen aufwarten. Seht . . .«

Damit schritt er ebenfalls aus und stieß seinen Degen bis ans Heft einem Banditen in den Bauch.

Binahe zu gleicher Zeit verschwand der Dolch des Herzogs von Montpensier die zum Griff in der Kehle eines seiner Gegner. Die Banditen waren nur noch sechs gegen fünf, d. h. sie begannen die Schwächeren zu werden, als auf einmal die Thür des Hotels Coligny weit aufging und der Admiral, gefolgt von zwei Fackelträgern und vier bewaffneten Lakaien, in einem Schlafrock und mit seinem bloßen Degen in der Hand unter dem leuchteten Gewölbe erschien.

»He da, ihr Lumpenhunde!« rief er, »was ist das? Man säubere die Straße und zwar schnell, sonst lasse ich Euch alle zusammen wie Raben am Hauptthore meines Hotels annageln.«

Dann wandte er sich gegen seine Lakaien und sagte:

»Drauf Kinder! geht diesen Schlingeln zu Leibe.«

Er ging selbst mit dem Beispiel voran und stürzte sich auf das Schlachtfeld.

Jetzt war kein Widerstand mehr möglich.

»Fliehe wer kann!« rief der Anführer, indem er, aber etwas zu spät, einen Degenstoß parierte, der noch die Kraft hatte ihm durch den Arm zu dringen. »Fliehe wer kann, es ist der Prinz von Condé!«

Damit machte er eine schnelle Wendung nach links und lief eiligst davon.

Unglücklicherweise konnten fünf seinen Kameraden diese wohlgemeinte Mahnung nicht benützen. Vier lagen zu Boden, und der fünfte mußte sich an die Mauer lehnen, um nicht zu fallen.

Er war in diesen Zustand durch den Prinzen de la Roche-sur-Yon versetzt worden, so daß Jeder seine Schuldigkeit gethan hatte.

Auf Seiten der Edelleute gab es nur Ritzen oder unbedeutende Wunden.

Als der zuerst angegriffene Edelmann zu seinem großen Staunen erfuhr, daß derjenige, der ihm zuerst zu Hilfe gekommen, kein Anderer als der Prinz von Condé war, wandte der sich gegen ihn, verbeugte sich ehrfurchtsvoll und sprach:

»Gnädigster Herr, ich habe der Vorsehung doppelt zu danken:« erstens daß sie mich gerettet, zweitens, daß sie den tapfersten Edelmann Frankreichs, möge es diesen edeln Herren nicht mißfallen, zum Werkzeug meiner Rettung gewählt hat.«

»Wahrhaftig, meine Herren, « antwortete der Prinz, »ich schätze mich glücklich, daß mich der Zufall in dieser Nacht zu meinem Vetter dem Admiral, geführt hat, was mir Gelegenheit verschaffte Euch nützlich zu sein. Jetzt danket Ihr mir für das Wenige, was ich für Euch gethan habe, in so schönen Ausdrücken, daß ich Euch verbunden wäre, wenn Ihr mir Euren Namens sagen wolltet.«

»Gnädigster Herr, ich heiße Gottfried von Barri.«

»Ah!« fiel Condé ein, »Baron von Perigord, Herr von la Renaudie?«

»Einer meiner guten Freunde, « sagte der Admiral, indem er la Renaudie die eine und dem Prinzen von Condé die andere Hand reichte. »Aber ich täusche mich nicht, « fuhr er fort, »es ist schon lange her, daß das Pflaster den Königs eine so schöne und so gute Gesellschaft zusammengeführt hat — der Herr Herzog von Montpensier und der Prinz de la Roche-sur-Yon?«

»In Person, Herr Admiral, « fragte der Prinz de la Roche-sur-Yon, während la Renaudie sich gegen ihn und seinen Cameraden wandte nun Beide begrüßte; »und wenn es diesen armen Teufeln angenehm sein kann zu erfahren, daß diejenigen, welche ihnen ihre Pässe nach der Hölle ausgestellt haben nicht gerade Bauernlummel sind, so mögen sie ruhig und zufrieden sterben.«

»Meine Herren, « sagte der Admiral »das Hotel Coligny steht offen. Damit will ich Euch sagen, daß Ihr, wenn Ihr mir die Ehre erweisen wollt hinaufzukommen und einige Erfrischungen anzunehmen, willkommen sein werdet.«

»Dank, meint Vetter!« antwortete Herr von Condé. »Ihr wißt, daß ich Euch vor zehn Minuten in der Absicht verließ nach Hause zu gehen. Ich ahnte nicht, daß ich das Vergnügen haben würde vor Eurer Thüre einen Edelmann zu treffen, dessen Bekanntschaft Ihr mir versprochen hattet.«

Und er verbeugte sich höflich gegen la Renaudie.

»Einem wackern Edelmann, den ich bei der Arbeit gesehen habe, mein Vetter, und der sich meiner Treu vortrefflich dabei zu benehmen weiß, « fuhr der Prinz fort. »Seid Ihr schon lange in Paris, Herr von Barri?«

»Ich komme eben erst an, gnädigster Herr, « antwortete la Renaudie im Tone tiefer Wehmuth, indem er einen letzten Blick auf den Unglücklichen warf, den er mit seinem letzten Degenstoß sterbend auf das Pflaster gestreift hatte, »und ich hatte nicht erwartet, daß ich, nachdem ich kaum eine halbe Stunde über den Barrieren wäre, den Tod eines Menschen verursachen und einem großen Prinzen mein Leben verdanken sollte.«

»Herr Baron, « sagtest er Prinz von Condé, in dem er mit seiner gewohnten Eleganz und Höflichkeit dem jungen Mann die Hand reichte, »seid versichert, daß es mir das größte Vergnügen bereiten wird Euch wieder zu sehen. Die Freunde des Herrn Admirals sind die Freunde des Prinzen von Condé.«

»Schön, mein lieber Prinz, « sagte Coligny in einem Ton, welcher bedeutete : Es ist kein leeres Versprechen was Ihr uns da gebt, und wir werden darauf zurückkommen.

Dann wandte er sich gegen die jungen Leute und fragte:

»Und Ihr, gnädigste Herren, werdet Ihr mir die Ehre erweisen in mein Haus zu treten? Ehe ich der Feind Eures Vaters wurde, Herr von Montpensier, oder vielmehr ehe er der meinige wurde, waren wir gute und lustige Cameraden. Ich hoffe, « fügte er mit einem Seufzer hinzu, »daß, nur

die Zeiten sich verändert haben und nicht die Herzen.«

»Dank, Herr Admiral;« sagte der Herzog von Montpensier, indem er für sich und den Prinzen de la Roche-sur-Yon antwortete, denn Colignys Worte hatten hauptsächlich ihm gegolten: »wir würden Eure Gastfreundschaft mit größtem Vergnügen, wenn auch nur für einen Augenblick annehmen; aber es ist weit von hier ins Hotel Condé: man muß über Brücken und durch schlimme Quartiere gehen, und wir wollen den Prinzen um die Gunst ersuchen unsere Begleitung anzunehmen.«

»Gebt, meine Herren, und Gott behüte Euch! Im Uebrigen möchte ich allen Pariser tire-soie und tire-laine nicht rathen, drei Tapfere, wie Ihr seid anzugreifen.«

Diese ganze Besprechung fand auf dem Kampfplatze selbst statt, und die Sieger hielten sie im Blute stehend, ohne daß Einer von ihnen, mit Ausnahme von la Renaudie, der einer andern Zeit anzugehören schien, den fünf Unglücklichen, von denen drei bereits Leichen waren, zwei aber noch röchelten, auch nur einen Blick schenkte.

Der Prinz von Condé, der Prinz de la Roche-sur-Yon und der Herzog von Montpensier verabschiedeten sich von dem Admiral und la Renaudie und gingen nach dem Pont aux Mouline hinauf, da ein Edict den Fährleuten verbot nach neun Abends noch Jemand überzusetzen.

Allein mit Renaudie geblieben, reichte der Admiral ihm die Hand:

»Ihr meiner zu mir, nicht wahr, mein Freund?« sagte er zu ihm.

»Ja, ich komme von Genf und habe Euch die wichtigsten Nachrichten zu bringen.«

»Trete ein! zu jeder Stunde des Tags und der Nacht ist mein Haue das Eurige.«

Und er zeigte ihm die offene Thüre des Hotels, das auf den Gast wartete, der unter dem Schutz des Herrn hereinkommen sollte, da der Herr selbst ihn so wunderbar gerettet hatte.

Während dieser Zeit erzählten die beiden jungen Leute, die, wie man sich wohl denken kann, den Prinzen nicht begleitet hatten um ihm als Escorte zu dienen, sondern um ihm das Abenteuer zwischen dem König und Fräulein von St. André mitzuthemen, auf's Umständlichste diese ganze Geschichte, welche er selbst mit noch viel genaueren Details so eben dem Admiral hinterbracht hatte.

Die Nachricht war für Herrn von Coligny ganz frisch gewesen. Die Frau Admiralin war nach Hause gekommen und hatte sich in ihr Zimmer verschlossen, ohne nicht bloß von diesem Ereigniß das sie nicht vorher sehen konnte, sondern auch von dem Verlust des Billets, der ersten Ursache des ganzen Haders, ein Wörtchen zu sagen, so daß Herr von Condé, so gut er auch über alles Andere unterrichtet war, gleichwohl noch nicht wußte, auf welche Art und auf welche Indizien hin der ganze Hof, mit Herrn von St. André und Herrn von Joinville an der Spitze, im Saal der Verwandlungen eingedrungen war.

Dieß war ein Geheimnis, das die beiden jungen Prinzen ihm erklären konnten.

Sie erzählten ihm also, indem sie wie die Schäfer Virgils abwechselten, wie die Admiralin bis zu Thränen gelacht und dann ihr Schnupftuch aus der Tasche gezogen, um ihre Augen zu wischen; wie sie mit ihrem Schnupftuch zugleich ein Billet herausgezogen habe, das auf die Erde gefallen sei ; wie Herr von Joinvilles dieses Billet aufgehoben und nach dem Weggang der Admiralin der Königin Mutter übergeben; wie die Königin Mutter, in der Meinung, besagtes Billet betreffe ihre gute Freundin die Admiralin persönlich, die Überrumpelung beantragt habe, wie dieselbe in Folge einstimmigen Beschlusses ausgeführt worden, aber zuletzt auf die Häupter der Urheber zurückgefallen sei.

Am Ende der Erzählung war man vor dem Hotel Condé angelangt. Der Prinz machte jetzt seinerseits den beiden jungen Leuten den selben Antrag, welchen der Admiral vorher der ganzen Gesellschaft gemacht hatte, allein sie lehnten ihn ab, gestanden jedoch ihren wahren Grund ein. Sie haben, sagten sie, mit dieser Balgerei des Herrn la Renaudie eine kostbare Zeit verloren, und sie besitzen noch viele Freunde, denen sie dieselbe Geschichte erzählen müssen.

»Was mich an dem Abenteuer am meisten ergötzt, « sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon, indem er Herrn von Condé zum letzten Mal die Hand drückte, »Das ist das Gesicht, das der stille Anbeter des Fräuleins von St André schneiden wird, wenn er die Sache erfährt.«

»Wie! der stille Anbeter?« sagte der Prinz von Condé, indem er die Hand des Herrn de la Roche-sur-Yon festhielt, die er so eben loslassen wollte.

»Ei der Tausend, Ihr wißt das nicht?« fragte der junge Mann.

»Ich weiß gar Nichts meine Herren erwiderte der Prinz lachend. »Sprecht! Sprecht!«

»Ah bravo!« rief der Herzog von Montpensier, »denn das ist noch das Schönste an der Geschichte.«

»Ihr wußtet wirklich nicht, « fragte der Prinz de la Roche-sur-Yon, »daß Fräulein von St. André außer einem Bräutigam und seinem Liebhaber noch einen stillen Anbeter hatte!«

»Und dieser stille Anbeter;« fragte, der Prinz, »wer ist er?«

»Ah, meiner Treu, diesmal fragt Ihr mich zuviel: ich weiß seinen Namen nicht.«

»Ist er jung? ist er alt?« fragte der Prinz.

»Man sieht sein Gesicht nicht.«

»Wirtlich?«

»Nein! er ist immer in einen großen Mantel gehüllt der den ganzen untern Theil seines Gesichtes verdeckt.«

»Es ist irgend ein Spanier vom Hofe König Philipps II., « meinte der Herzog von Montpensier.

»Und wo zeigt er sich, dieser stille Anbeter oder vielmehr dieser Schatten?«

»Wenn Ihr nicht so selten im Louvre wäret mein lieber Prinz so würdet Ihr das nicht fragen, « sagte der Herzog von Montpensier.

»Warum ?«

»Weil es seht bald sechs Monate sind, daß er, sobald die Nacht anbricht, unter den Fenstern seiner Schönen spazieren geht.«

»Bah!«

»Es ist, wie ich Euch sage.«

»Und Ihr wißt den Namen dieses Mannes nicht?«

»Nein.«

»Ihr habt sein Gesicht nicht gesehen?«

»Ihr habt ihn an seiner Haltung nicht erkannt?«

»Er ist immer in einen großen Mantel eingehüllt.«

»Und Ihr könnt Euch nicht denken, wer es ist Prinz?«

»Nein.«

»Nicht den mindesten Verdacht, Herzog?«

»Nicht den mindesten.«



»Man hat doch wohl irgend eine Vermuthung aufgestellt?«

»Eine unter andern, « sagte der Prinz de la Roche-sur-Yon.

»Welche?«

»Man hat gesagte daß Ihr es seit, fuhr der Herzog von Montpensier fort.

»Ich habe so viele Feinde im Louvre.«

»Aber es war Nichts daran, nicht wahr ?«

»Ich bitte um Entschuldigung, meine Herrn, ich war's!«

Damit grüßte der Prinz die beiden jungen Leute obenhin, kehrte in sein Hotel zurück und schloß die Thüre hinter sich zu, während, die Herren von Montpensier und de la Roche-sur-Yon verblüfft auf der Straße stehen blieben.

---

## VIII.

### *Wie die Mutter, so der Sohn.*

Die Königin Mutter hatte in der ganzen Nacht kein Auge zugethan.

Bisher hatte ihr Sohn, ein schwaches kränkliches, kaum mannbares, mit einer koketten jungen Frau verheirathete Kind, sich nur mit Liebe Jagd und Poesie beschäftigt, die Führung der Geschäfte aber, das was die Könige die Last des Staates nennen, und dessen Erhaltung gleichwohl ihr einziges Dichten und Trachten ist, vollständig ihr selbst und der Familie Guise überlassen.

Catharina war inmitten der Intriguen der italienischen Politik, einer kleinlichen und stänkerischen Politik, die für ein kleines Herzogthum wie Toskana gut sein mochte, aber eines großen Königreichs wie Frankreich zu werden begann, unwürdig war — aufgewachsen, und für sie war die Macht das Leben.

Was sah sie aber jetzt an dem Horizont hervorschimmern, der dem ihrigen entgegengesetzt war? Eine Nebenbuhlerin nicht um die Liebe ihres Sohnes — über diesen Verlust würde sie sich getröstet haben — wer selbst nicht liebt, kann keine Liebe verlangen, und sie liebte weder Franz II. Noch Carl IX.

Die umsichtige Florentinerin erschreck also, als sie bei ihrem Sohne ein Gefühl gewährte das ihr unbekannt, das ihm nicht von ihr selbst eingegeben worden war, das sich ohne sie entwickelt hatte und nun auf einmal mitten im Hof mit einem Eclat zum Vorschein kam, der sie überraschte und zwar sie selbst nach mehr überraschte als die Andern.

Ganz besonders erschreck sie, als sie den Namen der Dame erfuhr, der ihr Sohn sich zugewendet hatte; denn zwischen den sechzehn Jahren des jungen Mädchens hindurch hatte sie in blitzenden Strahlen den Ehrgeiz des Weibes glänzen gesehen.

Sobald es Tag wurde, ließ sie also ihrem Sohn sagen, sie sei leidend und lasse ihn ersuchen zu ihr zu kommen.

In ihrer eigenen Wohnung konnte Catharina, wie ein gewandter Schauspieler auf seinem Theater, ihren Platz wählen und die Scene beherrschen. Sie stellte sich in den Schatten, wo sie halb unsichtbar blieb ; ihren, Gast stellte sie ins Licht, wo sie Alles sehen konnte.

Deßhalb ging sie nicht selbst zu ihrem Sohn, sondern schützte eine Unpäßlichkeit vor und ließ ihn um seinen Besuch bitten.

Der Bote kam zurück, mit der Nachricht der König schiefe noch.

Catharina wartete ungeduldig noch eine Stunde und schickte von Neuem hin.

Dieselbe Antwort.

Sie wartete mit steigender Ungeduld noch eine weitere Stunde.

Der König schlief fortwährend.

»Oh, oh!« murmelte Catharina, »die französischen Prinzen sind nicht gewöhnt so lange zu schlafen. Dieser Schlaf ist zu hartnäckig um natürlich zu sein.«

Und sie verließ ihr Bett, wo sie, in der Hoffnung die fein ausgedachte Scene halb durch die

Vorhänge verborgen spielen zu können, gewartet hatte, und gab Befehl sie anzukleiden.

Das Theater veränderte sich. Alle die Vortheile welche Catharina in ihrer eigener Wohnung für sich gehabt hätte, mangelten ihr in der Wohnung ihres Sohnes. Aber sie hielt sich für eine so gewandte Schauspielerin, daß dieser Scenenwechsel durchaus einen Einfluß auf die Entwicklung haben könnte.

Ihre Toilette ging schnell von Statten und so bald sie vollendet war, begab sich Catharina in aller Eile nach den Gemächern Franz II..

Sie trat zu jeder Stunde bei dem König ein, wie eine Mutter bei ihrem Sohn eintritt. Keiner der Bedienten oder Offiziere, die im Vorzimmer standen, hätte sichs einfallen lassen sie anzuhalten.

Sie ging also durch den ersten Saal, der nach der Wohnung des Königs führte, hob den Thürvorhang des Schlafzimmers in die Höhe und er blickte ihn, nicht im Bette liegend und schlafend sondern vor einer Fensteröffnung an einem Tisch sitzend.

Den Ellbogen aus diesen Tisch gestemmt und den Rücken der Thüre zugekehrt, betrachtete er einen Gegenstand mit solcher Aufmerksamkeit, daß er nicht hörte wie der Thürvorhang vor seiner Mutter sich hob und hinter ihr wieder zufiel.

Catharina blieb an der Thüre stehen. Ihr Auge, das Anfangs über das Bett hinweggeschweift war, heftete sich auf Franz II.

Ihr Blick schleuderte einen Blitz, worin wahrlich mehr Haß als, Liebe lag.

Dann schritt sie langsam vor, und ohne mehr Geräusch zu machen als wenn sie ein Schatten gewesen wäre und kein Körper, stützte sie sich auf die Lehne des Fauteuils und schaute ihrem Sohnes über die Schulter.

Der König hatte sie nicht kommen gehört; er betrachtete voll Begeisterung ein Bild des Fräuleins von St. André.

Der Ausdruck in Catharina's Gesicht wurde wieder fester und ging in Folge einer raschen Muskelzusammenziehung in den entschiedensten Haß über.

Dann lieh sie eine mächtige Rückwirkung auf sich selbst eintreten, so daß alle Muskeln ihres Gesichtes sich abspannten und das Lächeln auf ihre Lippen zurückkehrte.

Sie neigte jetzt den Kopf beinahe so tief , daß sie den Kopf des Königs berührte.

Franz fuhr erschrocken zusammen, als er den lauen Hauch eines Athems in seinen Haaren verspürte.

Er drehte sich rasch um und erkannte seine Mutter.

Blitzschnell kehrte er das Portrait um, legte es mit der Seite des Gewölbes auf den Tisch und hielt seine Hand darauf.

Dann aber rollte er, statt wie gewöhnlich aufzustehen und seine Mutter zu küssen den Lehnstuhl von Catharina weg. Hierauf grüßte er sie kalt.

»Nun wohl, mein Sohn, fragte die Florentinerin, als ob sie von dem geringen Grad der Zärtlichkeit, der in diesem Gruße lag, keine Notiz nähme, »was geht denn vor?«

»Ihr fragt mich, « was vorgehe ?«

»Ja.«

»Nichts so viel ich weiß, meine Mutter.«

»Ich bitte um Verzeihung, mein Sohn, es muß etwas Außerordentliches vorgehen?«

»Warum denn?«

»Weil es nicht Eure Gewohnheit ist in lange liegen zu bleiben. Es ist wahr, man hat mich vielleicht getäuscht, oder kann auch mein Bote falsch gehört haben.«

Franz gab keine Antwort, sondern betrachtete seine Mutter beinahe eben so starr wie sie ihn.

»Ich habe, fuhr Catharina fort, »seit diesem Morgen viermal zu Euch geschickt. Man hat mir geantwortet, Ihr schlafet noch.«

Sie machte eine Pause; aber der König, schwieg beharrlich und schaute sie fortwährend an, wie wenn er sagen wollte: »Nun weiter?«

»Dieser beharrliche Schlaf? fuhr Catharina fort, »hat mich beunruhigt und da ich fürchtete, Ihr möchtet krank geworden sein, so bin ich selbst gekommen.«

»Ich danke Euch Madame, « sagte der junge Fürst sich verbeugend.

»Ihr müßt mich nie so beunruhigen, Franz,« bat die Florentinerin. »Ihr wißt, wie sehr ich Euch liebe, wie theuer mir Eure Gesundheit ist. Spielet also nicht mehr mit den Besorgnissen Eurer Mutter. Kümernisse genug stürmen auf mich ein, ohne daß meine Kinder sie durch ihre Gleichgültigkeit gegen mich noch vermehren.

Der junge Mann schien einen Entschluß zu fassen. Ein blasses Lächeln irrte über seinen Mund, und indem er seiner Mutter seine Rechte bot, während die Linke fortwährend auf dem Bilde ruhte, sagte er:

»Dank Mutter; es ist an dem was man Euch gesagt hat etwas Wahres neben viel Uebertreibung. Ich bin leidend gewesen, ich habe eine . . . unruhige Nacht gehabt und bin zwei Stunden, später aufgestanden als gewöhnlich.«

»Oh!« machte, Catharina ganz betrübt.

»Aber, « fuhr Franz II. fort, »ich befinde mich jetzt wieder vollkommen wohl und bin bereit mit Euch zu arbeiten ; wenn es Euch beliebt.

»Und warum, mein liebes Kind, sagte Catharina, indem sie in einer ihrer Hände die Hand des Königs zurückhielt und an ihr Herz drückte, mit der andern durch seine Haare strich, »warum habt Ihr eine unruhige Nacht zugebracht? Habe ich mir nicht die Last sämtlicher Staatsgeschäfte vorbehalten und Euch bloß die Freuden des Königthums überlassen? Wies kommt es, daß Jemand es sich erlaubt hat Euch eine Mühe zu bereiten, die nur mich allein angeht? denn ich denke mir, daß die Interessen des Staates es waren die Euch beunruhigt haben.«

»Ja Madame,« antwortete Franz mit solcher Hast, daß Catharina die Lüge errathen haben würde, wenn sie nicht zum Voraus die wahre Ursache der Unruhe dieser in der That sehr aufgeregten Nacht gewußt hätte.

Aber sie hütete sich wohl den mindesten Zweifel zu äußern und stellte sich im Gegentheil, als ob sie den Worten ihres Sohnes vollkommen Glauben schenkte.

»Irgend einen großen Entschluß zu fassen, nicht wahr? Fuhr Catharina fort, die es offenbar darauf abgesehen hatte ihren Sohn tüchtig in die Enge zutreiben; »einen Feind zu bekämpfen, eine Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, eine Steuer zu erleichtern, ein Todesurtheil zu bestätigen?«

Bei diesen Worten dachte Franz II. Wirklich daran, daß man ihn Tags zuvor ersucht hatte die Hinrichtung des Raths Dubourg auf den heutigen Abend festzusetzen.

Er ergriff lebhaft die Antwort, die ihm in den Mund gelegt wurde.

»Ganz richtig! das ist's, meine Mutter,« sagte er. »Es handelt sich um ein Todesurtheil, das ein

Mensch, wenn dieser Mensch auch König ist, an einem andern Menschen vollstrecken lassen soll. Ein Todesurtheil ist immer eine so ernste Sache, daß Ihr hierin den wahren Grund der Unruhe sehen könnt, worin ich mich seit gestern befinde.«

»Ihr fürchtet Euch den Tod eines Unschuldigen zu unterzeichnen, nicht wahr?«

»Des Herrn Dubourg, ja, meine Mutter.«

»Das zeugt von einem guten französischen Herzen, und Ihr seid der würdige Sohn Eurer Mutter. Aber in dieser Beziehung ist glücklicher Weise kein Irrthum möglich. Der Rath Dubourg ist von drei verschiedenen Gerichtsbarkeiten der Ketzerei schuldig erkannt, und die Unterschrift, die man von Euch verlangt, damit die Hinrichtung heute Abend statt finden kann, ist eine einfache Formalität.«

»Gerade das ist das Furchtbare, meine Mutter, « sagte Franz, »daß eine einfache Formalität genügt, « einem Menschen das Leben zu nehmen.«

»Euer Herz ist gediegen Gold, mein Sohn,« sagte Catharina, »und oh wie stolz hin ich auf Euch! Gleichwohl müßt Ihr Euch beruhigen. Das Staatswohl geht dem Leben eines Menschen vor, und im gegebenen Fall braucht Euch der Tod des Rathes um so weniger Bedenken zu erregen als dieser Todt erstens gerecht und zweitens nothwendig ist.«

»Es ist Euch nicht unbekannt meine Mutter,« sagte der junge Mann erblassend und nach einem augenblicklichen Zögern daß ich zwei Drohbrieve empfangen habe.«

»Lügnerische Memme!« murmelte Catharina zwischen ihren Zähnen.

Dann antwortete sie mit einem Lächeln:

»Mein Sohn, just weil Ihr diese zwei Drohbrieve in Betreff des Herrn Dubourg empfangen habt, müßt Ihr ihn verurtheilen; sonst würde man glaube, Ihr habet Drohungen nachgegeben und Eure Nachsicht sei Angst.«

«Ah, « sagte Franz, »und Ihr glaubet Das?«

»Ja, ich glaube es, mein Sohn,« antwortete Catharina, »während im Gegentheile, wenn Ihr bei Trompetenschall zuerst die zwei Drohbrieve und gleich darauf das Urtheil öffentlich verlesen lasset, große Ehre auf Euch und große Schande auf Herrn Dubourg fallen wird. Alle diejenigen die im Augenblick weder für noch gegen ihn sind, werden gegen ihn sein.«

Franz schien zu überlegen.

»Nach der Art dieser beiden Briefe, « fuhr Catharina fort, »sollte es mich gar nicht wundern, wenn ein Freund sie geschrieben hätte und nicht ein Feind.«

»Ein Freund,, Madame?«

»Ja, « versicherte Catharina, »ein Freund, dem das Glück des Königs und der Ruhm des Reiches gleich sehr am Herzen liegt.«

Der junge Mann senkte sein trübes Auge unter dem scharfen Blick seiner Mutter.

Dann richtete er nach kurzem Schweigen sein Haupt wieder empor und fragte:

»Ihr selbst habt wir diese zwei Briefe schreiben lassen, nicht wahr, Madame ?«

»Oh,« sagte Catharina in einem Ton, der ihre Worte Lügen Strafte, »ich sage Das nicht, mein Sohn.«

Catharina hatte einen doppelten Grund ihren Sohn glauben zu lassen, daß die beiden Briefe von ihr kommen. Erstens beschämte sie ihn wegen seiner Feigheit, und dann benahm sie ihm die Furcht, welche die besagten Briefe ihm einjagen konnten.

Der junge Mann, den diese Briefe wirklich in höchsten Grad beunruhigt hatten, und der noch immer einen Zweifel behielt, warf seiner Mutter einen raschen Blick voll Zorn und Haß zu.

Catharina lächelte.

»Wenn er mich erwürgen könnte, « sagte sie bei sich selbst, »so würde er es gewiß in diesem Augenblick thun. Aber glücklicher Weise kann er es nicht.«

Also hatten weder die erheuchelte Mutterzärtlichkeit, noch die Ergebenheitsversicherungen, noch die katzenartigen Schmeicheleien und Liebkosungen Catharina's auf Franz einzuwirken vermocht. Die Königin Mutter sah auch, daß ihre Befürchtungen in Erfüllung gehen würden, und daß sie im Begriff stand ihre Herrschaft über ihn zu verlieren, wenn sie nicht so schnell als möglich diesem Unglück vorzukehren wußte.

Sie veränderte ihren Angriffsplan«, vollständig und augenblicklich.

Sie stieß einen Seufzer aus, schüttelte den Kopf und gab ihrem Gesicht den Ausdruck der tiefsten Niedergeschlagenheit.

»Ach, mein Sohn, « rief sie; »ich muß mich also wirklich von Etwas überzeugen was ich nicht glauben wollte, woran ich aber jetzt nicht mehr zweifeln darf.«

»Von was, Madame?« fragte Franz.

»Mein Sohns mein Sohn, « sagte Catharina indem sie eine Thräne zu Hilfe zu rufen versuchte, »Ihr habt kein Vertrauen mehr zu Eurer Mutter.«

»Was wollt Ihr damit sagen?i« antwortete der junge Mann im Tone düsterer Ungeduld.

»Ich will damit sagen, Franz, daß Ihr auf einmal fünfzehn Jahre tödtlicher Unruhe, fünfzehn Jahre beständigen Wachens an Eurem Kissen vergesst; ich will damit sagen, daß Ihr die Beängstigungen vergesst, in welche Eure kränkliche Kindheit mich versetzt, die beständigen Sorgen, womit meine Mutterliebe Euch von der Wiege an umgeben hat.«

»Ich begreife immer noch nicht, Madame; aber ich bin an Geduld gewöhnt worden: ich warte und höre.«

Und die geballte Faust des jungen Mannes verrieth ganz und gar Nichts von der Sanftmuth, deren er sich rühmte, denn er drückte mit beinahe krampfhafter Bewegung auf das Porträt des Fräuleins von St André.

»Nun wohl, « versetzte Catharina, »Ihr werdet mich sogleich begreifen. Ich sage, dass in Folge der Sorgen, die ich um Euch gehabt habe, Franz, Euch ebenso gut kenne, als Ihr Euch selbst kennt. Nun ist diese Nacht sehr unruhevoll für Euch gewesen, das weiß ich, aber nicht weil Ihr an das Staatswohl gedacht, weil Ihr zwischen Strenge und Nachsicht geschwankt habt, sondern weil das Geheimniß Eurer Liebeshändel mit Fräulein von St. André ans Licht gekommen ist.«

»Mutter rief der junge Mann, dem alt die Schmach und Wuth, die er in der letzten Nacht hatte verschlucken müssen, zu Kopfe stieg.

Franz, der gewöhnlich eine matte und ungesunde Blässe hatte, wurde roth, wie wenn eine Buntwolke über sein Gesicht hinzöge.

Er erhob sich, hielt aber mit der Hand seine Stuhllehne krampfhaft fest.

»Ah, Ihr wißt das, Mutter?«

»Wie kindisch ihr seid, Franz!« sagte Catharina mit der Gutmüthigkeit, welche sie so geschickt zu erheucheln mußte; »als ob die Mütter nicht Alles wüßten!«

Franz stand stumm mit übereinander gebissenen Zähnen, mit bebenden Lippen da.

Catharina fuhr mit ihrer sanftesten Stimme fort:

»Sehet, mein Sohn, warum habt Ihr mir denn diese Leidenschaft nicht anvertraut? Ich würde Euch allerdings einige Vorwürfe gemacht, ich würde Euch allerdings an Eure Gattenpflichten erinnert, ich würde Euch allerdings die Anmuth, Schönheit, den Geist der jungen Königin vor Augen zu führen versucht haben. . .«

Franz schüttelte mit düsteren Lächeln den Kopf.

»Das würde Nichts gefruchtet haben?« fuhr Catharina fort. »Nun wohl, wenn ich gesehen hätte daß das Uebel unheilbar war, so würde ich es nicht mehr zu heilen versucht, sondern Euch meinen Rath erteilt haben. Ist eine Mutter nicht die sichtbare Vorsehung Ihres Kindes? und wenn ich Euch so entzückt von Fräulein St. André gesehen hätte — denn Ihr liebet sie sehr, wie es scheint . . . «

»Ja, Madame, sehr.«

»Nun wohl, dann hätte ich meine Augen verschlossen. Ich hätte dieß als Mutter leichter thun können, als ich es in meiner Eigenschaft als Gattin konnte. Mußte ich es nicht fünfzehn Jahre lang mit ansehen, daß Frau von Valentinois das Herz Euren Vaters mit mir theilte, ja sogar, daß sie es manchmal gänzlich mir entriß? Glaubt Ihr nun, daß eine Mutter nicht für ihren Sohn thun könne, was eine Frau für ihren Gatten gethan hat? Seid Ihr nicht mein Stolz, meine Freude, mein Glück? Woher kommt es also, daß Ihr heimlich geliebt habt, ohne es mir zu sagen?«

»Mutter,« antwortete Franz II. mit, einer Kaltblütigkeit, die einer Verstellungskraft sogar in Catharina's eigenen Augen Ehre gemach haben würde, wenn sie hätte ahnen könne, was folgen sollte, »Mutter, Ihr seid in Wahrheit so gütig gegen mich, daß mich schämen würde Euch länger zu täuschen. Nun denn, ja ich gestehe es, ich liebe das Fräulein von St. André.«

»Ah!« sagte Catharina, »Ihr sehet wohl . . . «

»Bemerket, Mutter,« fuhr der junge Mann fort, daß Ihr heute zum ersten Mal von dieser Liebe mit mir sprecht, und daß ich, wenn Ihr früher davon gesprochen hättet, da ich keinen Grund habe sie vor Euch zu verbergen, indem diese Liebe nicht bloß in, meinem Herzen, sondern auch in mein Willen liegt, sie Euch schon früher gestanden; haben würde.«

»In Eurem Willen, Franz ?« fragte Catharina erstaunt.

»Ja, nicht wahr, das wundert Euch, daß ich einen Willen habe? Aber ich muß mich über Etwas wundern fuhr der junge Mann fort, indem er sie fest anschaute, »nämlich, daß Ihr so eben diese Comödie von Mutterzärtlichkeit bei mir aufführet, während Ihr doch selbst heute Nacht mein Geheimniß dem Spotte des Hofes preisgabet, während Ihr die einzige Ursache dessen seid, was vorgefallen ist.«

»Franz!« rief die Königin Mutter immer erstaunter.

»Nein« fuhr der junge Mann fort, »nein Madame ich schlief heute früh nicht, als nach mir schicktet. Ich sammelte alle Notizen über die erste Ursache dieses Aergernisses, und aus Allem was ich erfahren konnte, ist für mich die Gewißheit hervorgegangen, daß Ihr mir die Schlinge gelegt habt, in die ich gefallen bin.«

»Mein Sohn! mein Sohn! Bedenket wohl was Ihr saget!« antwortete Catharina mit übereinander gebissenen Zähnen, indem sie ihrem Sohn einen Blick, funkelnd und spitzig wie eine Dolchklinge, zuwarf.

»Für's Erste Madame, laßt uns über Eines klar werden, nämlich über das, daß zwischen uns von Sohn und Mutter keine Rede mehr sein kann.«

Catharina machte eine Bewegung, die zwischen Drohung und Furcht die Mitte hielt.

»Es ist ein König da, der, Gott sei Dank majorenn geworden ist; es ist eine Königin Regentin da, die, sobald der König es will, Nichts mehr mit den Staatsangelegenheiten zu schaffen hat. Man regiert in Frankreich mit vierzehn Jahren, Madame, und ich habe sechzehn. Ich bin dieser Kinderrolle müde, die Ihr mich noch immer spielen last, während sie sich für mein Alter nicht mehr schickt. Ich bin es müde ein Gängelband um meinen Leib zu verspüren, als ob ich noch ein Wickelkind wäre. Kurz und gut, Madame, und um Alles zu sagen, von heute an wird, wenn es Euch beliebt, Jedes von uns seinen wahren Platz einnehmen. Ich bin Euer König, Madame, und Ihr seid bloß meine Unterthanin.«

Hätte der Blitz in das Zimmer geschlagen, er hätte keine furchtbarere Wirkung hervorbringen können als diese zermalmende Erklärung, die mitten in Catharina's Pläne hineinplatzte. Es war also wahr, was sie bloß in ihrem heuchlerischen Spott zu sagen geglaubt hatte. Sie hatte sechzehn Jahre lang dieses mit der englischen Krankheit behaftete Kind erzogen, gepflegt, geleitet, unterwiesen; sie hatte gleich den Thierbändigern unserer Tage diesen jungen Löwen geschwächt, erschöpft, entnervt, und siehe da, auf einmal erwachte der junge Löwe und zeigte knurrend seine Tatzen, schoß glühende Blicke auf sie, fuhr in der ganzen Länge seiner Kette gegen sie los. Wer konnte dafür haften, daß er sie nicht verschlingen würde, wenn er diese Kette zerriß?

Sie wich voll Entsetzen zurück.

Für eine Frau wie Catharina von Medici lag in dem was sie gesehen und gehört hatte wirklich Grund genug um zu zittern.

Und was sie vielleicht am meisten erschreckte, das war nicht der Ausbruch am Ende, sondern die Verstellung am Anfang.

Verstellungskunst war für sie Alles ; die Kraft dieser verschmitzten Politik, welche sie aus Florenz mitgebracht hatte; war die Verstellung.

Und eine Frau, ein junges Mädchen, beinahe noch ein Kind hatte diese Veränderung hervorgebracht, hatte dieses krankhafte Geschöpf regenerirt, diesem schwächlichen Wesen die Kühnheit gegeben die seltsamen Worte zu sprechen: »Von heute an bin ich Euer König, und Ihr seid bloß meine Unterthanin.«

»Mit dem Weib, dass diese merkwürdige Umwandlung bewerkstelligt hat,« dachte Catharina, »mit dem Weib, das dieses Kind zum Manne, diesen Slaven zum König, diesen Zwerg zum Riesen gemacht hat, mit diesem Weibe kann ich den Kampf wohl wagen.«

Dann murmelte sie, gleich als wolle sie sich wieder Kräfte geben:

»Beim wahrhaftigen Gott, ich war es müde bloß mit einem Phantom zu thun zu habend.«

»Also, « sagte sie hierauf, vollkommen bereit diesen Kampf, so unerwartet er auch kam aufzunehmen, »also mich beschuldigt Ihr den Scandal der heutigen Nacht veranlaßt zu haben ?«

»Ja,« antwortete der König trocken.

»Ihr beschuldigt Eure Mutter, ohne ihrer Schuld gewiß zu sein. Das zeugt von einem guten Sohn.«

»Werdet Ihr sagen, Madame, daß der Schlag nicht von Euch ausgegangen sei?«

»Ja, das kann ich sagen.«

»Aber wer hat denn das Geheimniß meines Rendezvous mit Fräulein von St. André verrathen ?«

»Ein Billet.«



»Ein Billet?«

»Ein Billet, das aus der Tasche der Frau Admiralin gefallen ist.«

»Wie unzeitiger Scherz!«

»Gott bewahre mich davor, daß ich mit Etwas scherzen sollte, was Euch ein Schmerz ist, mein Sohn!s

»Aber von wem war dieses Billet unterzeichnet ?«

»Es trug keine Unterschrift.«

»Von wem war es geschrieben?«

»Die Handschrift war mir unbekannt.«

»Nun, was ist denn aus dem Billet geworden?«

»Hier ist es,« sagte dies Königin Mutter, die es behalten hatte.

Und sie überreichte es dem König.

»Die Handschrift von Lanoue!« rief der König.

Nach einer Secunde sagte er sodann mit steigender Verwunderung::

»Es ist mein Billet.«

»Ja, aber gesteht; daß nur Ihr allein es erkennen konntet.«

»Und Ihr sagt, dieses Billet sei aus der Tasche der Frau Admiralin gefallen ?«

»So gewiß, daß Jedermann glaubte, es handle sich um sie, und daß man sie überrumpeln wollte; sonst,« fügte Catharina mit Achselzucken und verächtlichem Lächeln hinzu, »wie könnt Ihr sonst glauben, daß die zwei Personen, die Ihr beim Aufschlagen der Augen bemerkt, der Marschall von St. André und Herr von Joinville gewesen wären?«

»Und das Geheimniß dieser ganzen Intrigue, die gegen mich und eine von mir geliebte Person gerichtet ist?«

»Die Frau Admiralin allein kann es Euch sagen.«

Franz führte ein goldenes Pfeifchen an seine Lippen und that einen gelten Pfiff.

Ein Offizier hob den Thürvorhang.

»Man gehe schnell ins Hotel des Admirals Rue de Bethisy und sage der Frau Admiralin, daß der König sie augenblicklich sprechen wolle.«

Als Franz sich umdrehte, begegnete er dem festen und düstern Blick, den seine Mutter auf ihn heftete. Er fühlte, daß er roth wurde.

»Ich bitte kam Verzeihung, Mutter, sagte er beschämt, daß seine Anklage falsch gewesen, »ich bitte Euch um Verzeihung, daß ich Verdacht auf Euch geworfen habe.«

»Ihr habt mehr als Verdacht auf mich geworfen, Franz, Ihr habt mich schwer und hart angeschuldigt. Aber ich bin nicht; umsonst Eure Mutter, und ich bin geneigt auch noch andere Anklage zu ertragen.«

»Mutter!«

»Laßt mich fortfahren, « sagte Catharina, ihre Brauen runzelnd; denn da sie fühlte, daß ihr Gegner sich bog, so begriff sie auch, daß dieß der Augenblick war auf ihn zu drücken.

»Ich höre Euch an, Mutter,« sagte Franz.

»Ihr habt Euch also zuerst darin getäuscht, und zweitens habt Ihr Euch noch weit schwerer darin getäuscht, daß Ihr mich Eure Unterthanin nanntet. Ich bin eben so wenig Eure Unterthanin,

versteht Ihr mich, als Ihr mein König seid und je sein werdet. Ich wiederhole Euch, daß Ihr mein Sohn seid, Nichts mehr und Nichts weniger.«

Der junge Mann knirschte mit den Zähnen und wurde todtensblau.

»Ihr selbst, meine Mutter sagte er mit einer Energie, welche Catharina nicht bei ihm vermuthet hatte, »Ihr selbst befindet Euch in einem seltsamen Irrthum; ich bin Euer Sohn, das ist wahr abgesehen weil ich Euer ältester Sohn bin, bin ich zu gleicher Zeit der König, und ich werde es Euch beweisen, meine Mutter.«

»Ihr!« sagte Catharina, indem sie ihn anschaute wie eine Schlange, die im Begriff ist loszufahren, »Ihr . . . König . . . Und Ihr werdet mir beweisen, daß Ihr es seid, sagt Ihr?«

Sie brach in ein höhnisches abgestoßendes Gelächter aus.

»Ihr werdet es mir beweisen . . . und auf welche Art? Glaubt Ihr Euch denn fähig es Elisabeth von England und Philipp II. von Spanien in der Politik gleichzuthun? Ihr werdet mirs beweisen! Wie? Indem Ihr die gute Harmonie zwischen den Guisen und den Bourbonen, zwischen den Hugenotten und Katholiken wiederherstellt? Ihr meidet es mir beweisen! Etwa indem Ihr Euch an die Spitze der Armeen stellt, wie Euer Ahnherr Franz I. oder Euer Vater Heinrich II., Armer Junge! Ihr König! Wisset Ihr denn nicht, daß ich Euer Schicksal und Eure Existenz zwischen meinen Händen halte? Ich brauche bloß ein Wort zu sagen, und die Krone gleitet von Eurem Haupte; ich brauche bloß ein Zeichen zumachen, und die Seele entflieht aus Eurem Körper. Schaut und höret, wenn Ihr Augen und Ohren habt, und Ihr werdet sehen, mein Herr Sohn, wie das Volk seinen König behandelt. Ihr! König! Unglücklicher der Ihr seid! Der König, das ist der Stärkere . . . und nun schaut Euch selbst und dann schaut mich an.«

«Catharina war furchtbar anzusehen als sie diese letzten Worte sprach.

Sie trat drohend wie ein Gespenst auf den jungen König zu, der drei Schritte zurück wich und sich auf die Stuhllehne stützt, wie wenn er im Begriff wäre in Ohnmacht zu fallen.

»Ha!« sagte hie Florentinerin, »Ihr seht wohl, daß ich noch immer die Königin bin und daß *Ihr* bloß ein dummes schwaches Rohr seid, das der geringste Hauch zu Boden beugt; und Ihr wollt regieren . . . aber suchet doch um Euch her Diejenigen die in Frankreich regieren, Diejenigen welches die Könige sein würden wenn ich nicht da wäre, um sie mit der Faust zurückzustoßen, so oft sie ihren Fuß auf die erste Stufe Eures Thrones setzen wollen. Seher Herrn von Guise zum Beispiel, diesen Schlachtengewinner, diesen Städteeroberer: aber er ist hundert Fuß hoch, mein Herr Sohn und Ihr reicht ihm mit Eurem Kopf sammt Eurer Krone nicht an die Ferse.«

»Nun, wohl meine Mutter, ich werde Herrn von Guise in die Ferse beißen. An der Ferse wurde Achilles getötet, wie man mir gesagt hat, und ich werde ihn und Euch zum Trotz regieren.«

»Ja, ja, und wenn ihr Herr von Guise in die Ferse gebissen haben werdet, wenn Euer Achilles nicht an dem Biß, sondern an dem Gift gestorben sein wird, wer wird dann die Hugenotten bekämpfen? Täuschet Euch nicht hierin, Ihr seid weder schön wie Paris, noch tapfer wie Hector. Wißt Ihr, daß Ihr nach Herrn von Guise nur noch einen einzigen großen Feldherrn in Frankreich habt, denn ich hoffe doch, daß Ihr Euren Dummkopf von einem Connetabel von Montmorency, der sich sich noch in allen Gefecht wo er commandirte hat schlagen lassen, und Euren Höfling von einem Marschall von St. André, der nur in den Vorzimmern gesiegt hat, nicht darunter zählen werdet. Nein, Ihr habt nur noch einen einzigen großen Feldherrn, und Dieß ist Herr von Coligny. Nun wohl, dieser große Feldherr mit seinem Bruder Dandelot, der beinahe eben so groß ist wie er, wird, wenn nicht schon heute, doch morgen an der Spitze der furchtbarsten Partei

stehen, die jeweils einen Staat bedroht hat. Betrachtet dieses Leute und denn betrachtet Euch; vergleicht Euch mit ihnen, so werdet Ihr sehen, daß sie gewaltige, in der Erde festgewurzelte Eichen sind, während Ihr blos ein erbärmliches Rohr seid des sich unter dem Hauch aller Parteien krümmt und biegt.«

»Aber was verlangt Ihr denn eigentlich von mir? Bin ich denn blos ein Werkzeug in Euren Händen, und soll ich mich darein ergeben ein Spielzeug Eures Ehrgeizes zu sein?«

Catharina unterdrückte das vergnügte Lächeln das im Begriff war auf ihre Lippen zu schweben, um sie zu verrathen. Sie begann ihre Macht wieder zu ergreifen, sie berührte mit den Fingerspitzen den Faden der war Marionette, die einen Augenblick sich vermessen hatte allein handeln zu wollen, und sie traf Anstalten sie von Neuem nach ihrem Beliebe in Bewegung zu setzen. Aber sie wollte ihren Triumph nicht zeigen, und entzückt über diesen Anfang der Niederlage ihres Gegners beschloß sie ihren Sieg zu vervollständigen.

»Was ich will, was ich von Euch verlange, mein Sohn,« sagte sie mit ihrer heuchlerischen Stimme, die in ihrer Fuchsschwänzelei vielleicht furchtbarer war als in der Drohung, »das ist höchst einfach: ich will daß Ihr mich Eure Macht fest begründen, Euer Glück sicher stellen lasset, nicht mehr und nicht weniger. Was liegt mit an allem Übrigen? Denke ich etwa an mich selbst, wenn ich so spreche und wenn ich handle wie ich spreche? Sind nicht alle meine Anstrengungen darauf gerichtet Euch glücklich zu machen? He, mein Gott! Glaubt Ihr denn, daß die Last einer Regierung in angenehm und so leicht sei, daß es mir Vergnügen mache sie zu tragen? Ihr sprecht von meinem Ehrgeiz. Ja, ich habe einen Ehrgeiz, nämlich so lange zu kämpfen, bis ich Eure Feinde niedergeworfen, oder bis sie sich wenigstens einer um den anderen abgenützt haben. Nein, Franz, sagte sie mit scheinbarer Gemüthlichkeit, »sobald ich in Euch den Mann sehe den ich wünsche, den König den ich hoffe, werde ich Euch mit Freuden, das könnt Ihr mir glauben, die Krone, aufs Haupt setzend und den Scepter in die Hände legen. Aber, wenn ich es heute schon thäte, so würde ich Euch statt: des Scepters, ein schwaches Rohr geben, statt der goldenen Krone eine Dornenkrone aufs Haupt setzen. Wachset heran mein Sohn! kommt zu Kräften reifet unter den Augen Eurer Mutter wie ein Baum unter dem Blick der Sonne, und dann, wenn Ihr groß, stark und reif seid, dann seid König.«

»Was muß ich also zu diesem Behuf thun, meine Mutter?« rief Franz in beinahe verzweifeltem Tone.

»Das will ich Euch sagen, mein Sohn Ihr müßt vor allen Dingen dem, Weib entsagen das die erste Ursache von Allem ist.«

»Dein Fräulein von St. André entsagen!« rief Franz der sich auf Alles, nur auf diese Bedingung nicht gefaßt hielt; »dem Fräulein von St André entsagen!« wiederholte er mit concentrirter Wuth. »Ha! Darauf also wolltet Ihr hinauskommen?«

»Ja, mein Sohn,« sagte Catharina kalt, »Ihr müsst dem Fräulein von St. André entsagen.«

Niemals, Mutter?« antwortete Franz in entschlossenem Ton und mit der Energie; die er im Verlauf dieser Besprechung schon zwei oder dreimal bewiesen hatte.

»Ich bitte Euch um Verzeihung, Franz,« sagte die Florentinerin irr demselben sanften, aber absoluten Ton, »Ihr müßt ihr entsagen, das ist der Preis den ich auf unsere Versöhnung setze; wo nicht nicht!«

»Ihr wißt also nicht, daß ich sie hie zum Wahnsinn liebe, meine, Mutter?«

Catharina lächelte über diese Naivität ihres Sohnes.

»Wo wäre denn das Verdienst Eurer Entsagung, wenn Ihr sie Nicht liebtet?« sagte sie.

»Aber warum denn ihr entsagen, mein Gott!«

»Im Interesse des Staates. «

»Was hat denn das Fräulein von St. André mit den Interessen des Staates zu schaffen?« rief Franz II.«

»Soll ichs Euch sagen?« fragte Catharina.

Aber der König unterbrach sie, wie wenn er zum Voraus nicht an ihrer Logik zweifelte, und sagte:

»Hört mich an, Mutter ich kenne den überlegenen Geist, den Gott in Euch gelegt; ich erkenne die Schlawheit und Trägheit, womit er mich bedacht hat; kurz ich erkenne Eure gegenwärtige und zukünftige Autorität an, ich verlasse mich in politischen Dingen, und sobald es sich um die Interessen des Reiches handelt, das Ihr so weise verwaltet, blindlings auf Euch. Aber um diesen Preis, meine Mutter, um den Preis der Abtretung« all, dieser Rechte, die einem Andern, so kostbar wären, bitte ich Euch mir in meinen eigenen Angelegenheiten freie Hand zu lassen.«

»In jedem andern Fall, ja! Und ich glaubte sogar, daß Ihr in dieser Sache mir Nichts vorzuwerfen hättet. Aber heute, nein!«

»Und warum nicht heute? warum diese Strenge in Bezug auf die einzige Frau, die ich noch wahrhaft geliebt habe?«

»Weil diese Frau mehr als jede andere, mein Sohn, den Bürgerkrieg in Euren Staaten herbeiführen kann, weil sie die Tochter des Marschalls von St André, eines Eurer ergebensten Diener ist.«

»Ich werde Herrn von St. André als Commandant in irgend eine große Provinz schicken, dann wird er die Augen zudrücken. Ueberdieß ist Herr von St André in diesem Augenblick gänzlich von seiner Liebe zu seiner jungen Frau in Anspruch genommen, und seines junge Frau wird sehr froh sein, von einer Stieftochter getrennt zu werden, die an Geist und Schönheit ihr wetteifert.«

»Es ist möglich, daß dieß bei Herrn von St. André zutrifft, dessen Eifersucht sprichwörtlich geworden ist, und der seine Frau eingeschlossen hält gerade wie ein Spanier aus den Zeiten des Cid. Aber Herr von Joinville, der Fräulein von St. André leidenschaftlich liebte und sie heirathen sollte, wird er seine Augen auch zudrücken? und wenn er es selbst aus Achtung vor dem König thut, wird er wohl auch seinem Oheim, dem Cardinal von Lothringen, und seinem Vaters dem Herzog von Guise, die Augen verschließen können? In Wahrheit, Franz, erlaubt mir Euch zu sagen, Ihr seid ein armseliger Diplomat, und wenn Eure Mutter nicht wachte, so würde in den nächsten acht Tagen der erste beste Kronendieb Euch Eure Krone vom Haupt nehmen, wie ein nächtlicher Straßendieb einem Spießbürger seinen Mantel über die Schultern zieht. Zum letzten Mal, mein Sohn, Ihr müßt diesem Weib entsagen und um diesen Preis, versteht Ihr mich, versöhnen wir uns offen, das wiederhole ich Euch, und ich werde die Sache mit dem Herrn von Gleise beilegen. Begreift Ihr mich und werdet Ihr mir gehorchen?«

»Ja meine Mutter, « sagte Franz II., »ich begreife Euch, aber ich werde Euch nicht gehorchen.«

»Ihr werdet mir nicht gehorchen!« : rief Catharina, die zum ersten Mal auf eine Hartnäckigkeit stieß, welche gleich dem Riesen Antäus neue Kräfte gewann, wenn man sie überwunden glaubte.

»Nein, « fuhr Franz II. fort, »nein ich werde Euch nicht gehorchen, und ich kann Euch nicht gehorchen. Ich; liebe, sage ich Euch; ich befinde mich in den ersten Stunden einer ersten Liebe,

und Nichts kann mich zwingen ihr zu entsagen. Ich weiß, daß ich auf einen dornenvollen Weg gerathen bin; vielleicht führt er mich zu einem unglücklichen Ziel; aber ich sage Euch, ich liebe und ich will über dieses Wort nicht hinaussehen.«

»Das ist Euer fester Entschluß, mein Sohn?«

In diesen Worten *mein Sohn*, die gewöhnlich im Munde einer Mutter so sanft klingen, lag ein Ton unbeschreiblicher Drohung.

»Es ist mein fester Entschluß, Madame, « antwortete Franz II.

»Ihr nehmet die Folgen Eurer tollen Starrköpfigkeit, wie sie auch sein mögen, auf Euch?«

»Wie sie auch sein mögen, ich nehme sie auf mich, ja.«

»Dann, adieu, mein Herr ich weiß was mir zuthun übrig bleibt.«

»Adieu, Madame!«

Catharina that einige Schritte gegen die Thüre und hielt inne.

»Ihr werdet es blos Euch selbst zuzuschreiben haben, « sagte sie, indem sie es mit einer letzten Drohung versuchte.

»Ich werde es nur mir selbst zuschreiben.«

»Bedenket, daß ich keinen Antheil an diesem tollen Entschluß habe, den Ihr da faßt, gegen Eure wahren Interessen zu kämpfen; daß, wenn Euch oder mir ein Unglück widerfährt, die ganze Verantwortlichkeit auf Euch allein lasten wird.«

»Es sei, meine Mutter, ich nehme diese Verantwortlichkeit auf mich.«

»Adieu also, Franz, « sagte die Florentinerin mit einem furchtbaren Lachen und Blick.

»Adieu, meine Mutter, « antwortete der junge Mann mit einem nicht minder boshaften Lachen, einem nicht minder drohenden Blick.

Und Sohn und Mutter trennten sich voll von tiefem gegenseitigen Haß.

---

## IX.

### *Wo Herr von Condé dem König Aufruhr predigt.*

Man erinnert sich des Versprechens, welches der Prinz von Condé am vorhergehenden Abend Robert Stuart gegeben, und daß er den jungen Mann bei einbrechender Nacht auf den Platz St. Germain l'Auxerrois beschieden hatte.

Der Prinz betrat den Louvre just in dem Augenblick, wo die Königin das Cabinet ihres Sohnes verließ. Er wollte sein Versprechen erfüllen und den König die Begnadigung des Rathes Dubourg bitten.

Man meldete ihn bei dem Könige.«

»Er, komme,« antwortete der Monarch mit schwacher Stimme.

Der Prinz trat ein und bemerkte den jungen Mann, mehr liegend als sitzend in seinem Lehnstuhl seine schweißbedeckte Stirne mit dem Schnupftuch abwischend.

Seine Augen waren erloschen, sein Mund stand offen, sein Gesicht war leichenblaß.

Man hätte ihn für eine Bildsäule der Furcht halten können.

»Ah, ah!« murmelte der Prinz, »das Kind hat Kummer.«

Man vergesse nicht, daß der Prinz dem Ende der Scene zwischen dem König und dem Fräulein von St. André angewohnt und die Versprechungen gehört hatte, die derselbe seiner Maitresse gegeben.

Als der König den Prinzen bemerkte; erheiterte sich, sein Gesicht auf einmal. Wäre die Sonne in eigener Person in das düstere Zimmer gekommen, sie hätte es nicht plötzlicher beleuchten können. Man hätte meinen sollen, der König habe eine große Entdeckung gemacht. Der Gedanke strahlte gleich einer Hoffnung auf seiner Stirne. Er erhob sich und ging dem Prinzen entgegen. Man konnte glauben, er wolle sich ihm an die Brust werfen und ihn umarmen.

Es war die Kraft, welche die Schwäche anzog, wie der Magnet das Eisen.

Der Prinz, dem sehr wenig an der Umarmung gelegen schien, verbeugte sich beim ersten Schritt, den der König auf ihn zumachte.

Franz, der jetzt selbst seinen ersten Drang nieder hielt, blieb stehen und bot dem Prinzen seine Hand hin.

Dieser konnte nicht umhin die gebotene Hand zu küssen; und entschloß sich also sogleich dazu.

Nur fragte er, als er seine Lippen daraufdrückte, sich selbst:

»Was zum Teufel kann ich ihm nützen, daß er mich heute so gut empfängt?«

»Oh,« wie freue ich mich Euch zu sehen, mein Vetter!« sagte der König zärtlich.

»Und ich, Sire, ich bin zu gleicher Zeit erfreut und geehrt.«

»Ihr hättet nicht gelegener kommen können, Prinz.«

»Wirklich ?«

»Ja, ich langweilte mich schrecklich.«

»Inder That« sagte der Prinz, »Euer Majestät trug im Augenblick als ich eintrat, Spuren

gründlicher Langeweile auf Ihrer Stirne.«

»Es ist wahr. Ja, mein lieber Prinz, ich langweile mich abscheulich.«

»Mit einem Wort königlich, « sagte der Prinz, indem er sich lächelnd verbeugte.

»Und was das Traurigste bei all Dem ist, lieber Vetter« fuhr Franz II. mit tiefer Wehmuth fort,

»Das ist, daß ich keinen Freund habe, dem ich meinen Kummer anvertrauen kann.«

»Der König hat Kummer?« fragte Condé«

»Ja, und zwar ernstlichen, wahren Kummer mein Vetter.«

»Und wer ist denn frech genug, um Euer Majestät Kummer zu bereiten ?«

»Eine Person, die unglücklicher Weise das Recht dazu hat, mein« Vetter.«

»Ich kenne Niemand, Sire, der das Recht hätte den König zu ärgern.«

»Niemand?«

»Niemand, Sire.«

»Nicht einmal die Königin Mutter ?«

»Ah! Ah!« dachte der Prinz; »es scheint, die Königin Mutter hat ihrem Püppchen die Ruthe gegeben.«

Dann erwiderte er laut:

»Nicht einmal die Königin Mutter Sire.«

»Ist das Eure Meinung, mein Vetter ?«

»Es ist nicht bloß *meine* Meinung, Sire, sondern auch, wie ich überzeugt bin, die Meinung aller getreuen Unterthanen Eurer Majestät.«

»Wisst Ihr auch, daß Ihr mir da etwas sehr Wichtiges saget, mein Herr Vetter.«

»In welcher Beziehung ist es wichtig, Sire?«

»In so fern Ihr einem Sohn Aufruhr gegen seine Mutter prediget.«

Und bei diesen Worten schaute er um sich wie ein Mensch der gehört zu werden fürchtet, obschon er offenbar allein ist.

In der That wußte Franz recht wohl, daß die Wände des Louvre für Jeden der ihr Geheimniß kannte die Töne hindurchließen, wie ein Seiher das Wasser durchläßt.

»Da er also nicht seinen ganzen Gedanken zugestehen wagte, so sagte er bloß:

»Ah, es ist Eure Meinung, daß die Königin Mutter nicht das Recht habe mich zu ärgern. Was würdet denn Ihr thun, mein Vetter, wenn Ihr König von Frankreich wäret, und die Königin Mutter Euch ärgerte mit einem Wort, wenn Ihr an meinem Platz wäret?«

Der Prinz begriff, auf was die Furcht des Königs sich bezog; aber da er gewohnt war in allen Verhältnissen des Lebens so zu sprechen, wie erdachte, so antwortete er:

»Was ich an Eurer Stelle thun würde, Sire?«

»Ja.«

»An Eurer Stelle würde ich mich empören.«

»Ihr würdet Euch empören, rief Franz hochvergnügt.

»Ja, sagte der Prinz ganz einfach.

»Aber wie kann man sich empören mein lieber Ludwig?« sagte Franz, indem er auf den Prinzen zuging.

»Darüber müßt Ihr Diejenigen fragen, die sich ein Geschäft daraus machen. Die Mittel der

Empörung sind sehr vielfach: zum Beispiel man, gehorcht nicht, oder man thut wenigstens Alles was man kann, um sich einer ungerechten Gewalt, einer drückenden Tyrannei zu entziehen.«

»Aber, Vetter;« sagte Franz nachdenklich und offenbar über die Worte des Prinzen nachsinnend, »ein Leibeigener kann sich auf diese Art gegen seinen Herrn empören, aber ein Sohn kann sich, scheint es mir, im eigentlichen Sinn des Wortes eben so wenig gegen seine Mutter empören als ein Unterthan gegen seinen König.«

»Was machen denn,« sagte der Prinz, »eben jetzt diese Tausende von Hugenotten, die aus einmal in Euren entferntesten Provinzen so wie in den Niederlanden und in Deutschland aus der Erde emporzuwachsen scheinen, was machen sie, frage ich anders als eine ungeheure Empörung gegen den Papst? Und dieser ist doch sicherlich ein König wie nur je einer.«

»Ja, Prinz,« antwortete Franz, dessen Nachdenklichkeit ins Düstere überging; »ja, Ihr habt Recht, und ich bin Euch dankbar, daß Ihr so Mit mir sprecht. Ich sehe Euch zu selten, mein Vetter; Ihr seid ein Mitglied meiner Familie, derjenige Mann dem ich das größte Vertrauen schenke, derjenige Herr am Hof dem ich mit der meisten Freundschaft zugethan bin. Schon von Kindheit auf, mein lieber Prinz, hatte ich eine sympathische Zuneigung für Euch, die in Eurer muthvollen Offenheit die vollkommenste Rechtfertigung findet. Kein Anderer hätte mit mir gesprochen, wie Ihr so eben gesprochen habt: ich danke Euch doppelt dafür, und um Euch einen Beweis meiner Erkenntlichkeit zu geben, will ich Euch Etwas anvertrauen was ich noch Niemand gesagt, ein Geheimnis, das die Königin Mutter mir so eben entrissen hat.«

»Sprecht Sire.«

Der König schlang seinen Arm um Condé's Hals.

»Mein lieber Prinz« fuhr er fort »vielleicht werde ich auch nicht bloß Eures Rathes, um den ich so eben gebeten habe, sondern auch Eurer Unterstützung bedürfen.«

»Ich stehe in jeder Beziehung Eurer Majestät zu Befehl.«

»Nun wohl, Vetter, ich bin sterblich verliebt.«

»In die Königin Marie? Ich weiß Das, Sire,« sagte Condé, »und Dieß erregt wahren Scandal am Hofe.«

»Nicht in die Königin Marie, sondern in eines ihrer Ehrenfräulein.«

»Bah!« rief der Prinz, indem er sich äußerst erstaunt stellte. »Und es versteht sich von selbst, daß Euer Majestät mit Gegenliebe belohnt wird?«

»Man liebt mich unaussprechlich, Vetter.«

»Und man hat Euer Majestät Beweise von dieser Liebe gegeben ?«

»Ja.«

»Es würde mich überraschen, Sire, wenn es nicht so wäre.«

»Du fragst mich nicht wer, Ludwig ?«

»Ich werde mir nicht erlauben meinen König auszufragen; aber ich erwarte, daß er gütigst seine Mittheilung vervollständige.«

»Ludwig, es ist die Tochter eines der vornehmsten Herrn am Hofe Frankreichs.«

»Ah bah!«

»Es ist die Tochter des Marschalls von St. André Ludwig.«

»Empfangt meine aufrichtigen Glückwünsche, Sire. Fräulein von St. André ist eine der schönsten Personen des Königreichs.«



»Nicht wahr, nicht wahr, das ist Deine Ansicht, Ludwig?« rief der König in der größten Freude.

»Schon lange, Sire, habe ich in Bezug auf Fräulein von St. André ganz dieselben Gedanken wie Euer Majestät.«

»Das ist eine weitere Sympathie zwischen uns Beiden mein Vetter.

»Ich möchte mich ihrer nicht zu rühmen wagen, Sire!«

»Du findest also, daß ich Recht habe?«

»Hundertmal Recht. Wenn man ein schönes Mädchen trifft so hat man, sei man König oder Bauer, immer das Recht sie zu lieben, und besonders sich ihre Liebe zu erwerben.«

»Das ist also Deine Ansicht?«

»Ja, und so wird Jedermann denken mit Ausnahme des Herrn von Joinville. . . Glücklicher Weise wird, denke ich, der König ihn nicht um Rath angehen, und da der Prinz wahrscheinlich niemals erfahren wird, welche Ehre der König seiner Braut angethan hat . . .«

»Hierin täuschest Du Dich, Ludwig, « sagte der König: »er, weiß es.«

»Eure Majestät will sagen, daß er Etwas vermuthet?«

»Ich sage Dir, daß er Alles weiß.«

»Oh, das ist unmöglich . . . «

»Wenn ich es Dir sage.«

»Dann ist es wenigstens unglaublich, Sire!«

»Und dennoch mußt Du es glauben.«

»Gleichwohl.« fuhr der König die Stirne runzelnd. fort, »würde ich der Sache keine große Bedeutung beilegen, wenn sie nicht Umstände von außerordentlicher Wichtigkeit zur Folge gehabt hätten, welches zwischen meiner Mutter und mir die heftige Scene herbeiführten, von der ich Dir einige Worte gesagt habe.«

»Ei, was hat denn sonst nach Wichtiges sich ereignen können Sire? Ich erwarte, daß Euer Majestät mich gütigst vollkommen in dieses Geheimniß einweihe, « sagte der Prinz von Condé der doch die Sache aufs Genaueste, kannte, im Treuherzigsten Ton.

Jetzt begann der König mit kläglichlicher Stimme die jedoch von Zeit zu Zeit wieder eine gewisse grimmige Festigkeit annahm, den Auftritt zu erzählen, der zwischen ihm und seiner Mutter stattgefunden hatte.

Der Prinz hörte mit tiefer Aufmerksamkeit zu; Als Franz geendet hatte, sagte er:

»Nun wohl, Sire, es scheint mir, daß Ihr Euch ganz gut aus der Sache gezogen habt, und daß Ihr endlich einmal Euer eigener Herr seid.«

Der König schaute den Prinzen an, steckte seinen Arm unter den seinigen und sagte:

»Ja, mein Vetter, ja ich habe mich gut herausgezogen; wenigstens hat mir, so lange sie das war, Etwas was der Freude eines Slaven gleicht der seine Kette bricht, Kraft verliehen. Ich ließ die Königin mit dem Glauben weggehen, daß meine Empörung ernstlich gemeint sei. Aber als sie die Thüre hinter sich geschlossen hatte, als ich allein war — sehet, ich muß offen gegen Euch sein — da spannten sich alle Muskeln meines Körpers, alle Fibern meines Willens ab, und wenn Ihr nicht gekommen wäret, Vetter, so glaube ich, ich wäre wie sonst zu ihr gegangen, hatte mich ihr zu Füßen geworfen und sie um Verzeihung gebeten.«

»Oh, I thut das ja nicht, Sire!« rief Condé, »Ihr wäret verloren.«

»Ich weiß es wohl,« sagte der König, indem er Condé's Arm drückte wie ein Schiffbrüchiger das schwanke Brett festhält, von dem er sein Heil erwartet.«

»Aber um Euch eine solche Angst einzujagen, muß die Königin Mutter Euch mit irgendein einem großen Unglück, mit irgend einer schweren Gefahr bedroht haben.«

»Sie hat mich mit dem Bürgerkrieg bedroht.«

»Ah! und wo erblickte Ihre Majestät denn den Bürgerkrieg?«

»Nun, da wo Ihr selbst ihn so eben auch erblicktet, Vetter. Die Hugenottenpartei ist mächtig aber Herr von Guise, ihr Feind, ist auch mächtig. Nun wohl, meine Mutter, die Nichts als die Guisen sieht, die nur durch die Guisen das Königreich beherrscht, und mich mit einer Verwandten der Heeren von Guises verheirathet hat, meine Mutter hat mich mit dem Zorn der Herrn von Guise bedroht und mir sogar in Aussicht gestellt, daß sie mich gänzlich im Stich lassen würden.«

»Und das Resultat von alle dem Sire?«

»Daß die Ketzler Herren im Reiche würden.«

»Und Ihr habt darauf geantwortet, Sire?«

»Nichts, Ludwig. Was konnte ich antworten ?«

»Oh, sehr Viel, Sire.«

Der König zuckte die Achseln,

»Eines unter Anderem, fuhr der Prinz fort.

»Nun Was ?«

»Daß es ein Mittel gäbe die Ketzler zu verhindern, daß sie die Oberhand im Reiche gewinnen.«

»Und dieses Mittel ?«

»Wenn Ihr Euch selbst an die Spitze der Ketzler stellet, Sire.«

Der junge König stand einen Augenblick nachdenklich und mit gerunzelter Stirne da.

»Ja, sagte er, »es liegt da eine vortreffliche Idee zu Grund, mein Vetter, es ist dieß eines jener Schaukelspiele, worin meine Mutter Catharina sich auszeichnet. Aber die protestantische Partei haßt mich.«

»Und warum sollte sie Euch hassen Sire? Sie weiß, daß Ihr bisher nur ein Werkzeug in den Händen Eurer Mutter gewesen seid.«

»Werkzeug! Werkzeug!« wiederholte Franz.

»Habt Ihr es nicht so eben selbst gesagt, Sire? Die hugenottische Partei führt Nichte; gegen den König im Schild: sie haßt die Königin Mutter, das ist alles.«

»Ich hasse sie auch, ich, « murmelte der junge Mensch leise.

Der Prinz fing diese Worte auf, so leise sie gesprochen waren.

»Nun wohl, Sire?« fragte er.

Der König sah seinen Vetter an.

»Wenn der Plan Euch gut dünkt,« fuhr der Prinz fort, »warum wollt Ihr ihn nicht annehmen?«

»Sie werden kein Vertrauen zu mir haben, Ludwig; ich werde ihnen eine Bürgschaft geben müssen; und welche Bürgschaft könnte ich ihnen geben?«

»Ihr habt Recht, Sire; aber die Gelegenheit ist gut ; Ihr könnt ihnen in diesem Augenblick eine Bürgschaft, eine wahrhaft königliche Bürgschaft geben, ein Menschenleben.«

»Ich, begreife nicht, « sagte der König.

»Ihr könnt den Rath Dubourg begnadigen.«

»Mein Vetter, « sagte der König erblassend, »auf dieser Stelle hier hat so eben meine Mutter zu mir gesagt, er müsse sterben.«

»Ihr sagtet also zu Eurer Mutter daß er am Leben bleiben müsse, Sire?«

»Oh, Anne Dubourg zu begnadigen !« murmelte der junge Mann, indem er um sich blickte, als ob schon dieser Gedanke ihn mit Furcht erfüllte.

»Nun wohl, ja, Sire, begnadigt Anne Dubourg! was sehet Ihr denn so Erstaunliches darin?«

»Allerdings Nichts, mein Vetter.«

»Ist es nicht Euer Recht?«

»Es ist das Recht des Königs, »ich weiß es.«

»Seid Ihr nicht der König?«

»Ich bin es wenigstens noch nicht gewesen.«

»Nun wohl« Sire, so könnt Ihr durch eine schöne Pforte in das Königtum eingehen, auf einer herrlichen Stufe zum Thron emporsteigen.«

»Aber der Rath Anna Dubourg . . .«

»Ist einer der tugendhaftesten Männer Eures Königreichs, Sire. Fragt Herrn de l' Hospital, der sich darauf versteht.«

»Ich weiß in der That, daß er ein rechtschaffender Mann ist.«

»Ah, Sire! es ist schon viel, daß Ihr das sagt.«

»Viel?«

»Ja, ein König läßt einen Mann nicht sterben, den er als rechtschaffen anerkannt hat.«

»Er ist gefährlich.«

»Ein rechtschaffener Mann ist nie gefährlich.«

»Aber die Herrn von Guise verabscheuen ihn.«

»Ah!«

»Aber meine Mutter verabscheut ihn.«

»Ein weiterer Grund, Sire, um Eure Empörung gegen die Herrn von Guise und gegen die Königin Mutter durch Begnadigung des Rathes Dubourg zu beginnen.«

»Vetter!«

»Ich hoffe wahrhaftig, daß Eure Majestät sich nicht die Mühe nehmen wird sich gegen die Königin Mutter zu empören, um ihr angenehm zu sein.«

»Das ist wahr,, Ludwig; aber der Tod des Herrn Dubourg ist bewilligt; diese Sache ist zwischen den Herrn von Guise, meiner Mutter und mir abgemacht; sie läßt sich nicht mehr abändern.«

Der Prinz von Condé konnte nicht umhin einen Blick der Verachtung auf diesen König zu werfen, welcher den Tod eines der rechtschaffensten Beamten des Reichs als eine abgemachte und unabänderliche Sache betrachtete, während dieser Beamte noch lebte und er, der König nur ein Wort zu sagen brauchte, um ihn am Leben zu erhalten.

»Da dieß eine abgemachte Sache ist, Sire,« sagte er im Ton tiefer Verachtung, »so laßt uns nicht mehr davon sprechen.«

Und er schickte sich an Abschied zu nehmen, aber der König hielt ihn zurück.

»Ja, so ists, « sagte er, »sprechen wir nicht mehr von dem Rath, aber laßt uns von etwas Anderm sprechen.«

»Und von was, Sire?« fragte der Prinz, der nur in dieser Absicht gekommen war.

»Ei, nun, mein lieber Prinz gibt es denn bloß einen einzigen Weg, um aus einer mißlichen Lage herauszukommen? Ihr habt einen erfindungsreichen Geist: ersinnet mir ein zweites Mittel.«

Sire, Gott hatte Euch das erste angezeigt, die Menschen werden nichts Aehnliches erfinden.«

»In Wahrheit, mein Vetter« sagte der junge König, »ich bin selbst tief bewegt bei dem Gedanken, daß ich einen Unschuldigen sterben lasse.«

»Dann, Sire, « sagte der Prinz mit einer gewissen Feierlichkeit, »dann höret auf diese Stimme Eures, Gewissens. Auch die Güte ist fruchtbar, auch sie macht im Herzen des Unterthanen die Liebe zu seinem König erblühen. Begnadiget Herrn Dubourg, Sire, und von dem Augenblicke an, wo Ihr Gnade geübt, das heißt von einem göttlichen Recht Gebrauch gemacht haben werdet, wird Jedermann wissen, daß Ihr souverän und in Wahrheit regieret.«

»Du willst es, Ludwig ?«

»Sieh ich erbitte mirs als eine Gnade und zwar, das schwöre ich Euch, im Interesse Eurer Majestät.«

»Aber was wird die Königin sagen?«

»Welche Königin, Sire?«

»Die Königin Mutter, bei Gott.«

»Sire, es darf keine andere Königin im Louvre geben, als die tugendhafte Gemahlin Eurer Majestät. Frau Catharina ist Königin, weil man sie fürchtet. Verschaffet Euch Liebe, Sire, und Ihr werdet König sein.«

Der König schien sich große Gewalt anzuthun und einen entscheidenden Entschluß zu fassen.

»Nun wohl, sagte er, »ich werde den Ausdruck wiederholen, den Ihr so gut erläutert habt. Es ist ausgemacht, mein lieber Ludwig ; Dank für Eure guten Rathschläge, Dank daß Ihr mich zu einem Act der Gerechtigkeit veranlaßt, Dank daß Ihr mir einen Gewissensbiß erspart. Gebt mir eine Feder und ein Pergament.«

Der Prinz von Condé rückte den Lehnstuhl des Königs an den Tisch.

Der König setzte sich.

Der Prinz von Condé reichte ihm das Pergament das er gefordert hatte; der König ergriff die Feder welche der Prinz ihm reichte, und schrieb die sacramentliche Phrase:

»Franz II., von Gottes Gnaden, König von Frankreich, allen Gegenwärtigen und Zukünftigen Unsem Gruß.«

So weit war er gekommen, als der Offizier, den er ins Hotel Coligny geschickt hatte, erschien und die Frau Admiralin anmeldete.

Der König unterbrach sich, stand plötzlich auf, und sein bisher sanftes Gesicht nahm einen unaussprechlich grimmigen Ausdruck an.

»Was habt Ihr, Sire?« fragte der Prinz von Condé, der über diese rasche Veränderung selbst erstaunt war.

»Ihr, sollt es sogleich erfahren, mein Vetter.«

Dann wandte er sich gegen den Offizier zurück und befahl:

»Laßt die Frau Admiralin eintreten.«

»Die Frau Admiralin hat Euer Majestät ohne Zweifel in einer persönlichen Angelegenheit zu sprechen, Sire? sagte der Prinz; »ich will abtreten, wenn Euer Majestät es erlaubt.«

»Nein!« Ich wünsche im Gegentheile, daß Ihr bleibt, mein Vetter, daß Ihr unserer Besprechung anwohnet, daß Ihr kein Wort davon verlieret. Ihr wißt bereits, wie ich verzeihe,« sagte er, auf das Pergament deutend, »ich will Euch jetzt zeigen, wie ich bestrafe.«

Den Prinzen überkam Etwas wie ein kalter Schauer. Er begriff, daß diese Anwesenheit der Admiralin bei dem König, zu welchem sie immer nur gezwungen kam, sich auf den Grund bezog, der ihn selbst hierher geführt, und er hatte eine Art dunkler Ahnung, daß etwas Schreckliches sich zutragen würde.

Der Vorhang hob sich nachdem er einige Secunden wieder zugefallen war, von Neuem, und die Admiralin erschien.

---

## X.

*Worin der König seine Ansicht in Betreff des Herrn von Condé und des Rathes Anne Dubourg ändert.*

Die Frau Admiralin hatte, ehe sie den König sah, zuerst den Prinzen von Condé bemerkt und wollte ihm eben den heitersten, freundlichsten Blick zuwerfen, als dieser Blick unvermuthet auf das Gesicht des Königs fiel.

Der Ausdruck von Zorn, der in diesem Gesicht zu lesen stand, machte, daß die Admiralin den Kopf senkte und zitternd näher trat.

Vor dem König angekommen, verbeugte sie sich.

»Ich habe Euch rufen lassen, Frau Admiralin, sagte der König mit erbleichenden Lippen und zusammengebißnen Zähnen, »um von Euch die Auflösung eines Räthselns zu erfragen, das ich seit diesem Morgen vergebens zu errathen suche.«

»Ich bin stets zu den Befehlen meines König,« stammelte die Admiralin.

»Selbst wenn es sich um Entzifferung von Räthseln handelt? versetzte Franz. »Um so besser! freut mich sehr Das zu vernehmen, und wir wollen unverweilt an die Arbeit gehen.«

Die Admiralin verbeugte sich .

»Wollt doch gefälligst, fuhr der König fort, Unserem lieben Vetter Condé und Uns erklären, wie es kommt, das ein auf Unsern Befehl an eine Person vom Hofe geschriebenes Billet gestern Abend von Euch in den Gemächern der Königin Mutter verloren worden ist ?«

»Der Prinz von Condé begriff jetzt, was der Schauder besagen wollte, der ihn bei der Anmeldung der Admiralin angewandelt hatte.

Die ganze Wahrheit erschien vor seinen Augen, wie wenn sie aus der Erde hervorstiege, und die furchtbaren Worte des Königs:

»Ich werde Euch jetzt zeigen, wie ich bestrafe, summten ihm in den Ohren.

Er blickte die Admiralin an.

Diese hatte ihre Augen fest auf ihn geheftet, denn sie schien ihn zu fragen;

»Was soll ich dem König antworten?«

Der König begriff die Pantomime der beiden Mitschuldigen nicht und fuhr fort:

»Nun wohl, Frau Admiralin, das Räthsel ist vorgelegt wir fragen Euch um die Auflösung.«

Die Admiralin schwieg.

Der König fuhr fort:

»Aber vielleicht habt Ihr meine Frage nicht gut begriffen: ich will sie wiederholen. Wie kommt es, daß ein nicht an Euch gerichtete Billet sich in Euern Händen befunden hat, und durch welche Ungeschicklichkeit oder welche verrätherische Bosheit ist es aus Eurer Tasche auf den Teppich im Zimmer der Königin Mutter gefallen, und vom Teppich im Zimmer der Königin Mutter in die Hände des Herrn von Joinville gerathen?«

Die Admiralin hatte Zeit gehabt sich zu erholen.

»Ganz einfach, Sire,« sagte sie, ihre Kaltblütigkeit wieder gewinnend. »Ich habe dieses Billet

in dem Gang des Louvre gefunden, der nach dem Saal der Verwandlungen führt; ich hob es auf, las es, und, da ich die Handschrift nicht kannte, nahm sich es zur Königin Mutter mit, um sie zu Fragen ob sie mehr wisse als ich. Bei Ihrer Majestät befand sich eine große Gesellschaft von Dichtern und Schriftstellern, und unter Andern Herr von Brantome der so wunderbare Geschichten erzählte, das wir Alle bis zu Thränen lachten, und ich wie die Andern Sire; während des Lachens zog ich mein Schnupftuch heraus, und bei dieser Gelegenheit spielte sich das unglückliche Billet, das ich vergessen hatte, aus meiner Tasche und fiel auf den Boden. Als ich es suchen wollte, war es nicht mehr da, weder in meiner Tasche noch um mich her, und ich vermuthete, daß Herr von Joinville es bereits aufgehoben hatte.«

»Die Sache ist sehr wahrscheinlich,« sagte der König mit einem spöttischen Lächeln ; »aber ich nehme sie nicht für wahr, so wahrscheinlich sie auch sein mag.«

»Was will Euer Majestät damit sagen?« fragte die Admiralin unruhig.

»Ihr habt das Billet gefunden?«, fragte der König.

»Ja Sire.«

»Nun dann werdet Ihr mir sehr leicht sagen können in was es eingewickelt war.«

»Ei,« stammelte die Admiralin, »es war gar nicht eingewickelt Sire.«

»In gar nichts?«

»Nein, «sagte die Admiralin erblassend; es war blos vierfach gefaltet.«

Ein Blitz durchzuckte den Geist des Prinzen von Condé.

Offenbar hatte Fräulein von St. André dem König den Verlust ihres Billets durch den Verlust ihres Schnupftuchs erklärt. Unglücklicher Weise blieb die Sache, die für Herrn von Condé klar wurde, für die Frau Admiralin im dunkel.

Sie senkte also ihr Haupt unter den forschenden Blick des Königs, wurde immer unruhiger, und gestand durch ihr Schweigen, daß sie den Zorns verdient hatte, den sie auf sich lasten fühlte.

»Frau Admiralin,« sagte Franz »für eine fromme Person wie Ihr seid müßt Ihr selbst zugeben, das dies eine höchst freche Lüge ist.«

»Sire!« stammelte die Admiralin.

»Sind das die Früchte der neuen Religion, Madame?« fuhr der König fort. »Da ist unser Vetter Condé der, obschon eins katholischer Prinz, Uns so eben noch in wahrhaft Ergreifenden Worten die Reformation gepredigt hat. Antwortet doch selbst der Frau Admiralin, lieber Vetter, und sagt Ihr in Unserem Namen, daß man, welcher Religion man auch angehören mag, immer schlecht ankommt, wenn man seinen König betrügt.«

»Gnade, Sire!« stammelte die Admiralin mit Thränen in den Augen, als sie den Zorn des Königs mit der Schnelligkeit der Fluth anwachsen sah.

»Und warum bittet Ihr mich um Gnade, Frau Admiralin?« sagte Franz. »Ich vor nicht ganz einer Stunde, man hätte mir von Euch sagen mögen, was man hätte wollen, eine Hand darauf ins Feuer gehalten daß Ihr die tugendfesteste Person meines Königreichs wäret.«

»Sire!« rief die Admiralin, indem sie stolz ihr Haupt wieder erhob, »Einem Zorn kann ich ertragen, aber Eure Spöttereien nicht. Es ist wahr, ich habe das Billet nicht gefunden.«

»Ah, Ihr gestehet es?i« sagte der König triumphirend.

»Ja, Sire, « antwortete die Admiralin einfach.

»Dann hat Euch Jemand das Billet gegeben?«

»Ja, Sire.«

Der Prinz folgte dem Gespräch mit der offenbaren Absicht einzuschreiten, sobald er glauben würde, der Augenblick sei gekommen.«

»Und wer hat es Euch gegeben, Frau Admiralin.« fragte der König.

»Ich kann Euch diese Person nicht nennen,« antwortete Frau von Coligny in festem Tone.

»Und warum denn nicht, meine Base ?« sagte der Prinz von Condé, indem er dazwischen trat und ihr das Wort abschnitt.

»Ja, warum nicht ?« Versetzte der König, erfreut über die Verstärkung, die ihm zukam.

Die Admiralin sah den Prinzen an, als wollte sie ihn um die Erklärung seiner Worte fragen.

»Wahrhaftig, « fuhr der Prinz, die stumme Frage der Admiralin beantwortend, fort, »ich habe keinen Grund, dem König die Wahrheit zu verbergen.«

»Ah, « sagte der König, sich wieder an den Prinzen wendend, »Ihr wißt also das Stichwort in dieser Geschichte ?«

»Allerdings, Sire.«

»Und woher?«

»Nun ja, Sire, « antwortete der Prinz, »weil ich selbst die Hauptrolle darin gespielt habe.«

»Ihr, mein Herr?«

»Ich selbst, Sire.«

»Und wie kommt es, daß Ihr mir bis jetzt noch kein Wort davon gesagt habt?«

»Weil Ihr mir, « antwortete der Prinz, »nicht die Ehre erwiesen habt mich darüber zu fragen, Sire, und weil ich mir nicht erlauben würde meinen gnädigen Souverän irgend eine Anekdote zu erzählen, ohne von ihm dazu ermächtigt zu sein.«

»Eure Ehrerbietung gefällt mir Vetter Ludwig, « sagte Franz; gleichwohl hat der Respect seine Grenzen und man kann den Fragen seines Souveräns zuvorkommen, wenn man ihm nützlich oder wenigstens angenehm zu sein glaubt. Erweist mir also den Gefallen, mein Herr, mir Alles zusagen was Ihr über diesen Gegenstand wißt, und welche Rolle Ihr bei dieser ganzen Geschichte gespielt habt.«

»Ich habe die Rolle des Zufalle gespielt. Ich bins, der das Billet gefunden hat.«

»Ah! Ihr seids!« sagte der König, indem er die Stirne runzelte und den Prinzen streng ansah. »Dann wundere ich mich nicht mehr, daß Ihr auf meine Fragen gewartet habt Ah! Ihr habt das Billet gefunden?«

»Ja, Sire, ich.«

»Und wo?«

»Nun in dem Gang, der zum Saal der Verwandlungen führt, wie die Admiralin so eben die Ehre hatte Euch zu sagen.«

Der Blick des Königs schweifte vom Prinzen auf die Admiralin und schien erforschen zu wollen, welches Einverständniß zwischen ihnen stattfinden möchte.«

»Also, mein Vetter,« sagte er, »da Ihr es gefunden habt, so müßt Ihr wissen, in was es eingeschlossen war.«

»Es war nicht eingeschlossen, Sire.«

»Wie !« rief der König erblassend, »Ihr untersteht; Euch mir gar sagen es sei nicht eingeschlossen gewesen?



»Ja, Sire, ich habe die Kühnheit die Wahrheit zu sagen, und ich habe die Ehre Eurer Majestät zu wiederholen das das Billet nichts eingeschlossen, sondern zart umwickelt, war.«

»Umwickelt oder eingeschlossen, mein Herr, « sagte der König, »ist das nicht ganz gleich?«

»Ei, Sire, « versetzte der, Prinz, »es ist ein außerordentlicher Unterschied zwischen den beiden Worten. Man schließt einen Gefangenen ein, aber man umwickelt einen Brief. «

»Ich wußte nicht daß Ihr ein so großer Sprachgelehrter seid, mein, Vetter.«

»Die Muße, welche mir der Friede läßt; gestattet mir die Grammatik zu studiren, Sire. «

Kurz, und gut, mein Heer, sagt: mir in was das Billet eingewickelt oder eingeschlossen war. «

»Ja ein feines, an den vier Erben gesticktes Schnupftuch, Sire, und in eine der Ecken war das Billet eingebunden. «

»Wo ist dieses Schnupftuch?«

»Hier, Sire!«

Der Prinz zog es aus seiner Brust.

»Der König riß es ihm heftig aus der Hand.

»Gut! Aber wie kommt es, daß das von Euch gefundene Billet in die Hände der Frau Admiralin gerathen ist?«

»Nichts Einfacheres als das, Sire. Auf der Treppe des Louvre begenete ich; der Frau Admiralin und sagte zu ihr: Base, hier ist ein Billet das irgend ein Herr oder eine Dame vom Louvre verloren hat. Erkundigt Euch doch, wer ein Billet verloren haben mag, — die Sache Ist Euch leicht durch Dandelot, der die Wache hat — und gebt es gefälligst seinem Eigenthümer zurück.«

»Das ist in der That sehr natürlich, Vetter,« sagte der König, der von der ganzen Geschichte kein Wort glaubte.

»Also, Sire,« sagte der Prinz von Condé in dem er Miene machte abzutreten, »da ich die Ehre gehabt habe Euer: Majestät vollständig zu befriedigen . . .«

Aber der König hielt ihn mit einer Geberde zurück.

»Noch ein Wort, Vetter, wenn ich bitten darf,« sagte er.

»Gerne, Sire.«

»Frau Admiralin,« sagte der Könige indem er sich gegen Frau von Coligny umwandte, »ich erkenne Euch als eine loyale Unterthanin; wenn in der Stellung, worin Ihr Euch dem Herrn Prinzen von Condé gegenüber befandet, habt Ihr mir Alles gesagt was Ihr mir sagen konntet. Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Euch bemüht habe. Ihr seid frei und ich bleibe Euch in Gnaden gewogen. Der Rest der Erklärung betrifft Herrn von Condé.«

Die Admiralin verbeugte sich und ging.

Herr von Condé hätte gerne Dasselbe gethan, aber er wurde durch den Befehl des Könige zurück gehalten.

Als die Admiralin sich entfernt hatte, ging der König mit übereinander gebissenen Zähnen und blauen Lippen auf den Prinzen zu.

»Mein Herr,« sagte er, »Ihr hatte nicht nöthig Euch an die Frau Admiralin zu wenden, um zu erfahren, an wen das Billet gerichtet war.«

»Wie so, Sire ?«

»Weil in der einen Ecke des Schnupftuchs die Anfangsbuchstaben und in der andern das

Wappen des Fräuleins von St. André eingestickt ist.«

Jetzt war es an Herrn von Condé den Kopf zu senken.

»Ihr wußtet daß das Billet dem Fräulein von St. André gehörte, und obschon Ihr das wußtet, habt Ihr es möglich gemacht, daß es der Königin Mutter in die Hände fiel.«

»Euer Majestät wird mir wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen anzuerkennen, daß ich nicht wußte, daß das Billet auf ihren Befehl geschrieben war, und daß die Bekanntwerdung desselben sie bloßstellen konnte.«

»Mein Herr, da Ihr die Bedeutung der Worte unserer Sprache so gut kennt; so müßt Ihr auch wissen, daß Nichts meine Majestät bloßstellt; ich thue, was wir beliebt, Niemand hat Etwas daran zu sehen oder drein zusprechen, und der Beweis . . . «

Er ging an den Tisch und, nahm das Pergament, auf das er bereits anderthalb Zeilen geschrieben hatte.

»Und der Beweis, da seht . . .«

Er machte eine Bewegung, als ab er das Pergament zerreißen wollte.

»Ah, Sire, laßt Euern Zorn auf mich fallen und nicht auf einen Unschuldigen!«

»So bald mein Feind ihn beschützt, ist er für mich nicht mehr unschuldig, mein Herr.«

»Euer Feind, Sire!« rief der Prinz; »betrachtet mich der König als seinen Feind ?«

»Warum nicht, da ich von diesem Augenblick an der Eurige bin?«

Und er zerriß das Pergament.

»Sire, Sire, um Gotteswillen!« rief der Prinz.

»Mein Herr, das ist meine Antwort auf die Drohung, die Ihr soeben im Namen der Hugenottenpartei an mich richtetet. Ich biete ihr Trotz, mein Herr, und Euch mit ihr, wenn es Euch zufällig beliebt das Commando derselben zu übernehmen. Heute Abend wird der Rath Anne Dubourg hingerichtet.«

»Sire, es ist das Blut eines Unschuldigen, das Blut eines Gerechten das da fließen wird.«

»Ganz gut, « sagte der König, es mag fließen und Tropfen und Tropfen auf das Haupt desjenigen zurückfallen der es vergießt.«

»Und dieser ist. Sire?«

»Ihr selbst seid es, Herr von Condé«

Damit wies er dem Prinzen die Thüre und sagte:

»Entfernt Euch, mein Herr.«

»Aber Sire . . .« bat der Prinz.

»Geht, sage ich Euch!« rief der Königs zähneknirschend und mit dem Fuß stampfend, »Es gäbe keine Sicherheit für Euch, wenn Ihr zehn Minuten im Louvre bliebet.«

Der Prinz verbeugte sich und ging.

Der König fiel zermalmt in seinen Lehnstuhl die Ellbogen auf den Tisch gestemmt, den Kopf zwischen seinen Händen.

---

## XI.

### *Kriegserklärung.*

Man begreift leicht, daß der Prinz von Condé nicht minder wüthend war als der König, und seine Wuth war um so grimmiger, als er den ganzen Vorfall bloß sich selbst zuschreiben konnte, da er selbst zu Fräulein von St. André gegangen war, das Billet in dem Schnupftuch entdeckt und es dem Admiral von Coligny übergeben hatte.

Wie alle Leute, die sich durch ihren eigenen Fehler in einen schlimmen Handel verstrickt sehen beschloß er daher den seinigen bis aufs Aeüßerste zu treiben und selbst das letzte Schiff zu verbrennen, auf das er sich hätte zurückziehen können.

Ueberdieß wäre es nach all den Leiden, die er um Fräulein von St. André ausgestanden, seine größte Verzweiflung, ja in seinen Augen eine Schmach und sein Beweis von Unmacht gewesen, wenn er sich zurückgezogen hätte, ohne noch auf dem Rückzug jenen Partherpfeil abzudrücken, der so häufig zurückprallt und das Herz des Verliebten durchbohrt, welcher ihn abgeschossen: nämlich die Rache.

Nun hatte er die Rache am König bereits beschlossen, aber über die Rache an Fräulein von St. André sann er noch nach.

Einen Augenblick fragte er sich, ob nichts eine gewisse Feigheit darin liege, wenn er als Mann sich an einem Weib räche; aber er wußte sich dar auf antworten, daß dieses heuchlerische und rachsüchtige junge Mädchen, das ohne Zweifel noch am selben Tag die erklärte Mätresse des Königs werden sollte, keineswegs ein schwacher Feind sei.

Ja gewiß, er setzte sich einer geringeren Gefahr aus, wenn er dem tapfersten und gewandtesten Herrn vom Hof eine Herausforderung zuschickte, als wenn er sich rücksichtslos mit Fräulein von St. André überwarf.

Er wußte wohl, daß daraus ein tödtlicher Krieg ohne Aussicht auf Frieden oder Waffenruhe entstehen, daß dieser Krieg eine Menge von Gefahren, an Hinterhalten, offenen oder versteckten Angriffen mit sich führen und solange dauern mußte, als die Liebe des Königs dauerte.

Und bei der glänzenden Schönheit seiner Feindin, bei ihrem falschen Charakter, bei ihrem wollüstigen Temperament begriff er, daß diese Liebe, gleich der Liebe Heinrichs II. zu der Herzogin von Valentinois, ihr ganzes Leben hindurch dauern konnte.

Er setzte sich also nicht der Gefahr des tapfern Mannes aus, welcher dem Löwen kühn und offen die Stirne bietet, sondern er trotzte der weit ernsteren, wenn auch scheinbar weniger bedeutenden Gefahr des unvorsichtigen Reisenden, der mit einem einfachen Gertchen in der Hand sich den Spaß macht jene bezaubernde Cobra Capella zu reizen, deren geringster Biß tödtlich ist.

Diese Gefahr war in Wirklichkeit so groß, daß der Prinz sich einen Augenblick fragte, ob es durchaus nothwendig sei diesen neuen Blitz zu den Donnerwettern hinzuzufügen, die bereits über seinem Haupte tosten.

Aber wie er Bedenken getragen hatte, als er vor näherer Ueberlegung gefürchtet hatte in eine Feigheit zu verfallen, ebenso fühlte er sich unwiderstehlich vorangedrängt, als er sah, daß seine

scheinbar feige Handlung bis zum Wahnsinn verwegen war.

Hätte er die Treppen hin absteigen, über den Hof schreiten, wieder in einem andern Flügel hinaufsteigen müssen, kurz, wäre ihm zwischen seinem Weggehen aus dem Cabinet des Königs und seinem Eintritt in die Wohnung des Fräuleins von St. André Zeit zu einer ernsteren Ueberlegung geblieben, so wäre ihm vielleicht die Vernunft zu Hilfe gekommen und gleich der Minerva der Alten welche Ulysses bei der Hand aus dem Gewühl zog, würde die kalte Göttin ihn aus dem Louvre gezogen haben. Aber unglücklicherweise brauchte der Prinz nur auf dem Corridor wo er sich bereits befand, weiter zu gehen, um nach einer oder zwei Biegungen auf die Thüre des Fräuleins von St. André zu stoßen.

Er fühlte, daß jeder Schritt ihn näher zu ihr führte, und mit jedem Schritt wurden die Pulsschläge seines Herzens schneller und heftiger.

Endlich gelangte er vor dieser Thüre an.

Er konnte den Kopf abwenden, vorbeigehen, seinen Weg fortsetzen. Allerdings war dieß der Rath, den ihm sein guter Engel ganz leise ertheilte, aber er hörte nur auf den bösen. Er blieb stehen, wie wenn seine Füße sich im Fußboden festgewurzelt hätten, und Daphne schien nach ihrer Verwandlung in einen Lorbeerbaum nicht unweglicher in der Erde zu haften.

Nach einem Augenblicke, nicht der Zögerung, sondern der Ueberlegung, sagte er wie Cäsar, als er seinen Spieß über den Rubicon warf:

»Wohlan denn! der Würfel ist gefallen.«

Und er klopfte.

Die Thüre ging auf.

Es war immer noch möglich, daß Fräulein von St. André ausgegangen war, oder daß sie ihn nicht empfangen wollte.

Das Schicksal war in die Sterne geschrieben — Fräulein von St. André befand sich zu Hause, und die Worte: er möge eintreten! gelangten bis zu den Ohren des Prinzen.

In der Zwischenzeit, die man brauchte um ihn aus dem Vorzimmer, wo, er die Antwort erwartete, nach dem Boudoir zu führen, wo diese Antwort so laut gegeben worden war, daß man sie außen hören konnte, sah Ludwig von Condé, wie in einem Nebel den er vor seinen Augen und seinem Herzen hätte, das ganze ungeheure Panorama der letzten sechs Monate an sich vorüberziehen, von dem Tag an wo er das junge Mädchen bei einem schrecklichen Ungewitter in einer schlechten Herberge bei St. Denis getroffen bis zur Stunde wo er sie mit einem Myrtenzweig in den Haaren in den Saal der Verwandlungen kommen gesehen, und wo sein unbescheidener Blick keine Sekunde lang von ihr abgelassen, bis zu dem Moment wo sie von dem ganzen Schmuck, den sie bei dem Eintritt in den Saal gehabt, nur diesen Myrtenzweig behalten hatte.

Und indem dieses Panorama sich vor seinen Augen entrollte, sah er, wenn auch ganz flüchtig jene nächtliche Scene in St. Cloud zwischen dem jungen Mädchen und dem Pagen sich wiederholen; dann fand er sie am Rand des großen Bassin, im Halbdunkel des zitternden Schattens der Platanen und Feigen wieder ; hierauf sah er sich selbst unbeweglich unter den Fenstern stehen und warten, bis ein Laden sich halb öffnete und eine Blume oder ein Billet zu seinen Füßen fiel; endlich fand er sich wieder unter diesem Bett wo er in der ersten Nacht vergebens gewartet, weil Niemand kam, und wo er in der zweiten Nacht nicht bloß die erwarteten, sondern auch ganz unerwartete Personen kommen gesehen; und all diese

verschiedenen Empfindungen, die Bezauberungen der Herberge, die Eifersucht des versteckten Zeugen, die Selbstbespiegelung des jungen Mädchens in dem Bassin, die ungeduldige Erwartung unter den Fenstern, die Angst des Liebhabers im Saales der Verwandlungen, all diese Empfindungen stiegen ihm jetzt zu Gehirn, machten seine Schläfe hoch pochen, quälten sein Herz und stürmten dermaßen auf ihn ein, daß sie sich einige Sekunden lang seines ganzen Wesens bemächtigten.

Schauernd und blaß zugleich vor Eifersucht, vor Zorn und Liebe, vor Beschämung und Haß, trat er also vor Fräulein von St. André.

Das Fräulein war allein.

Sobald sie den Prinzen bemerkte, der all die entgegengesetzten Gefühle die in ihm kämpften unter einer ziemlich impertinenten Haltung verbarg; sobald sie das spöttische Lächeln sah, das auf seinen Lippen saß wie der amerikanische Spottvogel auf einem Zweig, das runzelte das junge Mädchen ihre Brauen, aber ganz unmerklich: sie war in Beziehung auf Heuchelei dem Prinzen von Condé unendlich überlegen.

Der Prinz grüßte sie höchst unbefangenen Fräulein von St. André täuschte sich im Ausdruck dieses Grußes nicht; sie begriff, das es ein Feind war, der zu ihr kam.

Aber sie ließ sich von ihrer klaren Einsicht Nichts anmerken und erwiderte den unbefangenen Gruß so wie das spöttische Lächeln des Prinzen mit einer langen und anmuthsvollen Verbeugung.

Dann lächelte sie ihm mit dem kosendsten Blicke zu und sagte mit ihrer freundlichsten Stimme zu ihm:

»Welcher Heiligen, mein Prinz habe ich für diesen eben so frühen als unerwarteten Besuch meine Danksagungen abzustatten?«

»Der heiligen Aspasia, mein Fräulein,« antwortete der Prinz, indem er sich mit erheuchelter Ehrerbietung verbeugte.

»Gnädigster Herr,« erwiderte das junges Mädchen, »ich zweifle daran, daß ich sie selbst beim genauesten Suchen im Calender des Jahres der Gnade 1559 finden würde.«

»Dann, mein Fräulein, wenn Ihr durchaus einer Heiligen für diese höchst unbedeutende Gunst meines Besuches danken wollt, so wartet bis Fräulein Valentinois todt und canonisirt ist, was nicht ausbleiben kann, wenn Ihr sie dem König empfehlet.«

»Da ich bezweifeln muß daß mein Ansehen sich so weit erstrecken würde, gnädigster Herr, so will ich mich darauf beschränken Euch selbst zu danken und in aller Demuth Euch selbst zu fragen, was mir das Vergnügen verschafft Euch zu sehen.«

»Wie, Ihr errathet es nicht?«

»Nein.«

»Ich komme, um Euch meine aufrichtigsten Glückwünsche zu der neuen Gunst darzubringen, womit Seine Majestät Euch beehrt.«

Das junge Mädchen wurde purpurrot; dann aber bedeckten sich in Folge einer plötzlichen Rückwirkung ihre Wangen mit der Blässe des Todes.

Und gleichwohl war sie noch weit entfernt die die Wahrheit zu ahnen; sie glaubte blos das nächtliche Abenteuer sei bereits ruchbar geworden und das Echo davon zu den Ohren des Prinzen gedrungen.

Sie begnügte sich daher den Prinzen mit einem Ausdruck anzusehen, der zwischen Frage und

Drohung die Mitte hielt.

Der Prinz that, als ob er Nichts bemerkte.

»Nun wohl,« fragte er lächelnd, »was gibt es denn, mein Fräulein? und wie hat der Glückwunsch, den ich Euch darzubringen die Ehre hatte, Euern Wangen so augenblicklich die Farbe Eurer Lippen — es ist wahr, sie haben dieselbe nicht lange behalten — und dies Schnupftuchs geben können, das Ihr mir gestern zu schenken die Ehre erwiesen habt?«

Der Prinz betonte diese letzten Worte auf eine so bedeutsame Art, daß über den Ausdruck welchen das Gesicht des Fräuleins jetzt annahm, kein Zweifel mehr, obwalten konnte.«

Die unverkennbarste Drohung lag darin.

»Nehmt Euch in Acht, gnädigster Herr,« sagte sie mit einer Stimme, die um so furchtbarer war, als sie eine vollendete Ruhe erheuchelte. »Ich glaube, Ihr seid hierhergekommen, um mich zu beschimpfen.«

»Glaubt Ihr mich einer solchen Kühnheit fähig, mein Fräulein?«

»Oder einen solchen Feigheit, gnädigster Herr. Welches von, beiden Worten wäre im gegebenen Fall das passendste?«

»Das habe ich vor Eurer Thüre mich selbst gefragt, mein Fräulein. Ich habe mir geantwortet *Kühnheit!* und bin eingetreten.«

»Ihr gestehet also, daß Ihr diese Absicht hattet?«

»Vielleicht. Aber bei näherer Ueberlegung habe ich vorgezogen Euch unter einem ganz andern Rechtsgrund zu besuchen.«

»Und unter welchem?«

»Als ehemaliger Anbeter Eurer Reize, der sich in einen Höfling Eures Glückes umgewandelt hat.«

»Und ohne Zweifel wollt Ihr mich ein dieser Eigenschaft um seine Gunst ansprechen?«

»Um eine ungeheure Gunst, mein Fräulein.«

»Um welche?«

»Daß Ihr mir gütigst verzeihen wollet, daß ich die :Ursache des unglückseligen Besuches von heute Nacht war.«

Fräulein von St. André sah den Prinzen zweifelhaft an, denn sie konnte nicht glauben, daß ein Mensch so unvorsichtig und so geraden Weges ein den Abgrund zuschreite. Ihre Blässe ging ins Bleifarbige über.

»Prinz,« sagte sie, »Ihr habt wirklich das gethan, was Ihr sagt?«

»Ja.«

»Wenn dieß wahr ist, so erlaubt mir Euch zu sagen, daß1 Ihr ganz einfach den Verstand verloren haben müßt.«

»Ich glaube im Gegentheil ganz einfach, daß ich ihn bis zu diesem Augenblick wieder gefunden habe.«

»Aber glaubt Ihr auch, daß eine solche Beschimpfung ungestraft bleiben wird, mein Herr, wenn Ihr auch zehnmal Prinz seid, oder hofft Ihr, daß ich dem König nicht davon benachrichtigen werde?«

»Oh, das ist unnöthig.«

»Wie so unnöthig?«

»Mein Gott, weil ich ihm so eben erst Alles selbst gesagt habe.«

»Und habt Ihr ihm auch gesagt, daß Ihr von ihm hinweg zu mir zu gehen beabsichtigt?«

»Nein, wahrhaftig nicht, denn ich dachte nicht daran; der Einfall ist mir erst unterwegs gekommen Eure Thüre lag mir auf dem Weg, und Ihr kennt das Sprichwort: Gelegenheit macht Diebe. Ich sagte zu mir, es wen doch sehr interessant, wenn ich glücklicher Weise der Erste wäre, der seinen Glückwunsch darbrächte. Bin ich der Erste?«

»Ja, mein Herr,« sagte Fräulein von St. André stolz, »und ich nehme diesen Glückwunsch an.«

»Ah, da Ihr ihn so gut aufnehmt, so erlaubt mir Euch noch ein anderes Compliment zu machen.«

»Ueber was.«

»Über den Geschmack Eurer Toilette bei einer so feierlichen Gelegenheit.«

Fräulein von St. André biß sich in die Lippen.

»Der Prinz führte sie auf ein Terrain, wo es schwer hielt sich, mit Vortheil zu verteidigen.

»Ihr seit ein Mann von Einbildungskraft, gnädigster Herr,« sagte sie »und vermöge dieser Einbildungskraft habt Ihr ganz gewiß die Ehren einer weit ausgezeichneteren Toilette angethan, als ich in Wahrheit hatte.«

»O nein, das schwöre ich Euch, sie waren im Gegentheil sehr einfach; die Hauptsache war ein Myrtenzweig, der in diesen schönen Haaren steckte.«

»Ein Myrtenzweig!« rief das junge Mädchen; »woher wißt Ihr, daß ich einen Myrtenzweig in den Haaren trug?«

»Ich habe ihn gesehen.«

»Ihr habt ihn gesehen?«

Fräulein von St. André fing an, Nichts mehr zu begreifen, und fühlte, daß ihre Kaltblütigkeit sie demnächst verließ.

»Wohlan, Prinz,« sagte sie, »fahret fort, ich liebe die Märchen.«

»Dann müßt Ihr Euch wohl an das von Narciß erinnern, von Narciß, der sich in sich selbst verliebte und in einem Bache beäugelte.«

»Nun weiter ?«

»Nun wohl, vorgestern habe ich etwas Aehnliches oder vielmehr etwas noch weit Merkwürdigeres gesehen! ein in sich selbst verliebtes junges Mädchen, das sich mit nicht geringerer Wollust in einem Spiegel beäugelte als Narciß in seinem Bache.«

Fräulein von St André stieß einen Schrei aus. Es war unmöglich, das; der Prinz dies erfunden oder daß man es, ihm erzählt hatte. Sie war allein oder vielmehr sie glaubte sich allein im Saal der Verwandlungen, als die Scene stattfand, auf welche der Prinz anspielte. Die Röthe gewann wieder die Oberhand, ihr Gesicht bepurpurte sich.

Fräulein von St André knirschte zwischen den Zähnen, nur versuchte sie dieses Knirschen durch ein schallendes Gelächter zu verdecken.

»Oh, « versetzte sie, »welch ein schönes Märchen Ihr da zum Besten gebt!«

»Ja, Ihr habt Recht, das Märchen ist schön, aber was ist es im Vergleich mit der Wirklichkeit?Unglücklicher Weise war die Wirklichkeit flüchtig wie ein Traum. Die schöne Nymphe erwartete einen Gott, und nun konnte dieser Gott nicht kommen, weil die Göttin, seine Gemahlin, wie eine einfache Sterbliche vom Pferde gefallen war und sich verletzt hatte.«

»Habt Ihr mir noch viele Dinge von dieser Sorte zu erzählen, mein Herr?« knirschte Fräulein von St. André, die trotz ihrer Kraft nahe daran war sich vom Zorn hinreißen zu lassen.«

»Nein, ich habe nur noch ein einziges Wort zu sagen: Dieß habe ich Euch sagen wollen; und nun — erlaubt mir, daß ich in der Hoffnung auf die Zukunft so schließe, wie wenn ich bereits König wäre — und nun, da der gegenwärtige Besuch keinen andern Zweck hatte, bitte ich Gott daß er Euch in seinem heiligen und würdigen Schutz halte.«

Und nun entfernte sich der Prinz von Condé wirklich mit jener Impertinenz, welche zwei Jahrhunderte später das Glück eines Lauzun und Richelieu begründete.

Auf dem Absatz der Treppe blieb er stehen, warf noch einen Blick zurück und sagte:

»Wohlan , jetzt bin ich mit der Königin Mutter, mit dem König, mit dem Fräulein von St. André überworfen, und das Alles aus einem Schlag. Wahrhaftig ein schöner Morgen für einen jüngeren Sohn aus dem Hause Navarra! Bah! « fügte er philosophisch hinzu, »es ist wahr, die jüngeren Söhne kommen durch, wo die älteren nicht durchkämen.«

Und er ging flink die Treppe hinab, schritt wohlgemuth über den Hof und salutirte die Schildwache, die das Gewehr vor ihm präsentirtet.

---



## XII.

### *Der Sohn des Verurtheilten.*

Wir haben gesagt, daß der Prinz seinen neugewonnenen Freund Robert Stuart zwischen sieben und acht Uhr Abends auf den Platz und vor die Kirche St Germain l'Auxerrois beschieden hatte.

Um sich zu, diesem Rendezvous einzufinden, konnte er ganz gut über die Notre-Damebrücke und über die Mühlenbrücke gehen; aber ein Magnet zog ihn nach dem Louvre ; er ließ sich durch einen Fährmann über den Fluß setzen und landete vor dem hölzernen Thurm.

Sein Weg war rechts zu gehen, aber er, ging links.

Er ging auf die Gefahr zu, wie der unvorsichtige Nachtschmetterling dem Lichte zuflattert.

Er kannte diesen Weg gut: vier oder fünf Monate hatte er ihn jeden Abend von Hoffnungen beseelt, zurückgelegt.

Jetzt, da er nicht mehr hoffte, warum machte er ihn dennoch wieder?

Er wandelte also wieder denselben Wegs dann, als er unter den Fenstern des Fräuleins von St. André angelangt war blieb er nach seiner Gewohnheit stehen.

Er kannte sie wohl, diese Fenster.

Die drei ersten gehörten zum Schlafzirnmer und Boudoir Charlottens; die vier andern gehörten dem Marschall.

Dann, nach den vier Fenstern des Marschalls kam noch ein anderes Fenster, auf das er niemals geachtet hatte.

Dieses Fenster blieb immer dunkel, sei es nun, daß das Zimmer wozu es gehörte niemals beleuchtet wurde, oder daß dichte sorgfältig zugezogene Vorhänge kein Licht nach außen dringen ließen.

Er würde es auch dießmal so wenig als sonst beachtet haben, wenn er nicht geglaubt hätte es in seinen Angeln knarren zu hören. Dann meinte er durch die halbe Oeffnung der beiden Läden eine Hand hervorkommen und aus dieser Hand, einem Nachtschmetterling ähnlich ein Papierchen entfliegen zu: sehen, das vom Nachtwind fortgetragen, sich alle Mühe zugeben schien, um zu seiner Adresse zu gelangen.

Die Hand verschwand, daß Fenster schloß sich wieder, ehe noch das Papier die Erde berührt hatte.

Der Prinz erhaschte es im Flug, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, was es sei, und ohne zu wissen, ob es für ihn bestimmt sei.

Dann, als es auf der Kirche St. Germain l'Auxerrois halb acht, schlug erinnerte er sich an sein Rendezvous und ging nach der Stelle zu, wohin der Schlag der Uhr ihn zu rufen schien.

Inzwischen drehte er das Billet zwischen seinen Fingern hin und her, aber die Dunkelheit der, Nacht verhinderte ihn zu erfahren, was er von seiner flüchtigen Eroberung denken sollte.

An der Ecke der Rue Chilpexic befand sich eine kleine Herberge, in deren Mauer eine Nische angebracht war; in der Nische hing eine kleine Madonna von vergoldetem Holz, und vor der Madonna brannte ein Harzlicht, eine Art von Fackel, welche den eifrigen Catholiken eine

christliche Herberge und einen frommen Wirth anzeigte und den verspäteten Reisenden laut die Worte zurief: Hier kann man übernachten.

Der Prinz von Condé näherte sich denn Haus, stieg auf die steinerne Bank neben der Thüre, stellte sich unter die fackelnden Strahlen des Lichts und las folgende Zeilen, die ihn mit Staunen erfüllten:

*»Der König ist für den Augenblick mit der Königin Mutter ausgesöhnt ; heute Abend wohnen sie der Hinrichtung des, Rathes Anne Dubourg bei. Ich wage Euch nicht zur Flucht zu rathen, aber ich sage Euch: Kehret unter keinem Vorwand in den Louvre zurück, es handelt sich um Euern Kopf.«*

Diese letzte Phrase machte den Prinzen ganz verblüfft. Woher kam ihm diese Warnung ? Gewiß von einem Freunde. Aber welchem Geschlecht gehörte dieser Friends an? War es ein Freund oder eine Freundin? Nein es war ein Freundin; ein Freund würde nicht auf diese Art geschrieben haben.

Dann gab es in diesem Louvrepalasts keine Männer, sondern nur Höflinge, und ein Höfling würde sich zweimal besonnen haben, ehe er sich durch einen solchen Akt der Menschenliebe der Ungnade des Königs aussetzte.

Es war also kein Mann.

Aber wenn es eine Frau war, was war diese Frau?

Welche Frau konnte sich so lebhaft für ihn, Condé, interessiren, daß sie sich — vorausgesetzt daß ihre menschenfreundliche Warnung des Prinzen bekannt wurde — auf einen einzigen Schlag mit dem König, mit der Königin Mutter und mit Fräulein von St. André überwarf? Aber vielleicht war es Fräulein von St. André selbst! Oh was das betraf, so begriff der Prinz nach kurzer Ueberlegung wohl, daß dieß unmöglich war: er hatte die Löwin zu grausam verletzt, und die Löwin mußte noch an der Wunde leiden, die er ihr geschlagen hatte. Er hatte zwar im Louvre zwei oder drei ehemalige Maitressen, aber mit diesen war er überworfen, und wenn die Frauen nicht mehr lieben, so hassen sie.

Eine einzige vielleicht hatte noch einen Rest von Zärtlichkeit für ihn: das hübsche Fräulein von Limenil, aber er kannte seit langer Zeit das Gekrizel, des reizenden Kindes; es war nicht ihre Hand, und man wagt es nicht einen Sekretär zu nehmen, um solches Billet zu schreiben.

War es überhaupt eine Frauenhand?

Der Prinz stellte sich auf die Zehen, um so nahe als möglich ans Licht zu kommen.

Ja, es war ganz sicherlich eine Frauenhand, und trotz des meisterhaften Zuges in diesen Buchstaben, die wir nur mit einer schönen englischen Handschrift unserer Tage vergleichen können, würde, ein Experter sich nicht getäuscht haben; in Bezug auf Frauenschrift aber war der Prinz, der schon so viele Briefe empfangen hatte, ein Experter geworden.

Wenn die vollen Ziege fest waren so hatten die Feinstriche etwas Zartes, Graziöses und Weibliches.

Dann war das Billetchen als Ganzes so zierlich, das Papier war so fein, so sammtweich, so seiden, und verrieth ein so süßes Parfüm von einem weiblichen Schlafzimmer oder Boudoir, daß es ganz entschieden von einer Frau kommen mußte.

Nun entstand von Neuem die Frage, aus welche er keine Antwort gab :

*»Wer mag wohl diese Frau sein?«*

Der Prinz von Condé der sein Rendezvous gänzlich vergessen hatte, und sich nur mit seinem

Brief zu beschäftigen, würde sich die ganze Nacht auf den Namen dieser Frau besonnen und sich höchstwahrscheinlich vergebens den Kopf darüber zerbrochen haben, wenn, nicht, zu seinem Glück Robert Stuart, der ihn aus der Ferne auf seiner Bank stehen sah und dessen Herz von einem schweren Kummer aufgeregt war, plötzlich wie aus der Erde hervor erschienen und in den Lichtkreis getreten wäre welchen die Fackel auswarf.

Er grüßte den Prinzen mit einer tiefen Verbeugung.

Der Prinz, schämte sich, daß man ihn bei dieser Lectüre überrascht hatte, und die Art wie er erröthete bestärkte ihn in der Gewißheit, daß das Billet von einer Frau gekommen sei.

»Ich bin Prinz,« sagte der junge Mann.

»Ihr sehet, mein Herr daß ich mein Wort halte,« versetzte der Prinz, indem er von seiner steinernen Bank herabsprang.

»Und ich, « sagte Robert Stuart, »warte, auf nur auf eine Gelegenheit Euch zu beweisen, daß ich das meinige halten werde.«

»Ich habe Euch eine traurige Botschaft zu verkünden, « sagte der Prinz mit bewegtest Stimme.

Der junge Mann lächelte bitter.

»Sprecht Prinz, ich bin auf Alles gefaßt. «

»Mein Herr, « sagte der Prinz mit einem Ernst, worüber man sich bei einem Mann verwundert hätte, den man allgemein für einen der frivolsten seiner Zeit hielt, »wir leben in einer Epoche, wo die Begriffe von gut und böse verworren, schwankend, unentschieden sind; die Welt scheint sich seit einigen Jahren in einer Art von Geburtswehen zu befinden, welche in die Seelen Einiger einen unheimlichen Schein werfen, während sie die Seelen Anderer in tiefes Dunkel versetzen. Was wird aus dem Zusammenprall der Leidenschaften entstehen, die in diesem Augenblick aneinander stoßen? Ich weiß es nicht. . . «

»Warum nicht sogleich sagen, Prinz: Junger Mann, Dein Vater ist verurtheilt; ich hatte Dir die Begnadigung Deines Vaters versprochen, und sie ist mir verweigert worden; ich hatte Dir gesagt, daß Dein Vater nicht sterben würde, und Dein Vater wird heute Abend sterben.«

»Mein Herr,« sagte der Prinz, der sich beinahe der Lüge schämte, wodurch er den jungen Mann zu hintergehen versuchte, »mein Herr, vielleicht steht es noch nicht ganz so schlimm, wie Ihr meint.«

»Sagt Ihr mir, daß ich noch hoffen darf, Prinz?« fragte Robert Stuart.

Condé wagte nicht zu antworten; in dem Blick des jungen Mannes lag ein Ausdruck, der das Wort auf seinen Lippen festhielt.

»Gestern, « sagte er endlich; »war das Todesurtheil noch nicht genehmigt, noch nicht vom Könige unterzeichnet; heute ist es trotz meiner Anstrengungen unterzeichnet und bekannt gemacht worden; in einer Stunde vielleicht wird es vollstreckt werden.«

»In einer Stunde!« brummte der junge Mann dumpf zwischen den Zähnen. »In einer Stunde kann man viel thun.«

Er stürzte fort und machte ungefähr zwanzig Schritte; dann kam er zu dem Prinzen zurück und ergriff seine Hand, die er mit Küssen bedeckte und in Thränen badete.

»Von heute an, von dieser Minute an, Prinz,« sagte er, »habt Ihr einen getreueren, keinen ergebenen Diener, als mich. Mein Laib, meine Seele, mein Kopf, mein Arm, mein Herz gehören Euch; Euch gebe ich mein Leben bis auf den letzten Blut tropfen.«

Dann entfernte er sich, diesmal langsamen Schritts, und verschwand, an der Ecke Des Quais,

nachdem er dem Prinzen noch einmal mit dem Kopf zugenickt.

---

### XIII.

#### *Aus den Kinderschuhen*

Der junge Mann befand sich bereits aus der Spitze der Cité, als der Prinz noch immer nicht aus seinen tiefen Gedanken erwacht war.

Es ist wahr, diese Gedanken waren in Folge einer jener häufigen Launen des Gedächtnisses von Robert Stuart zu dem Billet zurückgekehrt, das aus einem Fenster des Louvre geworfen worden, und das der Prinz vor einer halben Stunde beim Lampenschein der Madonna gelesen hatte.

Was auch der Gegenstand seiner tiefen Betrachtungen sein mochte, so wurde er durch einen neuen und unerwarteten Zwischenfall daraus geweckt.

Ein junger Mensch kam barhäuptig ohne Wamms und röchelnd, aus dem Louvre und lief über den Platz, wie wenn er von einem tollen Hund verfolgt würde.

Der Prinz glaubte ihn als den Pagen des Marschalls von St. André zu erkennen, den er zum ersten Mal in dem Wirthshaus bei St. Denis, zum zweiten Mal in, den Garten von St. Cloud gesehen hatte.

»He t« rief er, als er ihn zehn Schritte vor sich sah, »wohin lauft Ihr denn so, mein junger Herr?«

Der junge Mann blieb plötzlich stehen, wie wenn er auf ein unübersteigliches Hindernis gestoßen wäre.

»Ihr seids, gnädigster Herr,« rief er, als er seinerseits den Prinzen erkannte und zwar trotz des dunkeln Mantels, worein er gehüllt war, und trotz des breitrandigen Huts, der seine Augen bedeckte.

»Nun ja denn, ich bins! und Ihr seid es auch, wenn ich mich nicht täusche. Ihr seid Mezieres, der junge Page des Herrn von St André ?«

»Ja, gnädigster Herr«

»Und überdies seid Ihr, wenn ich dem Anschein glauben darf, in Fräulein Charlotte verliebt, « fügte der Prinz hinzu.

»Oh, ich war es, ja, gnädigster Herr ; aber ich bin es nicht mehr.«

»Was Ihr sagt!«

»Ich schwöre es Euch.«

»Da seid Ihr sehr glücklich junger Mann,« sagte der Prinz halb heiter und halb traurig, »daß Ihr Eurer Liebe nur so ohne Weiteres den Abschied geben könnt; aber ich glaube es nicht.«

»Wie so, gnädigster Herr?«

»Wenn Ihr nicht verliebt wie ein Narr, oder närrisch wie ein Verliebter wäret, so könnte ich mir nicht erklären, warum Ihr so spät am Abend so toll in der Welt herumlauft.«

»Gnädigster Herr,« sagte der Page, »man hat mir so eben den tödlichsten Schimpf angethan, der je einem Mann widerfahren ist.«

»Einem Mann!« sagte der Prinz lächelnd; »von wem handelt es sich? doch nicht von Euch

selbst?«

»Warum nicht von mir selbst?«

»Ei, weil Ihr noch ein Kind seid.«

»Ich sage Euch, gnädigster Herr, « fuhr der junge Mensch fort, »ich sage Euch, daß ich auf die entsetzlichste Art behandelt worden bin; Mann oder Kind, ich: habe einmal das Recht seinen Degen an der Seite zu tragen, und ich werde mich rächen.«

»Wenn Ihr das Recht habt einen Degen an der Seite zu tragen, so hättet Ihr Euch seiner bedienen müssen.«

»Man hat mich durch Lakeien festnehmen, ergreifen, knebeln und . . .«

Der junge Mensch hielt mit einer Geberde des höchsten Zornes inne, und seine blauen Augen warfen, wie bei Thieren die in der Nacht herumschweifen, einen doppelten Blitz in der Dunkelheit.

An diesem Zeichen erkannte der Prinz den Mann des Hasses und Blutes.«

»Und?« fragte er.

»Und durchpeitschen lassen, gnädigster Herr, sagte der junge Mann mit einem Wuthschrei.

»Dann, « versetzte der Prinz spöttisch, »seht Ihr wohl, daß man Euch nicht wie einen Mann behandelt hat, sondern wie ein Kind.«

»Gnädigster Herr, gnädigster Herr,« rief Mezieres, »die Kinder werden schnell Männer, wenn sie siebzehn Jahre zurückgelegt und einen solchen Schimpf zu rächen haben.«

»Immerhin, « versetzte der Prinz, der wieder ernsthaft wurde, »ich höre gern so sprechen, junger Mann; aber wie ist Euch dieser Schimpf wiederfahren?«

»Ich war, wie Ihr so eben gesagt habt, gnädigster Herr, wie ein Narr in das Fräulein von St. André verliebt. Verzeiht, daß ich Euch dieses Geständniß ablege, gnädigster Herr.«

»Und warum sollte ich Euch Etwas zu verzeihen haben?«

»Weil Ihr sie beinahe eben so liebtet wie ich.«

»Ah, ah!« sagte der Prinz, »Ihr habt das bemerkt, junger Mensch?«

»Prinz, Ihr werdet mir niemals den hundertsten Theil des Bösen was Ihr mir zugefügt mit Gutem vergelten können.«

»Wer weiß? Fahrt fort.«

»Ich hätte mein Leben für sie gegeben,« fuhr der Page fort »und welche Schranke auch die Geburt zwischen sie und mich gestellt haben mag, ich fühlte mich bestimmt für sie, wenn nicht zu leben, doch wenigstens zu sterben.«

»Ich kenne das, sagte der Prinz lächelnd und ein Zeichen mit der Hand machend, wie wenn er einen unangenehmen Gegenstand von sich entfernen wollte, »fahret fort«

»Ich liebte sie so sehr, gnädigster Herr »daß ich mich darein ergeben hatte sie als die Frau eines Andern zu sehen, unter der Bedingung, daß dieser Andere sie ebenso sehr geliebt und geehrt hätte wie ich. Ja, sie geliebt, glücklich und geehrt zu wissen hätte mir genügt. Ihr seht also, gnädigster Herr, wie weit meine ehrgeizigen Absichten und meine verliebten Wünsche sich erstreckten.«

»Nun wohl, « sagte der Prinz, »was ist geschehen?«

»Nun wohl, gnädigster Herr, als ich erfuhr, daß sie die Maitresse des Königs war, als ich erfuhr, daß sie nicht blos mich, der ich mehr als ihr Liebhaber, der ich ihr Sklave war, täuschte;

nicht bloß mich, sage ich, sondern auch Euch, der Ihr sie anbetet, Herrn von Joinville, der sie heirathen sollte, und den ganzen Hof, der inmitten dieses Haufens von scham- und sittenlosen Mädchen sie allein für ein keusches, engelreines, aufrichtiges Kind hielt; als mir das geoffenbart wurde gnädigster Herr, als ich erfuhr, daß sie die Maitresse eines andern Mannes war . . .«

»Nicht eines andern Mannes, mein Herr ,« sagte der Prinz mit einem unübersetzbaren Ton —  
»sondern eines Königs.«

»Mag sein ! eines Königs ; aber es ist nicht minder wahr, daß mir der Gedanke gekommen ist, diesen Mann zu tödten, und wenn er zehnmal König ist.«

Teufel! mein schöner Page, « sagte Condé, »Ihr seid gar zu rasch und hitzig. Den König wegen eines verliebten Abenteurer zu tödten! Wenn man Euch für diese Idee bloß durchgepeitscht hat, so scheint es mir, daß Ihr kein Recht habt Euch zu beklagen.«

»Oh, man hat mich nicht wegen dieser Idee durchgepeitscht,« sagte Mezieres.«

»Warum denn? Wißt Ihr, daß Eure Geschichte mich zu interessiren anfängt? Nur wäre es Euch vielleicht gleich sie mir im Gehen zu erzählen. Erstens habe ich eiskalte Füße, und zweitens habe ich auf dem Greveplatz zu thun.«

»Mir liegt gar nichts daran, wohin ich gehe, gnädigster Herr, wenn ich mich nur vom Louvre entferne.«

»Nun, das trifft sich vortrefflich, « sagte der Prinz, indem er seine Sporen auf dem Pflaster klirren ließ. »Kommt mit mir, ich höre Euch an.«

»Dann schaute er ihn lächelnd an und fuhr fort

»Da könnt Ihr sehen, was ein gemeinschaftliches Unglück ist. Gestern glaubtet Ihr, ich würde geliebt und hattet Lust mich umzubringen; heute, da der König geliebt wird, führt das Mißgeschick uns zusammen, und ich bin jetzt Euer Vertrauter, in dessen Ehrlichkeit Ihr ein so großes Vertrauen setzt, daß Ihr ihm geradezu gestehet, Ihr habet Lust den König umzubringen. Ihr habt ihn jedoch, nicht umgebracht, nicht wahr?«

»Nein aber ich lag eine ganze Stunde lang in einem hitzigen Fieber in meinem Zimmer.«

»Gut, « murmelte der Prinz, »gerade wie ich.«

»Nach Verfluß von zwei Stunden habe ich, da ich zu keinem Entschluß gekommen war, an der Thüre des Fräulein von St. André angeklopft, um ihr ihr ehrloses Betragen vorzuhalten.«

»Wiederum wie, ich, « murmelte der Prinz.

»Fräulein von St. André war nicht zu Haus.«

»Ah!« sagte der Prinz, »hier hört die Gleichheit auf. Ich war glücklicher als Ihr.«

Der Marschall empfing mich. Er liebte mich sehr, wenigstens, sagte er es. Als er mich so blaß sah, erschrak er.«

»Was habt Ihr, Mezieres? fragte er mich. Seid Ihr krank?«

»Nein, gnädiger Herr, antwortete ich.«

»Was regt Euch denn so sehr auf?«

»Oh, gnädiger Herr, mein Herz ist voll von Bitterkeit und von Haß.«

Von Haß Mezieres! in Eurem Alter? Der Haß steht dem Alter der Liebe schlecht an.«

»Gnädiger Herr, ich hasse, ich will mich rächen. Ich kam um Fräulein von St. André um einen Rath zu bitten.«

»Meine Tochter?«

»Ja, und da sie nicht da ist . . . «

»Ihr seht es.«

»So will ich mir diesen Rath von Euch erbitten.«

»Sprecht, mein Sohn.«

»Gnädiger Herr, fuhr ich fort, ich liebte glühend eine junge . . .«

»So ist's recht, Mezieres! sagte der Marschall lachend; erzählet mir von Euern Liebesgeschichten, die Worte der Liebe kommen ganz natürlich auf die Lippen Eures Alters, wie im: Frühjahr die Blumen in die Gärten kommen; und wird Euch Eure Liebe vergelten von derjenigen, die Ihr heiß liebet?«

»Gnädiger Herr, ich machte nicht einmal Anspruch darauf. Sie stand durch ihre Geburt und ihre Glücksumstände so hoch über mir, daß ich sie in der Tiefe meines Herzens wie eine Gottheit anbetete, der ich kaum den Saum ihres Kleider zu küssen wagte.«

»Es ist also eine Dame vom Hof?«

»Ja, gnädiger Herr, antwortete ich stammelnd.«

»Ich kenne sie also?«

»Oh ja«

»Nun wohl was ist Euch widerfahren, Mezieres? Eure Gottheit wird heirathen, wird die Frau eines Andern werden, und das beunruhigt Euch?«

»Nein, gnädiger Herr, antwortete ich, kühn gemacht durch den Zorn, welchen diese Worte in mir erregten, das Mädchen das sich liebe wird nicht heirathen, nein, das Mädchen das ich liebe kann nicht mehr heirathen.«

»Und warum das? fragte der Marschall, indem er mich unruhig ausschaute.«

»Weil das Mädchen das ich liebe öffentlich die Maitresse eines Andern ist.«

»Jetzt war es am Marschall unruhig zu werden. Er wurde todtenblaß, trat einen Schritt vor und fragte, indem er mich fest und hart fixiert, mit gebrochener Stimme:

»Von wem wollt Ihr sprechen?«

»Ah! Ihr wißt es wohl, gnädiger Herr, antwortete ich, und wenn ich Euch von meiner Rache sage, so geschieht es, weil ich vermüthe, daß Ihr zu dieser Stunde Jemand für die Eurige sucht.«

»In diesem Augenblick trat der Hauptmann der Garden ein.«

»Stille! sagte der Marschall zu mir« Bei Euren Kopf, stille!«

»Dann aber schien er es doch für klüger zuhalten mich ganz zu entfernen, und sagte:

»Gehet hinaus!«

»Ich begriff, oder vielmehr ich glaubte zu begreifen. Wenn dem König ein Unglück widerfuhr, und wenn dieses Unglück von mir herkam, so war der Marschall, da der Hauptmann der Garden ihn mit mir reden gesehen hatte, blosgestellt.«

»Ja, gnädiger Herr, antwortete ich, »ja, ich gehe.«

»Und ich stürzte durch eine Nebenthüre im Innern, um dem Hauptmann der Garde weder im Gang noch im Vorzimmer zu begegnen.

»Als ich indeß einmal aus dem Saale und außer dem Gesichtskreis war, blieb ich stehen; dann schlich ich mich auf der Zehen zurück und nun hielt ich mein Ohr an die Tapete, das einzige Hindernis, das mir das Sehen verwehrte, nicht aber das Hören.

»Denkt Euch mein Staunen meine Entrüstung, gnädigster Herr.



»Es war das Patent als Gouverneur von Lyon, das man Herrn von St. André überbrachte.

»Der Marschall empfing Titel und Gunstbezeugungen mit der Demuth eines erkenntlichen Unterthanen und der Officier wurde beauftragt dem Liebhaber der Tochter die Danksagungen des Vaters zu überbringen.

»Kaum war er fort so machte ich nur einen Sprung von meinem Versteck bis zu dem Marschall.

»Ich weiß nicht, was ich zu ihm sagte, ich weiß nicht, mit welchen Beschimpfungen ich diesen Vater brandmarkte, der seine Tochter verkaufte; aber das weiß ich, daß ich nach einem verzweiflungsvollen Kampf, worin ich den Tod suchte und begehrte; gebunden; geknebelt mich in den Händen der Lakaien befand, daß ich der Peitsche, der Schande preisgegeben wurde.

Inmitten meiner Thränen oder vielmehr zwischen dem Blute hindurch, das aus meinen Augen floß, sah ich den Marschall, der mich aus einem Fenster seiner Wohnung anschaute: da that ich einen furchtbaren Eid: nämlich daß dieser Mann, welcher Denjenigen, der ihm Rache anbot, durchpeitschen ließ, daß dieser Mann nur von meiner Hand sterben solle.

»Ich weiß nicht, war es der Schmerz oder der Zorn, aber ich fiel in Ohnmacht.

»Als ich wieder zu mir kam, war ich frei und stürzte aus dem Louvre fort, indem ich den furchtbaren Schwur wiederholte, den ich gethan hatte. Gnädigster Herr! gnädigster Herr!« fuhr der Page mit steigender Erhitzung fort, »ich weiß nicht ob es wahr ist, daß ich blos ein Kind bin; nach meiner Liebe, nach meinem Haß glaubte ich etwas Anderes zu sein. Aber Ihr seid ein Mann, Ihr! aber Ihr sei d ein Prinz! Nun wohl, ich sage es Euch, wie ich es damals gesagt habe: der Marschall soll nur von meiner Hand sterben.«

»Junger Mensch!«

»Und weniger noch wegen des Schimpfes, den er mir angethan, als wegen desjenigen, den er selbst angenommen hat.«

»Junger Mensch,« sagte der Prinz, »wißt Ihr, daß ein solcher Eid eine Gotteslästerung ist?«

»Gnädigster Herr antwortete der Page, ganz von seinen Gedanken beherrscht und wie wenn er die Worte des Prinzen nicht gehört hätte, »gnädigster Herr, es ist ein Wunder der Vorsehung, das gestattet hat, daß bei meinem Weggang aus dem Louvre Ihr die erste Person waret, der ich begegnete ; gnädigster Herr, ich biete Euch meine Dienste an; unsere Liebe war gleich, wenn unser Haß es auch nicht ist, gnädigster Herr; im Namen dieser gemeinschaftlichen Liebes bitte ich Euch, mich unter Eure Diener aufzunehmen; mein Kopf, mein Herz, meine Arme sollen Euch gehören, und bei der ersten Gelegenheit werde ich Euch beweisen daß man mir keinen Undank vorwerfen kann. Nehmt Ihr an, gnädigster Herr?«

»Der Prinz besann sich einen Augenblick.

»Nun wohl, gnädigster Herr,« wiederholte der junge Mann ungeduldig, »nehmt Ihr das Anerbieten meines Lebens an?«

»Ja,« sagte der Prinz, indem er beides Hände des jungen Mannes in die seinigen nahm, »aber unter einer Bedingung.«

»Unter welches, gnädigster Herr?«

»Daß Ihr Euern Plan den Marschall zu er morden aufgibt.«

»Oh, Alles was Ihr wollt, gnädigster Herr!« rief der junge Mann auf dem Gipfel der Exaltation, »nur das nicht.«

»Dann geht es nicht, denn dieß ist die erste Bedingung die ich für Euern Eintritt in meinen

Dienst festsetze« :«

»Oh gnädigster Herr, ich bitte Euch auf den Knien verlangt das nicht von mir.«

»Wenn Ihr mir den Eid nicht leistet, den ich von Euch verlange, so verlaßt mich augenblicklich, mein Herr; ich kenne Euch nicht, ich will Euch nicht kennen.«

»Gnädigster Herr, gnädigster Herr!«

»Ich befehle Soldaten und keine Banditen.«

»Oh, gnädigster Herr, « ist es möglich, daß ein Mann einem andern Mann die Erlaubniß verweigert eine tödtliche Beleidigung zu rächen?«

»Auf die Art wie Ihr sagt, ja.«

»Aber gibt es irgend ein anderes Mittel in der Welt?«

»Vielleicht.«

»Oh,« sagte der junge Mann kopfschüttelnd, »nie wird der Marschall sich dazu verstehen, mit einem seiner ehemaligen Diener den Degen zu kreuzen.«

»Natürlich,« antwortete der Prinz, « »in einem regelmäßigen Duell nicht; aber es kann eine Gelegenheit kommen, wo der Marschall Euch diese Ehre nicht verweigern kann.«

»Welche Gelegenheit?«

»Setzet, den Fall, Ihr träfet auf einem Schlachtfeld mit ihm zusammen.«

»Auf einem Schlachtfeld!«

»Nun wohl, an diesem Tags, Mezieres, verpflichte ich mich, Euch meinen Platz abzutreten, selbst wenn ich ihm gegenüber stehen sollte und nicht Ihr.«

»Aber wird dieser Tag jemals kommen, gnädiger Herr ?« fragte der junge Mann fieberisch, »ist es möglich, daß er jemals kommt?«

»Vielleicht früher als Ihr glaubt, « antwortete der Prinz.«

»Oh, wenn ich dessen gewiß wäre!« rief der Junge Mensch.«

»Wer Teufel kann in dieser Welt einer Sache gewiß sein ?« sagte der Prinz. »Es gibt Wahrscheinlichkeiten mehr nicht.«

Der junge Mensch, sann jetzt ebenfalls einen Augenblick stille nach.

»Seht gnädigster Herr, « sagte er dann, »ich weiß nicht, woher mir die Ahnung kommt, daß wirklich etwas Seltsames und Drohendes in der Luft liege; überdies hat man mir Etwas prophezeit . . . Ich nehme an, gnädigster Herr.«

»Und Ihr schwört ?«

»Den Marschall nicht verrätherisch zu ermorden, ja, gnädigster Herr; aber wenn ich auf einem Schlachtfeld mit ihm zusammentreffe . . .«

»Oh, dann trete ich ihn Euch ab, ich gebe ihn Euch preis, er gehört Euch; nur müßt Ihr Euch in Acht nehmen.«

»Warum ?«

»Der Marschall ist ein sehr tüchtiger Soldat.«

»Oh, was das betrifft, gnädigster Herr, das ist meine Sache; möge nur mein guter oder böser Engel mich vor ihn führen, das ist Alles was ich verlange.«

»Dann bleibt es dabei und unter dieser Bedingung gehört Ihr zu den Meinigen.«

»Oh, gnädigster Herr!«

Der junge Mensch warf sich auf die Hand des Prinzen und küßte sie.«

Sie waren auf der Mühlenbrücke angekommen; das Quai begann sich mit Leuten zu füllen, die sich nach dem Greveplatz drängten. Der Prinz hielt es für gerathen sich des Pagen zu entledigen, wie er sich Robert Stuart entledigt hatte.

»Ihr kennt das Hotel Condé ?« fragte er ihn.

»Ja, gnädigster Herr.«

»Nun wohl, so begeben Euch dahin, sagt, daß Ihr von Stund an zu meinem Hause gehöret, und verlanget ein Zimmer in dem Flügel, den meine Stallmeister bewohnen.«

Dann fügte der Prinz mit jenem bezaubernden Lächeln, das ihm, wenn er wollte, die Herzen seiner Feinde gewann und dann seine Freunde zu Fanatikern für ihn machte, hinzu:

»Ihr sehet, daß ich Euch wie einen Mann behandle und nichts wie einen Knaben, der noch in den Kinderschuhen ist.«

»Dank, gnädigster Herr,« antwortete Mezieres ehrerbietig; »von diesem Augenblick an verfüget über mich als über eine Sache, die Euch gänzlich angehört.«

---

## XIV.

### *Was der Kopf des Prinzen von Condé wog.*

Während die in den vorhergehenden Capiteln erwähnten Ereignisse stattfanden, das heißt während der doppelten Besprechung des Prinzen von Condé mit Robert Stuart und Mezieres wollen wir ein wenig sagen, was sich im Louvre zutrug.

Wir haben gesehen, wie Herr von Condé vom König und wie Fräulein von St André von Herrn von Condé Abschied genommen hatte.

Als Herr von Condé sich entfernt hatte, war das junge Mädchen wie vernichtet von Schmerz sitzen geblieben; dann aber war sie einer verwundeten Löwin gleich, die sich, nachdem sie Anfangs unter dem Schlag erlegen, allmählig erholt und den Kopf schüttelt und wieder aufrichtet, ihre Klauen ausstreckt und anzieht, und in den nächsten Bach läuft, um sich mit Muße darin zu betrachten und zu sehen ob sie immer noch dieselbe ist, an ihren Spiegel gelaufen, um sich zu überzeugen, ob sie in dem schrecklichen Kampf Nichts von ihrer wunderbaren Schönheit verloren habe, und als sie sich noch immer gleich verführerisch fand, unter dem furchtbaren Lächeln womit sie ihren Haß bedeckte, da zweifelte sie nicht mehr an der Macht ihrer Reize und schlug den Weg nach den Gemächern des Königs ein.

Jedermann kannte bereits das Ereigniß von gestern, so daß alle Thüren sich vor Fräulein von St. André öffneten, und daß, als sie ein Zeichen gab, daß sie nicht angemeldet zu werden wünsche, Offiziere und Huissiers sich an die Wand stellten und blos mit dem Finger auf das Schlafzimmer deuteten.

Der König saß nachdenklich und sinnend in seinem Lehnstuhl.

Kaum hatte er sich entschlossen König zu sein, als bereits die Last des Königthums auf seine Schultern herabfiel und ihn erdrückte.

Er hatte daher nach seiner Erörterung mit dem Prinzen von Condé seiner Mutter sagen lassen, sie möge ihm Befehl ertheilen zu ihr zu kommen oder sie möge ihm die Gnade erweisen bei ihm zu erscheinen.

Er wartete also und wagte es nicht nach der Thüre zu sehen, weil er fürchtete, das strenge Gesicht der Königin Mutter möchte zum Vorschein kommen.

Statt dieser strengen Physiognomie war es das holdselige Gesicht des jungen Mädchens, das sich unter der aufgehobenen Tapete abzeichnete.

Aber Franz II. sah sie nicht. Er hatte seinen Kopf der entgegengesetzten Seite zugekehrt, denn er dachte, es würde immer noch Zeit sein sich umzuwenden, wenn der schwere und etwas gewichtige Tritt seiner Mutter einmal den Fußboden unter dem Teppich erkrachen mache.

Der Tritt des Fräuleins von St. André gehörte nicht zu denjenigen, unter welchen die Fußböden erdröhnen. Gleich einer Nixe hätte das schöne junge Mädchen über Binsen hingehen können, ohne ihre Spitzen zu beugen; gleich den Salamandern hätte sie sich auf dem Capitäl einer Rauchsäule zum Himmel erhoben.

Sie trat also in das Zimmer, ohne gehört worden zu sein; ungehört näherte sie sich dem jungen König; als sie bei ihm war, schlang sie verliebt ihre Arme um seinen Hals, und im Augenblick

wo er den Kopf aufrichtete, drückte sie ihre brennenden Lippen auf seine Stirne.

Es war nicht Catharina von Medici; die Königin Mutter hatte keine so glühende Liebkosungen für ihre Kinder, oder wenn sie solche hatte, so bewahrte sie dieselben für den Günstling ihrer Mutterliebe, für Heinrich III. Aber für Franz II., dieses Kind das sie auf Verordnung des Arztes in einem Augenblick des Unwohlseins empfangen hatte, das schwächlich und ungesund auf die Welt gekommen war, hatte sie kaum diejenige Zuneigung, die eine erkaufte Amme manchmal für ihren Pflegling hat.

Es war also nicht die Königin Mutter.

Es war auch nicht die kleine Königin Marie.

Die kleine Königin Marie, etwas vernachlässigt von ihrem Gemahl, zwei Tage vorher durch einen Sturz vom Pferde verwundet, auf einer Longuechaise liegend auf Befehl der Aerzte, die in Folge dieses Sturzes eine Fehlgeburt fürchteten, die kleine Königin, wie man sie nannte, war nicht im Stand zu ihrem Gemahl zu kommen, und hatte keinen Grund an ihn ihre Liebkosungen zu verschwenden, die übrigens für alle Diejenigen, welche sie empfing so tödtlich waren.

Es war also Fräulein von St André.

Der König brauchte somit das Gesicht das überdem seinigen lächelte nicht anzusehen, um zu rufen:

»Charlotte!«

»Ja, mein viel geliebter König!« sagte das junge Mädchen, »Charlotte — Ihr könnt sogar sagen *meine* Charlotte — außer wenn Ihr mir nicht mehr erlauben wolltet zu sagen: *mein* Franz.«

»Oh, immer, immer!« sagte der junge Fürst, der sich erinnerte, um welchen Preis er so eben dieses Recht in der furchtbaren Erörterung mit seiner Mutter erkaufte hatte.«

»Nun wohl, Eure Charlotte kommt um Euch Etwas zu fragen.«

»Wie viel,« sagte das junge Mädchen mit einem zauberischen Lächeln, »wie viel der Kopf eines Mannes werth ist, der sie tödtlich beschimpft hat?«

Eine lebhaftere Röthe bedeckte die bleiche Stirne des Königs, der einen Augenblick zu leben schien.

»Ein Mann hat Euch tödtlich beschimpft, meine Liebe?« fragte er.

»Tödtlich.«

»Ah, ah, dieß ist der Tag der Beschimpfungen,« sagte der König: »denn auch mich hat ein Mann tödtlich beschimpft; unglücklicher Weise kann ich mich nicht rächen. Um so schlimmer also für den Eurigen, meine schöne Freundin, « sagte Franz II. Mit dem Lächeln eines Kindes, das einen Vogel erwürgt, »der Eurige wird für Beide bezahlen.«

»Dank, mein König! Ich zweifelte nicht daran, daß, je mehr das junge Mädchen, das Alles für Euch geopfert hat, entehrt worden ist, Ihr um so geneigter sein würdet für ihre Ehre Partei zu ergreifen.«

»Welche Strafe verlanget Ihr für den Verbrecher?«

»Hab ich Euch nicht gesagt, daß die Beleidigung eine tödtliche sei?«

»Nun wohl?«

»Nun wohl, auf eine tödtliche Beleidigung gebührt die Todesstrafe.«

»Oh, oh, « sagte der Fürst, »es ist heute kein Tag der Gnade, Jedermann verlangt den Tod von irgend Jemand. Und welcher Kopf ist es, den Ihr verlangt? Laßt sehen, meine schöne

Grausame.«

»Ich habe es Euch bereits gesagt, Sire, der Kopf des Mannes der mich beschimpft hat.«

»Noch einmal,« sagte Franz II. lachend, »um Euch den Kopf dieses Mannes zu geben muß ich seinen Namen wissen.«

»Ich glaubte daß die Waage des Königs nur zwei Schalen hätte: die des Lebens und die des Todes; die des Unschuldigen und die des Schuldigen.«

»Aber die Schale des Schuldigen kann mehr oder weniger schwer die des Unschuldigen mehr oder weniger leicht sein. Nun wohl, spricht, wer ist der Schuldige? Ist es wiederum ein Parlamentsrath wie dieser unglückliche Dubourg den man morgen verbrennt? In diesem Fall ginge die Sache ganz von selbst — meine Mutter ist im Augenblick voll Haß — man würde zwei verbrennen statt eines Einzigen, und Niemand würde es bemerken, als der zweite Verbrannte.«

»Nein, es ist kein Justizmann, Sire, es ist ein Mann des Degens,«

»Vorausgesetzt, daß es sich nicht um die Herrn von Guise, und Herrn von Montmorency oder um Euern Vater handelt, können wir schon noch zu Stande kommen.«

»Es handelt sich nicht nur nicht von einen von diesen drei, sondern er ist noch ihr 'Todfeind.«

»Gut« sagte der König, »jetzt wird Alles von seinem Rang abhängen-«

»Von seinem Rang ?«

»Ja.«

»Ich glaubte, es gebe für einen König keinen Rang und ihm gehöre Alles was unter ihm stehe.«

»Oh meine schöne Nemesis, wie hitzig Ihr drein fahrt! Glaubt Ihr zum Beispiel, das meine Mutter unter mir stehe?«

»Ich spreche nicht von Eurer Mutter.«

»Daß die Herren von Guise unter mir stehen?«

»Ich spreche nicht von den Herren von Guise.«

»Daß Herr von Montmorency unter mir stehe?«

»Es handelt sich nicht um den Connetabel.«

Eine Idee durchzuckte wie ein Blitz den Kopf des Königs.

»Ah!« sagte er, »und Ihr behauptet, ein Mann habe Euch beschimpft?«

»Ich behaupte es nicht, ich versichere es«

»Wann?«

»So eben.«

»Wo ?«

»Auf meinem eigenen Zimmer, in welches er von Euch hinweg gekommen ist.«

»Gut,« sprach der König, »ich begreife. »Es handelt sich von meinem Vetter, Herrn von Condé?«

»Ganz richtig, Sire.«

»Und Ihr fordert den Kopf des Herrn von Condé von mir?«

»Warum denn nicht?«

»Zum Henker, was fällt Euch denn ein, mein Liebchen! Ein königlicher Prinz!«

»Schöner Fürst!«

»Der Bruder eines Königs!«  
»Schöner König!«  
»Mein Vetter !«  
»Eben das erschwert seine Schuld ; denn da er zu Eurer Familie gehört, Sire, so schuldet er Euch einen größeren Respect.«  
»Mein Liebchen, mein Liebchen, Ihr verlangt viel!« sagte der König.  
»Oh, weil Ihr nicht wißt, was er gethan hat.«  
«Doch, ich weiß es.«  
»Ihr wißt es ?«  
»So sagt mir.«  
»Nun wohl, er hat auf der Treppe des Louvre das Schnupftuch gefunden, das Ihr dort verloren hattet.«  
»Weiter?«  
»In diesem Schnupftuch war das Billet, das Lanoue an Euch geschrieben hat.«  
»Weiter.«  
»Dieses Billet hat er der Frau Admiralin gegeben.«  
»Weiter.«  
»Aus Bosheit oder Unvorsichtigkeit hat die Frau Admiralin es im Cirkel der Königin fallen lassen. «  
»Weiter.«  
»Herr von Joinville hat es gefunden, und da er glaubte, es handle sich um eine ganz andere Person als um Euch, so hat er es der Königin Mutter gezeigt.«  
»Weiter.«  
»Daher der boshafte Spaß, welcher veranlaßte, daß unter den Augen Eures Vaters und Eures Bräutigams . . . «  
»Weiter?«  
»Wieso weiter?«  
»Ja.«  
»Ist das noch nicht Alles?«  
»Wo war Herr von Condé während dieser Zeit?«  
»Ich weiß es nicht, in seinem Hotel oder auf verliebten Abenteuern.«  
»Er war nicht in seinem Hotel und lief keinen Abenteuern nach.«  
»Jedenfalls war er nicht unter Denjenigen die uns umringten.«  
»Nein; aber er war im Zimmer.«  
»In unserem Zimmer?«  
»In unserem Zimmer«  
»Wo? ich habe ihn nicht gesehen.«  
»Aber er hat uns gesehen! aber er hat mich gesehen!«  
»Er hat Euch das gesagt?«  
»Und noch viele andere Dinge, wie z. B. Daß er in mich verliebt sei.«  
»Daß er in Euch verliebt sei !« rief der König mit einem Gebrülle.

»Oh, was Das betrifft, so wußte ich es wohl, denn er hat es mir schon zwanzigmal gesagt oder geschrieben.«

Franz wurde so blaß als wenn er sterben wollte.

»Und seit sechs Monaten, « fuhr Fräulein von St. André fort, »spaziert er jeden Abend von zehn bis zwölf Uhr unter meinem Fenster herum.«

»Ha!« sagte der König mit dumpfer Stimme, indem er den Schweiß abwischte der auf seiner Stirne perlte, »Das ist etwas Anderes.«

»Nun wohl, Sire, ist der Kopf des Herrn Prinzen von Condé jetzt leichter geworden?«

»So leicht, daß, wenn ich nicht an mich hielte, der Wind meines Zornes ihn von seinen Schultern wehen würde.«

»Und warum haltet Ihr an Euch, Sire.«

»Charlotte, Das ist eine so wichtige Angelegenheit, daß ich sie nicht allein entscheiden kann.«

»Ja, Ihr braucht die Erlaubniß Eurer Mutter, armes Ammenkind, armer König in einem Wickelzeug.«

Franz warf Derjenigen die ihm diese doppelte Beleidigung gesagt hatte einen drohenden Blick zu; aber er begegnete dem Blick des jungen Mädchens, der ebenfalls so drohend war, daß er die Augen abwandte.

Es geschah Dasselbe was bei einem Kampfe geschieht: die Aneinanderreibung des Eisens entfernte das Eisen.

Der Stärker entwaffnete den Schwächeren.

Und Jedermann war stärker als der arme Franz II.

»Nun wohl,« sagte Franz, »wenn ich dieser Erlaubniß bedarf, so werde ich sie verlangen, und damit Punktum.«

»Und wenn die Königin Mutter sie Euch verweigert ?«

»Wenn sie mir sie verweigert!« sagte der junge Fürst, indem er seine Maitresse mit einem grimmigen Ausdruck betrachtete, dessen man sein Auge nicht fähig geglaubt hätte.

»Ja, wenn sie Euch die Erlaubniß verweigert?«

Es entstand seine kurze Pause. Nach dieser Pause hörte man Etwas wie das Gezische einer Natter.

Es war die Antwort des Königs Franz II.

»Ich werde sie zu entbehren wissen,« sagte er.

»Ist das wahr was Euer Majestät da sagt ?«

»So wahr als ich den Prinzen von Condé bis auf den Tod hasse.«

»Und wie viele Minuten verlangt Ihr von mit, um diesen schönen Racheplan zur Ausführung zubringen ?«

»Ah solche Pläne reifen nicht in einigen Minuten, Charlotte.«

»Wie viele Stunden ?«

»Die Stunden gehen schnell dahin, und man bringt nichts Gutes zu Stande wenn man sich übereilt.«

»Wie viele Tage?«

Franz überlegt.



»Ich verlange einen Monat,« sagte er.

»Einen Monat?«

»Ja.«

»Das heißt dreißig Tage ?«

»Dreißig Tage.«

»Dreißig Tage und dreißig Nächte also?«

Franz II. wollte eben antworten, aber die Tapete hob sich und der dienstthuende Offizier meldete:

»Ihre Majestät die Königin Mutter!«

»Der König zeigte seiner Geliebten die kleine Alkoventhüre, welche in sein Cabinet führte, das einen eigenen Ausgang auf den Corridor hatte.

Das junge Mädchens hatte eben so wenig als ihr Geliebter Lust der Königin Mutter persönlich die Stirne zu bieten ; sie eilte in der bezeichneten Richtung fort, aber bevor sie verschwand, hatte sie noch Zeit dem König die letzten Worte zuzuwerfen:

»Haltet Euer Versprechen, Sire !«

Der letzte Ton dieser Worte war noch nicht verhallt als die Königin Mutter, zum zweiten Male an diesem Tag, im Schlafzimmer ihres Sohnes erschien.

\*

\*

\*

Eine Viertelstunde nach der Hinrichtung Anne Dubourgs glich der Greveplatz, düster und verlassen, nur noch hie und da von einem letzten Aufflackern des Scheiterhaufens beleuchtet, einem großen Kirchhof, und die Funken, die umher hüpfen, erhöhten die Aehnlichkeit; indem sie jene Irrlichter vorstellten, die in den langen Winternächten über den Gräbern tanzen.

Und diese Illusion wurde noch vervollständigt durch zwei Männer, welche langsam und still wie Gespenster über den Platz schritten.

Ohne Zweifel hatten sie mit ihrem nächtlichen Spaziergang gewartet, bis die Menge sich zerstreut hatte.

»Nun Prinz,« begann einer der beiden Männer indem er zehn Schritte vorn Scheiterhaufen stehen blieb und traurig seine Arme kreuzte, »was sagt Ihr von dem was so eben vor gefallen ist?«

»Ich weiß nicht, was ich Euch antworten soll, mein Vetter, antwortete der Mann, der als Prinz angeredet worden; »aber das weiß ich, daß ich schon viele menschliche Geschöpfe habe sterben sehen; ich habe Todeskämpfe aller Art angewohnt, ich habe zwanzigmal das letzte Röcheln eines Sterbenden gehört: nun wohl, Herr Admiral noch niemals hat weder der Tod eines tapfern Feindes noch der Tod einer Frau, noch der Tod eines Kindes einen solchen Eindruck auf mich hervorgebracht, wie ich in dem Augenblick empfand wo diese Seele die Erde verließ.«

»Was mich betrifft, Prinz sagte der Admiral, der nicht verdächtig war, wenn er von Muth sprach, »so fühlte ich mich von einem unerklärlichen Schrecken ergriffen, und wäre ich an der Stelle des Verurtheilten gewesen, mein Blut hätte nicht schrecklicher in meinen Adern gerinnen können. Mit Einem Wort, mein Vetter,« fügte der Admiral hinzu, indem er den Prinzen beim Faustgelenke hielt, »ich habe Furcht gehabt.«

»Furcht, Herr Admiral,« sagte der Prinz, indem, er Herrn von Coligny erstaunt anschaute, »saget, Ihr, Ihr hättet Furcht gehabt, oder habe ich falsch gehört?«,

»Ich habe es wirklich gesagt, und Ihr habt recht gehört. Ja, ich habe Furcht gehabt; ja, es, ist mir ein gewisser eisiger Schauer durch die Adern gefahren, eine düstere Ahnung meines nahen Endes hat sich meines Herzens bemächtigt. Vetter, ich, bin überzeugt, daß auch ich eines gewaltsamen Todes sterben werde«

»So gebt mir die Hand, Herr Admiral, denn man hat mir prophezeit, daß ich ermordet werden solle.

»Einen Augenblick schwiegen Beide.

Sie standen unbeweglich da, gefärbt von einer röthlichen Schattirung, dem Rückstrahl der letzten Flammen des Scheiterhaufens.

Der Prinz von Condé schien in eine schwermüthige Träumerei versunken.

Der Admiral von Coligny sann tief nach.

Auf einmal erhob sich ein Mann von hohem Wuchs und in einen großen Mantel gehüllt vor ihnen, ohne daß sie in ihrem tiefen Kummer das Getöse seiner Schritte gehört hätten.

»Wer ist da?« fragten die beiden Männer, indem sie zusammenfuhren und mechanisch nach ihren Degen griffen.

»Ein Mann,« antwortete der neue Ankömmling, »den Ihr, Herr Admiral, gestern Abend mit einem Gespräche beehrt habt, und der beim Weggehen von Euch wahrscheinlich ermordet worden wäre, wenn der Herr Prinz ihm nicht Hilfe geleistet hätte.«

So sprechend hatte sich der neue Ankömmling, nachdem er seinen breitrandigen Filz abgenommen und den Admiral begrüßt, gegen den Prinzen von Condé gekehrt und sich vor ihm noch tiefer vorbeugt als vor dem Admiral.«

Der Prinz und der Admiral erkannten ihn.

Der Baron de la Renaudie!« riefen Beide zugleich.

La Renaudie machte seinen Arm von dem Mantel los und streckte ihn lebhaft gegen den Admiral aus.

Aber so rasch seine Bewegung war, so kam eine dritte Hand der seinigen zuvor.

Es war die Hand des Prinzen von Condé.

»Ihr täuschen Euch, mein Vater, « sagte er zum Admiral, »wir sind zu drei.«

Ist es wirklich wahr, mein Sohn?« rief der Admiral voll Freude.

Beim letzten Schimmer des Scheiterhaufens bemerkte man einen Trupp, der über den Platz herkam.

»Ah!« sagte der Admiral, »da kommt Herr von Mouchy mit seinen Leuten. Ziehen wir uns zurück Freunde, und vergessen wir niemals, was wir soeben gesehen und beschworen haben!«

Wie die drei Verschwören beim Schein der Flammen Herrn von Mouchy gesehen hatten, so hatte Herr von Mouchy auch sie gesehen, aber ohne sie zu kennen, da sie in ihre Mäntel eingehüllt waren.

Er gab seinen Leuten Befehl auf die verdächtige Gruppe zuzugehen.

Aber gleich als hätte die Flamme nur auf diesen Befehl gewartet, um zu erlöschen, sie verschwand auf einmal und der Platz kehrte in die tiefste Dunkelheit zurück.

Und in dieser Dunkelheit verschwanden die drei künftigen Häupter der protestantischen

Reformation, welche einer um den andern als Opfer des so eben geleisteten Eides fallen sollten.

E N D E.